
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag,
Dr. R. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm,
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr.
K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

2. Band

Erste Abteilung

Die Spielmannsdichtung I

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Die
Spielmannsdichtung

Erster Teil

Die reine Spielmannsdichtung

Bearbeitet

von

Prof. Dr. Paul Piper



Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Vorwort.

Dieses Buch ist meinem lieben Freunde, Dr. Alfred Holder in Karlsruhe, gewidmet, auf dessen Arbeiten sich dasselbe, ebenso wie der vorhergehende Band, oft bezieht.

Über der Entwicklung des Zeitraumes unserer Litteratur, welchen der vorliegende Band behandelt, schwebt noch vieles Dunkel. Viele denselben betreffende Fragen sind ungenügend beantwortet, andere überhaupt noch nicht berührt worden. Wenn ich hier den Versuch gemacht habe, an der Hand der neuerschlossenen Quellen besonders auf sprachlichem Wege zu größerer Klarheit hindurchzudringen, so hat derselbe auch dazu gedient, mir zu zeigen, wie vieles wohl überhaupt niemals wird aufgeklärt werden können.

Hinsichtlich der äußeren Anlage berührt sich dieser Band oft mit dem folgenden, der geistlichen Dichtung; bisweilen war es schwer, die richtige Grenze zu ziehen. Das Wörterbuch für beide Teile wird am Schlusse folgen. Die in den Anmerkungen gebrauchten Abkürzungen sind dieselben, wie im vorigen Bande. Es kommen hinzu:

AP Athis und Prophilias
AB Basler Alexander
AS Straßburger Alexander
AV Vorauer Alexander

E I. Herzog Ernst, niederrheinisches Gedicht
E II. „ „ , die älteste Umarbeitung
E III. „ „ , die zweite Umarbeitung
En. Heinrich von Veldeke, Eneit
O Oswald
OH Orendel von Hagen
OE Orendel von Ettmüller
R Rolandslied
Rth. Rother
Ruod. Rudolf
S Salman und Morolf.

Altona, April 1887.

P. Piper.

Während bis um den Anfang des zwölften Jahrhunderts nur geringe Spuren volksmäßiger Dichtung in Aufzeichnungen erhalten sind, tritt sie uns von dieser Zeit an sogleich in einer großen Fülle der Stoffe und Formen entgegen, und in einem seit dem neunten Jahrhundert nicht hervorgetretenen Eifer ist die geistliche Dichtung bemüht, der volksmäßigen das Feld streitig zu machen, ein Zeichen von dem großen, der Geistlichkeit bedenklichen Einflusse der letzteren.

Diese Bedeutung, welche die Volkspoesie gewonnen hatte, setzt eine Jahrhunderte lang dauernde, emsige Pflege voraus. Die Formen der Dichtung wie ihre Stoffe müssen in ununterbrochner Überlieferung bewahrt worden sein. Aber auch das Eifern der Geistlichen gegen das gipôsi, die saecularia carmina, zeigt uns, daß solche vorhanden waren, wenn uns auch aus der älteren Zeit wenig oder nichts davon erhalten ist.

Zwar der altgermanische Sänger, der bei Fürsten auf dem Hochsitz saß und der für seinen Gesang mit dem goldenen Armringe geehrt wurde, war in dem allgemeinen Umschwunge, welcher in den deutschen Lebensverhältnissen infolge der Berührung mit den Römern stattgehabt hatte, verschwunden, doch sein Kleinod, die deutsche Sage, ward hinübergerettet in die neue Zeit, wenn auch in einem unreinen Gefäße, dem Spielmanne.

Diesem und den durch ihn uns überlieferten Dichtungswerken soll die folgende Betrachtung gewidmet sein.

Wohl werden wir darnach begreifen, wie diese Dichtung Jahrhunderte lang bestehen konnte, ohne in schriftlichen Aufzeichnungen erhebliche Spuren von sich zu hinterlassen: ihr Träger war eben der Mime, und diesem flicht die Nachwelt keine Kränze, auch machte er damals wenigstens noch keine Ansprüche auf solche, und

16. altgermanische Sänger, vgl. Deutsche Nat.-Litt. Bd. I, 12, 5 ff

für einen guten Bissen und Trunk und einen klingenden Lohn hatte er mehr Verständnis als für des Ruhmes lockenden Silberton. Aber schwieriger scheint es, die Frage zu beantworten: Welcher Einfluß vermochte auf den damaligen Träger der Volkspoesie, den verworfenen Spielmann, also läuternd einzuwirken, daß die edlen Erscheinungen dieser Dichtung, ein Nibelungenlied, ein Walter von der Vogelweide, als Ergebnis derselben begriffen werden können?

Indem wir uns die volle Entscheidung dieser Frage auf einen späteren Band versparen, bereiten wir die Beantwortung derselben vor durch eine eingehende Betrachtung, zunächst der volksmäßigen Spielmannspoesie, und dann, im zweiten Halbbande, der geistlichen Dichtung.

I. Allgemeines über die Spielmannsdichtung.

1. Die Herkunft des Spielmannes.

Als das römische Reich bei seiner Berührung mit den Germanen zusammenbrach, da mußte unter den derben Fußtritten der Sieger auch manches zartere Gewächs der Überfeinerung zu Grunde gehen, welches bei den verweichlichten römischen Großen hatte gedeihen können, bei den harten, kriegsgewohnten Germanen aber keine Stätte fand. Manches aber rettete sich auch hinüber in die germanische Welt, wenn es auch in derselben zunächst nur als Gegenstand des Spottes und der Verachtung fortlebte.

Ein solches Erbteil aus dem Altertum ist der Spielmann, der nichts anders ist, als der mimus, oder ioculator, oder scurra, oder histrio der Römer. Ihn konnte man ohne weiteres hinübernehmen, denn er bedurfte für seine Kunst keine kostspieligen Vorrichtungen, keine Bühne, keine prunkvollen Gewänder, auch waren für seine Aufführungen weder kunstvoll ausgebildete Dichtungen, noch eine Zuhörerschaft von feinem Geschmack eine notwendige Vorbedingung. Vielmehr war des Spielmannes Gewerbe um so einträglicher, je gemeiner er sich zu machen verstand und je mehr er sich dem Spotte und dem Hohne seiner Zuhörer aussetzte.

Daß diese Übereinstimmung des römischen scurra und des deutschen Spielmannes eine thatsächliche ist, zeigen die Gleichheit der charakteristischen Züge bei beiden, ferner die deutschen Glossierungen der betreffenden lateinischen Bezeichnungen und endlich

2. Vgl. hierüber K. Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter, Wien 1851, S. 351 ff. C. J. Grysar, der römische Mimus. Sitzungsber. der k. k. Ak. d. W. zu Wien. 1854. W. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh., Straßb. 1875, S. 11 ff. F. Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter, Halle 1876, S. 7 ff. R. Köpke, Hrotsuit von Gandersheim (Ottonische Studien II), Berlin 1869, S. 176. Köhler, über den Stand berufsmäßiger Sänger. G. XV. 27—50; L. Schönach, Urkundliches über die Spielleute in Tirol. A. XXXI, 171—185. Einiges sonstige bei Scherer a. a. O. S. 11, Anm. — 25 f. deutschen Glossierungen. Bezeichnungen, Grysar a. a. O. S. 15 f. 99.

historisch beglaubigte Nachrichten von dem Auftreten der römischen mimi und ioculatores unter deutschen Völkerschaften.

Die Gleichheit der Charaktere des Spielmannes und des scurra wird unten gelegentlich erwiesen werden.

Das Wort scurra findet sich häufig durch spiliman glossiert, ebenso scenicus, thymelicus, histrio, ioculator, mimus, und wenn denselben Lemmaten auch andere Glossierungen entsprechen (s. unten), so sind uns diese ein Hilfsmittel mehr zur Kenntnis des Charakters des Spielmannes.

Seinem Wesen nach ist der deutsche Spielmann dasselbe geblieben, wie sein römischer Ahn, der mimus oder scurra. Besonders charakteristisch ist für beide die Frechheit des Auftretens in unzüchtigen Darstellungen, unverschämtem Gabenheischen und in schmähsüchtiger Rede. Cicero sagt von ihnen: Mimorum est ethologorum, si nimia est imitatio, sicut obscaenitas.. Der nachäffenden Mimen Nachahmung wird, wenn sie übertrieben wird, fast zur Gemeinheit. Ovid klagt:

Wie, wenn ich Mimen geschrieben nun hätte, voll schamloses Scherzes,
Welche der Vorwurf stets sträflicher Liebe entehrt,
Und in denen geputzt der Buhler beständig einhergeht
Und die Gattin den Mann täuscht mit verschlagenem Wort.
Solche Stücke begafft, wie der Jüngling, so Gattin und Gatte,
Ja, auch die Jungfrau; es fehlt meist nicht einmal der Senat.
Nicht genug, daß schändliche Rede die Ohren beleidigt:
Auch das Auge gewöhnt bald sich an mancherlei Schmutz.

Und der beredte Lactantius eifert: quid de mimis loquar corruptelarum praeferentibus disciplinam? qui docent adulteria dum fingunt et simulatis erudiunt ad uera. Ähnliche Äußerungen römischer Schriftsteller haben wir noch mehrere, doch werden die angeführten genügen. Dieser Schilderung nun entspricht vollkommen das Bild des deutschen Spielmannes, wie es sich aus den nächstfolgenden Abschnitten ergiebt. Bezeichnend ist auch, daß die Bezeichnung spiliman an zwei der oben angeführten Stellen dazu

5. scurra ... glossiert, Steinmeyer-Sievers, die althochdeutschen Glossen, Berlin 1879/82. I. 292, 70. 417, 38. — 6. scenicus, a. a. O. II, 119, 19. — thymelicus, a. a. O. II, 113, 17. 147, 44. 154, 34. — histrio, a. a. O. II, 191, 74. 234, 29. — ioculator, a. a. O. II, 151, 34. — mimus, Schlettstädter Gl. 39, 423. Steinm. II, 326, 16; auch bei Notker I, 60, 21 entspricht spiloman dem lateinischen mimus. — 14. Cicero, ed. Kloß, Bd. II, de or. lib. II. cap. 59 § 242. — 17. Ovid, trist. II, 497 ff. — 26. Lactantius, instit. de vero cultu VI, 20, 30. — 28 f. Ähnliche Äußerungen ... mehrere, Grysar a. a. O. S. 17 ff. — 33. oben angeführten Stellen, Steinmeyer-Sievers I. 292, 70. 417, 38.

dient, das Wort scurra in II. Sam. (II. Kön.) 6, 20 zu glossieren, wo es heißt: Quam gloriosus fuit hodie rex Israel discooperiens se ante ancillas servorum suorum et nudatus est quasi si nudetur unus de scurris.

Auch geschichtlich ist der Zusammenhang zwischen dem römischen mimus und dem deutschen Spielmanne des zwölften Jahrhunderts deutlich zu verfolgen. Besonders beliebt waren die römischen Possenreißer bei den Vandalen: Tänzer, Gaukler und Mimen, Musik, und was nur Auge und Ohr erfreut, verwandten sie zu ihrer Ergötzung. Am ostgotischen Hofe hatte selbstverständlich auch diese römische Einrichtung Eingang gefunden, und Theodorich schuf für das Mimenvolk eine eigne Ordnung. Und wenn Sidonius Apollinaris von dem Westgoten Theodorich II. berichtet: Mimischer Scherz fand, obschon selten, bei Tafel Zulaß, so daß kein Gast von der Gehässigkeit der bissigen Zunge getroffen ward, so zeigt auch diese Beschränkung, welche der Thätigkeit des Spielmannes auferlegt wird, in wie allgemeiner Pflege die mimische Kunst stand. Auch der Merovinger Childebert I. mußte Maßregeln gegen das überhand nehmende Unwesen des fahrenden Volkes ergreifen. Von der Zeit Karls des Großen an finden wir in Kapitularien wie in Synodal= und Konzilienschlüssen oft genug der Spielleute Erwähnung gethan, die besonders den Geistlichen ein Ärgernis waren. Von ihrer Poesie sind begreiflicherweise nur geringe Proben erhalten; indessen genügt das Vorhandene, um auf eine reich entwickelte Spielmannspoesie in der Karolinger= und Ottonenzeit schließen zu lassen. Der bereits im ersten Bande erwähnte Spottvers und der Spielmannsreim sind Beispiele aus dem neunten Jahrhundert, und auch die Sage vom Verrate des Babenbergers Adalbert durch den listigen Erzbischof Hatto 906, wovon man im Volke sang und sagte, gehört noch in die Karolingerzeit. Aus späterer Zeit weisen die Sagen von dem Verrate, den Hatto an Herzog Heinrich mittels der goldenen Kette versuchte, von Otto

5 ff. Auch geschichtlich ... verfolgen, Gryfar a. a. O. S. 97 ff. — 7 f. Besonders ... Vandalen, Procopii bell. vandal. II. 6. Dahn, Urgesch. der german. u. roman. Völker I, 213. Weinhold a. a. O. S. 356. — 9 f. verwandten ... Ergötzung, Dahn a. a. O. S. 302. — 10 f. Am ... gefunden, Weinhold a. a. O. S. 356. — 12 f. Sidonius Apollinaris, ep. 1, 2. — 26 f. Spottvers 1, 267, 5. — Spielmannsreim I, 267, 14. — 28 f. die Sage ... Hatto 906, Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches II, 540, Anm. 59. — 29 f. wovon ... sagte, Ekkehart IV. casus S. Galli 88. II, 83: vulgo concinnatur et canitur. — 31 f. die Sagen ... versuchte, Waitz, Heinrich I. S. 22, Anm. 1. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reichs II, 582, Anm. 36.

mit dem Barte, der Schwank vom Grafen Immo, dem Rate Herzog Giselberts von Lothringen, von Konrad Kurzibold, dem getreuen Manne König Heinrichs I. und Ottos I., von dem auch gesungen und gesagt wurde, ferner die von den Markgrafen Gero und Ekkewart, und von dem heiligen Bischofe Ulrich von Augsburg, von Herzog Ernst von Schwaben und seinem Freunde Wernher von Kiburg, auf Spielmannsbearbeitungen. Volkslieder sangen auch von einem vielgepriesenen Erbo, der auf der Jagd von einem Büffel getötet ward. In einem Spottliede verhöhnte man Heinrich II., der schon bei Lebzeiten Ottos III. nach der Krone trachtete, und auch die Ermordung Friedrichs von der Pfalz durch den Landgrafen Ludwig im Jahre 1050 fand ihre Darstellung im Liede. Ja auch die Sänger dieser Lieder, die Mimen, werden ausdrücklich erwähnt. Als die Franken 915 von den Sachsen bei Heresburg geschlagen wurden, wurden der ersteren so viele getötet, daß die Spielleute sagten: wâr mohta dâr diu hella sîn, dar giengi sulih volc in? Und Notker, da er Ps. 68, 13 übersetzt: Et in me psallebant, qui bibebant vinum. Sâzzen ze uuîne unde sungen fóne mir, fügt anklagend hinzu: Sô tuônt noh kenuôge, singent fone démo der ín íro únreht uuéret. Als Konrad I. 911 St. Gallen besuchte, zeigten dort Possenreißer und Musiker vor ihm ihre Künste, und Mathilde, Heinrichs I. Gemahlin, wollte nach ihres Gatten Tode keine weltlichen Lieder mehr singen hören.

---

2. Bezeichnungen der Spielleute.

Das Wort spiliman, spileman ist das gebräuchlichste zur Bezeichnung des mimus; indessen finden wir die lateinischen Bezeichnungen scurra, thymelicus, ioculator auch durch

3 f. von dem ... wurde, Ekkehart IV. cas. S. Galli SS. II, 104: multa sunt quae de illo concinnantur et canuntur. — 4 ff. ferner ... Ulrich von Augsburg, Ekkehart a. a. O. S. 109: plura de eo concinnantur vulgo et canuntur; vgl. über concinnare = singan Steinmeyer-Sievers a. a. O. I, 78, 24. II, 279, 58. concentus = sang II, 677, 19. — 7 f. Volkslieder sangen auch, vulgares adhuc cantilenae resonant. Chron. Ursperg. Mon. Germ. VI, 65. — 10 f. der schon ... trachtete, Thietmar v. Merseb. 5. — 12 f. Darstellung im Liede, Uhland, deutsche Volkslieder Nr. 123. — 16. daß die Spielleute sagten, Widukind I, 23 SS. III, 428: ut a mimis declamaretur ubi tantus ille infernus esset qui tantam multitudinem caesorum capere posset. — 17. Notker, Piper, Ausg. II, 266, 26; vgl. hierzu Wackernagel, Littg. I, 97 f.

tûmâri, tûmâre; scurra, histrio durch scirno; scenicus durch gougalâri, coucalâri; histrio durch louffo, durch hâzus und durch wefâri übersetzt, und neben dem Kompositum spiliman begegnet auch die Ableitungsform spilâri. Außerdem sind noch bemerkenswert die Ausdrücke sprangâre und hleodarsezzeo.

Das Wort spil bezeichnet jede mit lebhaften Bewegungen des Körpers verbundene Vorführung, es sind damit also Schauspiele jeder Art, Tanz, Instrumentalmusik, Gesang u. s. w. in gleicher Weise bezeichnet, und auch spilen, spilon ist sowohl die Bezeichnung der in jenen Schauspielen ausgeübten Thätigkeit, als auch wird es im übertragenen Sinne, wie im Lateinischen ludere, in der Bedeutung täuschen gebraucht. Somit ist unter spiliman der Lustigmacher zu verstehen. Notker behandelt spiliman mit scurra und scirno als synonym. Letzteres Wort ist von scern abgeleitet, wodurch der possenhafte Scherz bezeichnet

1. tûmâre, Steinmeyer-Sievers a. a. O. I. 96, 57. 151, 31. 292, 70. — scirno, a. a. O. I, 414, 27. 417, 38. 424, 27. II, 60, 17. 61, 48. 96, 50. 249, 29. 318, 23. 365, 25. 369, 37. 524, 11. 613, 31. Eckart, de rebus Franc. or. II. 990[a]. scortator Steinmeyer-Sievers II. 22, 40; vgl auch snuurrinch II. 594, 42. — 2. coucalâri, II. 119, 19. — louffo II. 119, 23. 168, 33. 187, 51. 204, 69. 215, 54. 263, 10. — 3. hâzus II, 119, 23. 333, 21. — wefâri. Notker, ed. Piper II, 146, 6. — 4. spilâri. Steinmeyer-Sievers I. 518, 61. II, 227, 30. 466, 64; vgl. Schönach, A. XXXI. 177 Heinricus spilerius. — 5. sprangâre, wodurch Notker II. 143, 1 und 232, 25 idithun glossiert ist. — 6 hleodarsezzeo, wodurch necromanticus in Steinmeyer-Sievers I. 215, 33, choragus II. 365, 33, cervulus II. 365, 17, ariolus II. 763, 9 glossiert ist. An letzter Stelle ist als Synonym wizago hinzugesetzt: vgl. I, 405, 19 ariolus anabetâri gongulâri und II. 621, 21 ariolus gouchelere. — 7 f. Das Wort spil ... Vorführung, Scherer, Gesch. d. d. Dichtung im 11. und 12. Jahrh. S. 13. Vogt a. a. O. S. 8. Möhler, über den Stand berufsmäßiger Sänger G. XV. 27—50. — 8 f. Schauspiele jeder Art, so ist scena durch spil glossiert Steinm.-Siev. II. 313, 38, ludus II. 680, 32, lusus II, 611, 6, certamen II, 655, 7. 673, 56, gymnas II. 419, 9, ludicrum II. 15, 11. 18, 73. 63, 27. 117, 42. 330, 38 434, 18. 557, 18, musica I, 660, 27, spectaculum I. 701, 28 II, 97, 27. 105, 39. 113, 11. 120, 28. 53. 508, 11, ludibrium II, 510, 18, feriae II, 572, 30; ferner palaestra durch spilostat II. 428, 39. 441, 61, spilohûs II. 597, 41. 536, 30. 541, 78; proscenia durch spillouba II. 515, 15; theatrum durch spilostat II. 120, 30. 411, 62. 600, 63, spilohûs I, 748, 65. II, 16, 55. 20, 37. 157, 21 (vgl. huorhûs II, 35, 22); gymnasium durch spilohûs II, 39, 9. 101, 14. 157, 21. 700, 7, spilohûs, huorhûs I, 689, 31. 700, 7, spilostat II. 26, 20. 771, 7; circus durch spilohûs II. 397, 50; ludicra ars durch spilelist II, 104, 17. 120, 37 (an erster Stelle mit dem Synonymum einwigi); ludicrus durch spililih II, 418. 57, palaestricus I. 119, 9. II. 119, 5, lyricus II, 406, 5. 460, 50, iocans II, 460, 50, theatralis II. 107, 19. 460, 47. 467, 65, musicus II. 317, 1, lascivus II. 605, 46; spectaculum wird durch einwigi II. 83, 49. 85, 68. 86, 55. 96, 29. 103, 8, manslahti spil II, 85, 68, uuuutarsiuni II, 317, 57 und scern II. 144, 24 glossiert, wie auch ludicrum durch einwigi II, 88, 11. 89, 61. 90, 27. 95, 16; ganz allgemein bei Notker I, 60, 21. 32. — 11. vgl. z. B. Notker I, 713, 20. — 13. in der ... gebraucht, Notker I. 217, 21. 221, 4; aber I, 298, 29 ist es von den übermütigen Bewegungen des Centauren im Wasser gebraucht und Steinm.-Siev. II. 406, 77 ist es lascivire, ebenso II. 157, 38. 466, 60. 477, 63; vgl. auch R 4221. 5923. — 13 f. Somit ... verstehen, daneben spilâri = satyr. II, 466, 61 — Notker I, 146, 8. 11. 13. — 15. Letzteres Wort, Steinm.-Siev a a O = scurrilitas I. 770, 11. II, 50, 8 (unchuski. scern II. 321, 35); = spectaculum II, 144, 24 147, 12; scirnlih = mimicus II, 454, 10. 458, 60. 491, 51; scernunga II, 591, 38.

wird. scirno also (wofür sich auch scernâri findet) ist der Possenreißer, und daß auch Bosheit ein Zug seines Charakters war, zeigt die oben angeführte Notkerstelle, wo scirno unde meldare bedeutsam verbunden sind. gougulâri ist sicher eine Umdeutschung des lateinischen ioculator (also nicht etwa aus iocularis), mit entsprechendem Sinne. tûmâri ist eine Ableitung von dem Verbum tûmôn, welches herumgehen, sich drehen bedeutet, und heißt also Tänzer. — In dem Worte hâzus tritt noch die Bedeutung eines mit zauberhaften Dingen sich Beschäftigenden hinzu. wefâri endlich bezeichnet an der einzigen Stelle, an der Ekkehart es gebraucht (ûbe histrio [wéphâre] dâr gât per funem [an seîle]), einen Seiltänzer und gehört somit schon zu dem Kreise engerer Bezeichnungen, welche teils von den Instrumenten hergenommen sind, deren sich die Spielleute bedienten (wie videlaere, harfaere, snarrenzaere, gîgaere, tambûrer, pûker, citherâri, trumbûnaere, trumbâri, toiber, pusûnaere, phîfâri, svegalâri, floitieraere), teils von ihrer dichtenden und vortragenden Thätigkeit (wie leodslekkeo, lindâri, singere,

1. wofür ... findet, Steinm.-Siev. II, 198, 52. 240, 63. 326, 17. — 3 f. zeigt ... sind, indessen hat auch der lateinische Text scurra et delator. — 4 ff. gougulâri ... Sinne, vgl. Hoffmann, ahd. Glossen S. 14. magicus = goucallih II, 439, 58. praestigiator = gouculâri, Steinm.-Siev. II, 494, 26 magica ars = goucaltuom I, 744, 42. — 6 ff. tûmâri ... bedeutet, es ist glossiert durch rotari Steinm.-Siev. II, 455, 9. 511, 21. circuire I, 701, 35; bezeichnend ist, daß es an letztem Orte dazu dient, die Stelle aus II. Makkab. 6, 7 zu übertragen: cum Liberi sacra celebrarentur, cogebantur hedera coronati Libero circuire, wo offenbar auf bacchantische Spiele gedeutet wird; vgl. circulator als Bezeichnung für den römischen Mimen Grysar a. a. O. S. 9. — 8 ff. In dem ... hinzu, hezosun ist palestritae zu Persii sat. 4, 39 übersetzt: quinque palaestritae licet haec plantaria vellant (Steinm.-Siev. II, 361, 3. 363, 21); dazu vgl. Notker I, 787, 18 ff., wo es von anthropophagi heißt: sie ézent náhtes tés sie sih täges scámen múgen, álso man chit, táz óuh hâzessa hier in lánde tûen. — 10. wefâri, vgl. Grysar a. a. O. S. 82 über die römischen Mimen als Seiltänzer. — 13. Kreise engerer Bezeichnungen, benützt sind hier hauptsächlich: J. Grimm, deutsche Grammatik II², 125 (120); Wackernagel, Littg. S. 51, Anm. 132, sowie das mhd. Wörterbuch. — 15 ff. Von diesen sind neben den altüberlieferten harfâri [vgl. I, 9, 22. Steinm.-Siev. II, 323, 35. 45. Rth. 2526] und svegalâri [vgl. I, 9, 32. Steinm.-Siev. I. 711, 63. II, 40, 5. Nyerup-Suhm, symbolae ad litterat. teutonicam, Havn. 1787. S. 253: tibicines svegelâra, trumbâra] wohl trumbâri [vgl. Tat. 60, 12. Steinm.-Siev. II, 412, 10] und phifâri [vgl. P. 15, 79] die ältesten; das Wort blâsaere in des Strickers Karl (ed. Bartsch 5176) bezeichnet nicht die Spielleute im engeren Sinne, auch hornblâso. tubicina (Steinm.-Siev. I, 293, 48) kann ebenso gut sich auf die militärischen Musiker beziehen, wie auch organâri: doch kann für alle genannten Bezeichnungen aus späteren mittelalterlichen Quellen die Beziehung auf den Spielmann nachgewiesen werden. Zu citherâri vgl. Steinm.-Siev. II. 367, 41; zu videlaere vgl. Athis. u. Prophil. C* 23. 158. Mai 239, 23. — 18. leodslekkeo kommt mit der Deutung carminum conditor vor Steinm.-Siev. I, 58, 28 und ist hergeleitet von leodslag, Gedicht. — lindâri, Bd. I, 9, 35 und dazu die glossae Keron. Steinm.-Siev. I, 58, 27 mit der Deutung bardus: vgl. den liudscaffeo, den Maßmann aus Schmellers Sammlungen in Graffs Sprachschatz VI, 453 anführt; das einfache scaffo Steinm.-Siev. I, 59, 29 ist nach dem Zusammenhange der Stelle wohl als Dichter zu fassen. — singere, dies ist eine jüngere Bildung (vgl. unten den sangâri und den cantor unter den römischen Mimen bei Grysar a. a. O. S. 86).

hleodarsezzeo, fersmachâri, mêterwurcho, scoph), teils von ihrem sonstigen Thun und Treiben (wie antarâri, sprangâre, loter, gumpelman, sceltâri, louffo). Kollektiv wird im Mittelalter von den Spielleuten der Ausdruck gebraucht: diu varnde diet (s. darüber unten).

---

3. Charakter, Auftreten und gesellschaftliche Stellung der Spielleute.

Zucht und Ehrbarkeit hatte den deutschen Spielleuten nicht ihr römischer Vorgänger als Erbschaft hinterlassen. Freches, bettelhaftes, aufdringliches, boshaftes, sittenloses Wesen zeichnete sie aus, wie auch schon aus mehreren der oben angeführten Synonymen

1. hleodarsezzeo, d. i. Ordner des Schalles; vgl. Scherer, Gesch. d. d. Dichtung S. 13. Wackernagel, Littg. S. 51, Anm. 19; ariolus, wodurch es gedeutet wird, ist auch bedeutungsvoll durch zouprâri glossiert; vgl. Steinm.-Siev. I, 591, 67. 601, 13. Das Lemma cervulus deutet auf die Verkleidung der Spieler bei gottesdienstlichen Festen; s. Wackernagel a. a. O. — fersmachâri, in einigen Hdss. von Heinrici summarium; vgl. J. H. Hoffmann, althochd. Glossen, Breslau 1826, S. 11. — mêterwurcho, zu erschließen aus mêterwurcha Notker I, 11, 17. — scoph, vgl. Zimmer Q. F. 13, S. 287, Anm. 5. Steinmeyer AA. II, 83; zu verwerfen ist die Ableitung von scaffan. Vgl. Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter, Halle 1876, S. 5. Koberstein-Bartsch I, 61, Anm. 1. Das Wort findet sich in der Bedeutung poeta in einer Münchener Hds. (vgl. Docen, Miscell I. 233), der salmscoph, psalmista. Steinm.-Siev. II, 346, 53 (vgl. Graff, Sprachschatz I, S. XLVII). Als Sache bezeichnet scoph den Witz, so bei Notker I, 59, 25. ludibrium Steinm.-Siev. II, 612, 30. scofliod als gleichartig den winiliod steht als Glosse bei dem Gattungsbegriff der plebeii psalmi, cantica rustica et inepta. Steinm.-Siev. II, 100, 59. scophsanc findet sich zur Verdeutschung von poesis II, 469, 63, tragoedia II, 455, 37. 599, 16, cothurnus II, 754, 1. scoflih ist dichterisch (Kaiserchron. ed. Diemer 2, 9. ed Maßmann V. 31), scophen, dichten, Wiener Genesis (Hoffmann, Fundgr. II, 52, 21, Pipers Ausg. im folgenden Bande V. 3431), scophbuoh im jüngeren Physiologus (Karajan, Sprachdenkmäler 86, 6) und Herzog Ernst 103 (vgl. Müllenhoff, z. Gesch. der Nib.-Not S. 20, Anm. und unten. — 2. antarâri, d. i. der Nachahmer, Nachäffer (vgl. aemulus, imitator Steinm.-Siev. I, 29, 5). — sprangâre, der Tänzer; so ist Notker II, 113, 1. 232, 25 der aus II. Chron. 25, 1. 3 bekannte Jeduthun bezeichnet; über den römischen Mimen als saltator vgl. Grysar a. a O. S. 16. 86. — 3. loter, von der Person gebraucht in der Bedeutung Gaukler, Possenreißer findet sich das Wort erst im Mhd.; in ahd. Zeit heißt es leichtfertige Rede, Posse; vgl. Steinm.-Siev. I, 70, 17. 299, 8; die Glosse mima = toccha ebenda II. 743, 34 deutet wohl auf die Thätigkeit der Spielleute als Puppenspieler. — gumpelman, Springer, Possenreißer, ist erst mhd. — sceltâri, in Jud. 16 werden die querulosi so glossiert (Steinm.-Siev. I, 797, 31), in I. Petr. 4, 15 der maledicus (I, 708, 10. 790, 37), ferner der dilator (= bisprachâri II, 77, 4), der reprehensor (II, 205, 53. 209, 33), der convitiator (II, 427, 5. 476, 19. 480, 4. 554, 57); ausdrücklich vom Spielmanne gebraucht erst im Mhd. — louffo, d. i. der Läufer Das Wort übersetzt das lateinische histrio Steinm.-Siev. II, 119, 23. 168, 33. 187, 51. 201, 69. 215, 54. 363, 19; cursor I, 626, 47. 636, 6; Notker I, 460, 13; besonders an der letzten Stelle bezeichnet es nach dem ganzen Zusammenhange des Kapitels den Mimen. Ob auch Ausdrücke wie heilisâri (= aruspex Steinm.-Siev. I, 455, 9. = augur I, 591, 30. II, 7, 11. 391, 60. 452, 27. 479, 66. 694, 13. 457, 21), galâri (= incantator Graff, Diut. I, 522b), galstrâri (Steinm.-Siev. I, 367, 32. 369, 28. II, 763, 10. 734, 29), hliozâri (sortilegus Nyerup a. a. O. S. 251; vgl. auch praestigiator galsterâri, zouberâri II, 475, 21. 487, 8. 490, 26. 502, 53. 535, 16) auf den Spielmann Anwendung fanden, ist nicht mit Gewißheit zu sagen (vgl. Wiener Exodus ed. Koßmann, Straßb. 1886, V. 1287 Uns saget diu scrift gewâre, daz die goucgelâre mit galsteres liste ze der selben stunde friste diu selben werch worhten). Bei den Römern bezogen sich die entsprechenden lateinischen Ausdrücke auf den Mimen (vgl. Grysar a. a. O. S. 9. 16).

sich ergab. goucalâri dient (Steinmeyer-Sievers I, 284, 15. 322, 39) geradezu als Übersetzung von maleficus. Das Wort einwîgi, welches oben als synonym mit spil auf Grund des Lemma spectaculum gefunden ward, ist anderwärts nach seiner Grundbedeutung als singulare certamen, Zweikampf, aufgefaßt, und der scenicus, den wir als spilman glossiert finden, wird an anderem Orte schlechtweg durch hurewine verdeutscht, ja Notker deutet das Derivat spilogern sogar durch pronus in petulantiam, was bedeutsam ist, wenn wir bedenken, daß petulans an anderer Stelle durch keil oder huorlih glossiert ist. Zu den fahrenden Leuten gehörten auch meistenteils Weiber, wie wir denn spiliwîb oder spilâra als Glossen zu tympanistria finden, aber auch zu scortum, woraus erhellt, in wie bedenklichem Rufe die Spielweiber standen. Dem phîfâri entspricht die phîfara, dem tûmâri die tûmerschin. Solche Weiber als Genossen der Spielleute waren schon bei den Römern vorhanden gewesen, und es sind uns auch die Namen einer großen Anzahl berühmter weiblicher Mimen erhalten. Childebert I. erließ später gesetzliche Bestimmungen gegen sie.

Der Zweck der mimischen Aufführungen war bei den Römern wie bei den Deutschen der, Lachen zu erregen, daher sie denn auch im Altertum bei Diodor und sonst wo als γελωτοποιοί, Lachenerreger, bezeichnet werden, und Quintilian spricht von dem risus, qui a scurris, mimis movetur, dem von den Mimen erregten Gelächter. Die Aufführungen, durch welche sie zum Lachen zu reizen suchten, waren von mancherlei Art. Neben dem Seiltanz trieben sie ein Spiel mit abgerichteten Bären, die sie auf zwei Beinen tanzen, Gefäße aufheben, sich auf dem Rücken tragen, sich überschlagen, mit einander ringen, ja sogar die Spielweiber zum Tanze auf-

4. anderwärts, Steinm.-Siev. I. 401, 25. — 6 f. an anderem Orte II, 22, 43. — 7. Notker I, 758, 7. — 9 f. an andrer Stelle, Steinm.-Siev. II, 343, 59. 442, 33. — 11. Weiber, eine Alheidis fingellatrix wird auch als aus Bayern stammend in Tirol um 1300 erwähnt. A. XXXI. 175. — 11 f. wie wir ... finden, I. 518, 64 ff. — 13. scortum, II, 105, 40; so wird auch theatrica ohne weiteres durch zatarra übersetzt II, 735, 13. — 14. phîfâra, glo. Jun. bei Nyerup a. a. O. S. 254; es steht aber nicht etwa dem singâri die sangâra (Steinm.-Siev. I, 469, 46) gegenüber, denn hier sind die frommen Sängerinnen aus II. Chron. 35, 25 gemeint; vgl. darüber unten. — 15. tûmerschin, Herbort v. Fritzlar, trojan. Krieg V. 9399 und Frommanns Anm. dazu S. 291. Auch eine femina saltatrix ist in Lamberts Annalen zu 1066 erwähnt. Über die saltatrices unter den Spielleuten der Römer vgl. Grysar a. a. O. S. 16. 34. — 15 f. Solche Weiber ... gewesen, vgl. Weinhold, die deutschen Frauen im Mittelalter, S. 357, und Grysar a. a. O. S. 16. — 20. Römern, Grysar a. a. O. S. 8. — 22. Diodor 20, 63. — 23. Quintilian 7, 3, 8. — 26. Seiltanz, s. oben und Grysar S. 82. — 27. Spiel ... Bären, Weinhold a. a. O. S. 356 und Grysar S. 83.

fordern lassen, wobei ihr Brummen dem umstehenden Volke große Freude bereitet. Die Spielleute selbst tanzten, sprangen, führten unsaubere Geschichten auf, prahlten, übertrieben, verhöhnten sich selbst und andere. Dieser Teil ihrer Thätigkeit ist entschieden ein Erbteil von den römischen Mimen. Daneben hatten sie die Pflege von allerlei Musik sich zur Aufgabe gemacht. Wie schon die oben erwähnten Namen zeigen, übten sie beim Heereszug wie im bürgerlichen Leben das pusûnen, floitierren, tambûren, pûken, rotten und gigen, organen und lyren: das seitspil (daher ihre häufige Bezeichnung als videlaere), aber auch die symphonie d. i. die Drehorgel (vgl. Ambros, Gesch. der Musik) und das Instrument des alten deutschen Volksgesanges, die Harfe, war ihnen wohlbekannt. Endlich hatten sie auch die Verbreitung der im Volke gang und gäben Geschichten aus der Götter- und Heldensage und den Vortrag von mancherlei Dichtungen als einträgliches Geschäft übernommen. Wo sie sich einfanden, da gab es spil end gesanc, end behurt ende dranc, pipen ende singen, vedelen ende springen, orgeln ende seitspelen, meneger slachte frouden vele. Dieses ihr Treiben war diu gampel, die Possenreißerei, und sie selbst wurden darnach kollektiv durch gampelher bezeichnet, Sie übten ihre Thätigkeit auf den Gassen und Straßen; besonders bei hôchziten, d. i. Festlichkeiten aller Art, waren sie gern ge-

1 f. wobei ... bereitet, vgl. Ruodlieb ed. Seiler V, 81—98. Den Geistlichen war es verboten, diesen Aufführungen zuzusehen; vgl. Wackernagel A. 6, 185. — 2. sprangen, O 987 ff. droht die Königstochter ihrem Vater, sie wolle mit einem Spielmanne ausziehn und ein Spielweib werden, wenn er nicht ihr den Willen thäte, und vergeblich wendet der Alte ein, er habe doch noch nie Sprünge von ihr gesehen; vgl. Ava, Johannes B. 291 und 380 ff. (P. XIX, 136 u. 139), wo von der Herodias gesagt ist: si spranch als ein spilwip; vgl. Hoffmann, Fundgr. I, 136, 35. 138, 36; vgl. auch Rth. 2169: dô uberwarf sich Aspriân der was der risen spileman. — 4 f. Dieser ... Mimen, vgl. Scherer a. a. O. S 12. Grysar a. a. O. S 8. 9. 17 — 8 pusûnen, Parz. 19, 7. 63, 2. 379, 11. 15. 627, 19. 681, 25. 764, 26. Willeh. 12, 28. 17, 25. 29, 23. 40, 2 82, 22. Mei. 8137. Tand. 13645. — floitierren, Parz. 19, 11. 63, 8. 512, 27. 761, 27. Mel. 8139. Tand. 13646. Mai. 239, 19. — tambûren, Parz. 19, 9. 63, 5. 379, 11. 512, 27. 761, 24. Willeh. 12, 29. 29, 22. 40, 3. Tand. 13646. Mai 239, 19. — pûken, Willeh. 40, 3. — 9. rotten, Parz 113, 26. Gaur. 63 ff. — gigen, organen und lyren, vgl. Hoffmann, Fdgr. I. 138, 35 ff.; Gaur. 63 ff.: videlen, singen, harpen, rotten, phifen. — seitspil, Parz. 639, 8. En. 2151. E 11. 489. Ava in Hoffmann, Fdgr. I. 136, 31. (P. XIX, 136) Johannes B. 290. Lanz. 263. Mai. 239, 21. Gaur. 1137. Iw. 70. R. 651. — 10. videlaere, Parz. 19, 12. 63, 12. 639, 5. Mel. 11282 — 12 Harfe, tympana (vgl. oben tympanistria) wird durch harpha glossiert Steinm.-Siev. I, 401, 66. 105, 43 (vgl. symphonia harfa I, 660, 26; psalterium salmharfa I, 635, 18); die Harfe ist des Spielmanns Instrument Rth. 2510. S 464, 2. 168, 1. 699, 3 u. ö. und Ruodlieb ed. Seiler IX, 26 ist harpator gleichbedeutend mit Spielmann. harfen unde gigen Lanz. 262. 2678. die tutsche harfe S 464, 2. 688, 5. 701, 2 und Hoffmann, Fdgr. I, 138, 37. — 16 ff. spil ... frouden vele, En. 13159. — 19. diu gampel, Parz. 413, 27 — 20. gampelher, Parz. 520, 28. — 22. hôchziten, En. 217 die gazzun wârun spils vol als ez ze hôchziten sol, und wie notwendig sie sich für solches Fest fühlten, zeigt Heinr v. Veld. En. 13107: Die speleman end die varende diet si versûmden sich niet. die

sehen, und dem Gastgeber lag es ob, sie heranzuziehen. Aber das alles reichte nicht aus, sie zu ernähren. Der Stand der Spielleute war allmählich so zahlreich geworden, daß sie Teilung der Arbeit eintreten ließen und sich in verschiedene Gattungen sonderten, von denen die einen diesen, die andern jenen Zweig der Spielmannskünste pflegten. Damit war in der Anlage schon die spätere Scheidung des höheren Spielmannes von dem niederen vorbereitet. Wenn bei den großen Hof- und Ritterfesten Hunderte von Spielleuten erwähnt werden, so ist das nicht als dichterische Übertreibung zu betrachten. Der großen Konkurrenz wegen ziehen sie deshalb auch allerlei andere Erwerbszweige in den Bereich ihrer Thätigkeit. So treibt der Spielmann mit Kleidern und Schmucksachen Handel und tritt auf als koufman oder krâmer. Unter Umständen gewinnt er so ein großes Vermögen, ohne jedoch an Achtung zu steigen, und die schöne Orgeluse de Lôgroys kann den stolzen Gâwân nicht empfindlicher verhöhnen, als indem sie ihm vorwirft, krâmgewant feil zu halten. Auch Frute verhöhnt den Horand, daß er bote und koufman sein soll. Gleich verächtlich erschien der Spielmann in einer andern Rolle, so unentbehrlich er in dieser auch zu Zeiten sein mochte, nämlich als Arzt. Den arzet und den krâmer stellt Orgeluse völlig auf dieselbe Stufe, und sie kennt keinen größeren Gegensatz, als den von Ritter und Arzt; letzterem stünde höchstens noch der koufman gleich, der da Büchsen feil trägt. Morolf rühmt sich, ein arzetkneht gewesen zu sein, der viele Lande erkundet habe. Aber indem er zugleich damit prahlt, daß er unter dem Deckmantel seiner Kunst mancherlei Ränke gespielt habe, zeigt er uns das Gebiet, auf welchem der Spielmann besonders groß war: das Ränkespiel, das Botschaftentragen und das heimliche Unterhandeln. Sehr häufig finden wir den Spielmann als Boten. So bringt

werltliken lûde, dat dâden sî noch hûde, dâ solich hôtit wâre; gefriesken sî die mâre, si togen allenthalven toe. alsô dâden sî doe, die et hadden vernomen; vgl. auch S. 695, 2.

1. En. 13167; vgl. auch Grieshaber, Predigten II S. 20: ze der brûtlouft dâ waren niht tôber noch gîger noch tanzer noch singer noch spillute als nu sint ze den brûtlouften; und S. 21: fůrten ain brût hain mit tôbern unde mit gigern unde mit grozem schalle. — 8 f. Hunderte von Spielleuten, Rth. 4294 sind ihrer hundert erwähnt, Er. 2157 sind es dreitausend. — 13. koufman; so gehört der koufman, den Liupolt auf der Landstraße findet (Rth. 206), sicher diesem Geschlechte der Fahrenden an, Morolf verkauft Vieh (S. 705 ff.), und bezeichnend rügt Wolfram (Parz. 409, 10) die gampelsite der koufwip ze Tolenstein, die in der vasnaht Kämpfe aufführten; vgl. Rth. 3179. Tand 15316. Ortn. 251, 1. — krâmer, Rth. 3118. Parz. 563, 14. Lanz. 2678 ff. — 17. krâmgewant, Parz. 531, 12. — 18. Horand, Gudr. 251. — 21 f. Parz. 531, 15. — 24. der da ... trägt, Parz. 516, 30. — 25. der ... erkundet habe, S 130, 3, wie sich dessen auch der Spielmann S 240, 3. 309, 2 rühmt.

er als Ausreißer aus Constantins Heere dem Rother Kunde, und Oswalt sendet den bilgerîn Wârmunt als vertrauten Boten an die schöne Paung, wie auch wieder der bilgerîn als Bote gen Rom gesandt wird. Auch der Rabe im Oswalt, der des Königs Briefe überbringt, ist ein Abbild des Spielmannes in seiner Botenthätigkeit. Zum bodescaph werven verwendete man oft die fahrenden Leute, auch die Spielweiber; dem Empfänger der Botschaft sind sie hoch willkommen und erwünscht und erfahren von ihm gute Behandlung. Freilich muß man auch vorsichtig mit ihm sein, und es ist gar nicht sicher, ob er ein anvertrautes Geheimnis auch mit zuhten vertregt, d. h. unter Beobachtung schuldiger Rücksichten der Verschwiegenheit mit sich hinwegführt. Wie der Spielmann nun Geheimnisse zu erfahren, listig die Fragen zu stellen weiß, zeigt uns Morolf, dieses Urbild des Spielmannes. Oft fährt er in Verkleidungen, so Morolf als Jude, als Krüppel, und der Held selbst konnte, wenn er Grund hatte sich zu verbergen, dies nicht besser thun, als indem er sich als Spielmann verkleidete. Aber zu dem Spielmannsgewerbe gehört auch ein großes Maß von Schlauheit wegen der damit verbundenen Gefahren. Morolf hat den stehenden Beisatz: der listige man, und Salme preist an dem im Spielmannskleide auftretenden Salman besonders die Klugheit. Sein Geschäft treibt den Spielmann stets auf die Landstraße, und so kommt es, daß er nirgend zu Hause ist. Er begegnet als waller oder wallender man oder wallebruoder, als bilgerîn, auch als ellender man, ellender bilgerîn, wegemueder man. Die vremden liute sind die Fahrenden, und neben dem schon erwähnten Kollektivnamen varnde diet begegnet auch varndez volc oder varnde ellenden. Daß er kein

1. dem Rother Kunde, Rth 4299. — 3 f. Paung, O 258. 302. — als Bote ... wird, O 3280 f. — 5 f. ist ... Botenthätigkeit, O 570 ff. Weiter bei W. Grimm, deutsche Heldensage, S. 375 ff. (383 f.). — 6 f. die fahrenden Leute, O E XXII, 32 (O R 5175). — Spielweiber, Parz. 362, 21. 363, 1. — 9. gute Behandlung, O 1880. — 11 f. d. h. ... hinwegführt, S 636, 2. — 14. zeigt uns ... Spielmannes, S 635 f. — 15. Jude, S 185, 2 ff. — Krüppel, S 617. 622; vgl. auch Rth. 2500 ff. — 17 f. als Spielmann verkleidete, in pilgerines gewâte Rth. 3695 f.; auch Salman geht als Spielmann S 468 (vgl. S 666, 2 ff. 687 ff.). — 21 f. Salme ... Klugheit, S 470, 3; vgl. Rth. 3110. 3140 3238 ff. — 24. waller, O H 3295. 3298 (O E XXII) O H 118 (O E 27). Rth. 3668 3719 3796. S 206, 2. 253, 2. 368, 2. 403, 2. — wallender man, O E 22 (O H 109). O H 143. 3591 (O E XXIII, 4). S 204, 2. 353, 5. 400, 4 601, 5. 666, 5. 678, 3. 683, 2. 686, 6 690, 5. 696, 5. — 25 f. wallebruoder, S 352, 4. — bilgerîn, S 685, 3. 689, 3. 690, 1 697, 3. — ellender man, S 228, 4. — ellender bilgerîn, S 236, 3. — wegemueder man, S 283, 3. — vremden liute, O 698 — 27. varnde diet, O E X, 21 22 (O H 1359). Mai. 9, 2 — 28. varndez volc, Er. 2168. Parz. 101, 3. 336, 20. varnde liute Mel. 3651. — varnde ellenden, Heldenbuch II. 41

Geschöpf des Bodens war, auf dem er seine Thätigkeit übte, dessen blieb sich der Spielmann bewußt. In Heinrich von Veldeke erzählt er trôiske mære. und auch im Salman ist oft von dem heidenschen spileman die Rede. Er war zu allem zu gebrauchen, und als Verbreiter von allerlei Klatsch, sowie als kluger Rat und Gelegenheitsmacher war er unübertrefflich, seine medizinischen Kenntnisse machten ihn auch zu manchem Zauberstückchen geschickt. Fürs Geld that er alles. Er lobte den, der ihm Gutes that, allenthalben, und man bestach ihn, um von sich einen guten Leumund verbreiten zu lassen, daher der Ausdruck: guot durch êre nemen. als charakteristisch für die Erwerbsweise des Spielmannes auftritt. Wie man auf sein Lob, das wol sprechen. viel gab, so war sein Tadel, diu scelta, gefürchtet, und seine Thätigkeit als sceltâri gewann fast die Bedeutung eines öffentlichen Amtes, um die zu rügen, die sich etwas hatten zu schulden kommen lassen. Immer aber bleibt, so mannigfaltig seine Thätigkeit sich auch gestaltet, unerläßliche Vorbedingung für dieselbe das unstete Leben, an dem der Spielmann Gefallen fand. Finden wir ihn scheinbar in seßhafter Stellung, z. B. als Erzieher, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dies nur eine vorübergehende Abirrung von seiner eigentlichen Laufbahn ist.

3. trôiske mære, En. 6213. — 4 heidenschen spileman, S 109, 3. 119, 3. 121, 3. 145, 4. — 5. Verbreiter ... Klatsch, nûmâri Rth. 3670. 3715. 5090. En. 238. Ortn. 504, 4. — 6. Gelegenheitsmacher, S 109, 3. 119, 3 ff. 145, 4 Rth. 3062. — 6 f. medizinischen Kenntnisse, S 646, 2. — machten ... geschickt, S 618, 1. — 11. Vgl. S 254, 3. En. 2166 und dazu Haupt ed. II. Wackernagel S. 132, Anm. 23. Steinmeyer AA 2, 81. — 12. wol sprechen. En. 2198. Spervogel lobt seine Gönner Walter von Hausen, Heinrich von Gibichenstein, Heinrich von Staufen, Werinhart von Steinberg und dessen Erben, den Öttinger. Minnes Frühl. 25, 24. 26, 11. Bartsch, Liederdichter 5, 14 ff. — 13. diu scelta; vgl. Steinmeyer-Sievers scelta = blasphemia II, 103, 15. 118, 18. 204, 52. 209, 80; = maledictio I, 419, 33; convicium II. 749, 7; contumelia II, 168, 7; iacula II, 168, 18; iniuria II, 292, 38; vgl. ferner sceltunga = invectio II, 263, 39; convicia II. 349, 3 (Notker I, 60, 21 opp. lob.); sceltan = contemnere II. 171, 69. 172, 43; damnare II, 210, 80; convitiari I, 571, 6 und sceltwort = convitia I, 586, 25. — 14 f. um die ... lassen, vgl. J. Grimm, deutsche Rechtsaltertümer S. 953. Benecke zu Iw. 7162 und Lachmann zu Iw. 7163. 4. Seifrid Helbling II, 1236 ff. VII, 803. F. K. Grieshaber, deutsche Predigten I (Stuttg. 1844) S. 73: Ez ist oh vil lvͥte, dc gewant dc si armen lûten solten geben durch got, dc gebent si spillûten nn̄ scheltern dc si si loben. Thomasin v. Zirclare III, 10 handelt eingehend von erkauftem Lob und Tadel, besonders 3790 ff.: swelhen ze geben geschiht varnden liutn, daz si von in liegen, die haben ouch den sin daz si der armen niht vergezzen gar, wan si von in sagent wâr. doch ist ez alsô komen her daz wir durch êre geben mêr dan durch got. Auch Meleranz (ed. Bartsch V. 3651 ff.) erkauft fahrende Leute, daß sie sein Lob verkünden. Ein Beispiel der Scheltpoesie s. Haupt, Neidhart 31, 9, vgl. S. 134; weitere Nachweisungen bei Wackernagel S 130, A. 19, S. 143, A. 87. Weinhold a. a. O. S. 383. Wilmanns, Leben Walters von der Vogelweide, S. 293, Anm. 4. — 19. Erzieher, Wackernagel S. 130, Anm. 17; über Alexanders Wissen und Erziehung s. AV 171 ff. (A S 201 ff.).

Der Lohn, den sie für ihre Thätigkeit beanspruchen, ist zunächst nur das tägliche Brot, Nahrung und Kleidung. Daher ist denn der Ausdruck botenbrôt die stehende Bezeichnung für jeglichen Lohn geworden, den der Spielmann empfängt, in Kleidern, Rossen, Speisen, Geld, Schmuck, Ausrüstungsgegenständen allerlei Art. Der Spielmann ist arm, wie eines seiner stehenden Beiwörter sagt, und er bedarf der „guten Speise". Dabei darf aber auch des guten Getränkes nicht vergessen werden: Essen und Trinken, Brot und Wein gelten ihm als notwendig zusammengehörig. Käse und Brot, Semmel und guten Wein, Braten, Fische, Zahmes und Wildpret mag er gern, entbehren zu müssen ist ihm schrecklich:

swenne in hungert, erst vil ungemuot.

Erst muß er essen, ehe er redet. Hunger kann er eher einmal ertragen, aber Durst ist ihm das Schrecklichste auf der Welt. Oft unterbricht er sich in seinem Vortrage und nützt die Spannung der Zuhörer aus, um ein Trinken zu erlangen. In der Handschrift E des Morolf droht 521, 4 der „Leser", den von Fore schwer getroffenen Salman ganz unterliegen zu lassen, wofern man ihm nicht ein Trinken gebe, und in derselben Handschrift ist 768 eine Strophe eingeschaltet, in der es von Morolf heißt: Nu liget der dogenthafte man Vor dem kunige princian Vnd musz verliesen sin leben Man wolle dan dem leser Eyns drincken geben. Aber auch mit Geld läßt der Spielmann sich ablohnen, auch durch ros unde gewant, denn auf schöne bunte Kleider hält er viel, wie höchst ergötzlich in Salman und Morolf ausgeführt wird. Seine Kleidung bei seinen Aufführungen haben wir uns möglichst

2 das tägliche Brot, spise werben ist ihr Zweck: Rth. 3669 (aber Gudr. 250). — 3. botenbrôt, O 1847. 1861. S 313, 1. 681, 2. Rth. 3518. OH 1190 (OE IX, 4). 2636 (XVII, 20). 3054 (XX, 15). Iw. 2204. Mel. 2321. 2497. 10731. Parz. 21, 1. 577, 17. Gaur. 3797. — 6. Rth. 1888; durftig: S 656, 4. — 7. „guten Speise", O 130. 1021. — 8. Essen und Trinken, O 3122. OH 1376. 1553. En. 13119. 13154. — 9. Brot und Wein, S 206, 3. 401, 3. O 1797. 2241. Athis C* 161. — 10. guten Wein, O 690 ff. — 11. Wildpret, O 125 ff. 1019 ff. 2241 ff. OH 1549 ff. — entbehren ... schrecklich, O 1790 ff. 1900 ff. OH 1777. — 12. O 818. — 13. Erst ... redet, O 1280 ff. — 14. aber Durst ... Welt, S 212: dîner spise enger ich niet. ein trinken wær mir alsô liep. daz wolde ich gerne von dir haben. S 630, 2. 466, 1. OE X, 24 (OH 1371). In O 1359 ff. vertrinken die Spielleute sofort die ganze Rüstung, die sie vom Graurock erhalten. — 20 ff. Nu liget ... geben. auch in S 151a. 616. OH 2802 (Anm. S. 119) findet sich eine ähnliche Forderung; vgl. Müllenhoff, z. Gesch. der Nib.-Not, Braunschw. 1855, S. 20 f. Laur 1218 erbittet sich der Spielmann ein Trinken, damit die Gefangenen erlöst werden können. Ähnliche Beispiele noch bei F. Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter, Halle 1876, S. 22 u. 31, Anm. 28. — 23. E 11. 503. Ruod. γ^b, 6. S 550, 3. Mel 3655. — 24 f. ros unde gewant, Ruod. β^b, 5. S 164, 3. — denn ... wird, er zeigt sich auch darin als echten Erben des römischen Spielmannes, von dem Apulejus, apol. p. 282 berichtet, er sei mit einem aus bunten Lappen zusammengeflickten Harlekinsgewand aufgetreten; vgl. Grysar a. a. O. S. 36.

auffällig bunt und gefleckt vorzustellen. So sehr er es liebt, sich zu schmücken, so ist er doch nötiges Falls mit getragenen Kleidern auch zufrieden. Er weiß sich eben nach Zeit und Verhältnissen zu richten. Gewöhnlich ist er im Fordern nicht bescheiden. Im Oswalt empfängt er ein Herzogtum, im Salman erhält er von jedem Manne im Ringe einen güldenen Pfennig, vom Könige aber eine Brünne und einen Fingerring. Silber und Gold erhält der Spielmann auch im Laurinterte des jüngeren Heldenbuchs. Er findet es durchaus billig und recht, daß er reich wird, und zwar plötzlich reich, wie auch der römische Mime nichts lieber darstellte, als wie einer plötzlich reich geworden ist, weil er sich ein Gleiches wünschte. Diese reichen Gaben sucht er auf alle mögliche sinnreiche Weise zu gewinnen. Besonders lobt er die „milte", d. h. die Freigebigkeit, bei jeder Gelegenheit als eine Haupttugend an Helden und an Fürsten: Aeneas klagt, daß so wenige da wären, die seiner Gabe gehrten, und als Orendel der Graurock den Riesen Metwin erlegt hat, fragt er sogleich nach der varnden diet, die sich dann mit des Riesen Kostbarkeiten beim Zechen einen guten Tag machen. Welcherlei Gabe die Spielleute sich für wert erachteten, zeigt besonders die Erzählung von ihren Geschenken bei Heinrich von Veldeke.

Dar nâ die vorsten rîke
gâven vollîke,
her iegelîch met sînre hant,
dûre pellîn gewant

1. vorzustellen, im Vorauer Moses putzt Pharao das Kind Mose, das er für einen spileman hat (vgl. J. Diemer, deutsche Ged. des XI. u. XII. Jhs. 33, 12) mit einer verzierten goldenen Krone. — 2 f. getragenen Kleidern auch zufrieden, Burdach, Reinmar der Alte und Walter von der Vogelweide, Leipzig 1880, S. 131. — 5. Oswalt, O 301. — Salman, S 651, 4. — 7. Brünne ... Fingerring, S 657, 1. — 8. Laurinterte ... Heldenbuchs, Jänicke, Anm. zu Laurin 1600, 30 S. 288. — 10. reich wird, En. 1311 want si worden rike, alsô dat billich was; vgl. Mel. 3653. — 11. als wie ... ist, Cic. ed. Klotz V, in M. Ant. II c. 27, § 65: exsultabat gaudio persona de mimo, modo egens, repente dives. Sed. ut est apud poetam nescio quem: male parta male dilabuntur. — 13 ff. „milte" ... Fürsten, E II, 40. 98 f. 151. 229 ff. 500 ff. 640 f. En. 6285. 13171 ff. Ruod. γ^b 10. 17. A^a 9. G^b 5. 11. O 3. 27. 235. 305. 367. 396. 405 u. ö. Rth. 4843 ff. AS 505. Parz. 101, 4. Dietrichs Flucht 723—14. Rabenschl. 96—100. Über die wirklich gezahlten Summen findet man urkundliche Angaben bei Schönach a. a. O., wo 1—50 Veroneser Denare als an Spielleute gezahlt erwähnt werden. — 15 f. die ... gehrten, En. 13204. — 18. beim Zechen ... machen, OE X, 21 ff. (OH 1359 ff.). — 20. H. v. Veldeke, En. 13181 ff.; über die reichen Geschenke, welche Heinrich V. bei seiner Hochzeit 1114 der innumerabili multitudini ioculatorum et istrionum atque diverso generi diversarum gentium gab, s. Vogt a. a. O. S. 29, Anm. 4; vgl. auch Koberstein-Bartsch I^5, S. 92 Anm. W. Grimm, deutsche Heldens. S. 376 f. (381). — Schrecklich ist es ihnen, wenn aus irgend welchem Grunde eine hochzit gestört wird, ohne daß es zur Gabenverteilung kommt (AS 505), oder wenn ein ernsterer Fürst, wie Heinrich II. bei seiner Hochzeit, sie alle unbeschenkt und mit hungrigem Magen von dannen jagt (Herimanni chron. SS. V, 124. Ann. Hildesh. SS. III. 104. Vogt a. a. O. S. 29, Anm. 5).

ende ros ende skat,
silver ende goltvat,
mûle ende ravîte,
pelle ende samîte,
gans ende ongeskrôden,
end menegen bouch rôden
dorchslagen guldîn,
tsovel ende harmin
gâven die vorston.
die wale geven dorsten,
hertogen ende grâven,
den speleman sî gâven
grôtlîke ende sô
dat si alle dannen skieden frô
end lof den koninge songen
iegelich an sînre tongen.

Sogar ein Mann, wie Walter, hielt es nicht für unter seiner Würde, öffentlich Gaben zu fordern, die Freigebigen zu loben, die Kargen zu schelten. In den Reiseberechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen finden wir angeführt, daß Walter von diesem fünf Solidi erhalten habe. — Bei solchem Haschen nach Erwerb ist neidischer Streit zwischen Spielleuten nicht selten. So hadert Rumeslant mit dem Marner, und Singuf der Meißner mit dem Marner und Gervelin. Reinmar der Fiedler schrieb ein Schmähgedicht gegen Leutold von Seven. Neben reichen Gaben aber verlangt der Spielmann auch gute Behandlung, und der Pförtner, dessen Speise er abgelehnt hat, bringt ihm höflich vor die Pforte einen Pokal mit edlem Lautertrank. Der Spielmann kennt seine Macht und gebraucht sie tyrannisch und rücksichtslos.

Freilich giebt ihm sein sittlicher Wert keinen Anspruch auf Beachtung, aber größerer Einfluß ist ja auch sonst nur in den seltensten Fällen die Gewähr eines höheren sittlichen Gehaltes. Dem Volke waren die Spielleute ein Gegenstand des Spottes. Bei den hôchgezîten hatten sie ihren Platz unten am Tische. Man

17 ff. Wilmanns, Leben Walters, S. 44. — 19 ff. Zingerle, die Reiserechnungen Wolfers v. E., S. 9. 14. — 24. Reinmar der Fiedler, Bartsch, Liederdichter, Nr. XXIX. — 27 f. bringt ... Lautertrank, S 631, 4. — 33 f. Bei ... Tische, zende an des tisches ort Parz. 33, 16. vgl. der zenti saz ûf der banc der hetti din win an dir hant. Ält. Judith 186 f.

ergötzte sich an ihren rohen Witzen, ihren Übertreibungen, ihren leichtfertigen Aufführungen und — verachtete sie. Die Spielleute sind die freien Vögel, die der Mensch, in den Banden bürgerlicher Ehrbarkeit und Pflicht, doch gern flattern sieht, obschon sie träge sind, nicht säen noch ernten: er erfreut sich an ihrem Gesange und füttert sie, auch ohne daß sie es verdienen. Das Volk steht auf einem Standpunkte höherer Sittlichkeit, als der Spielmann, dieser Rest verrotteten römischen Heidentums, und es gilt als schimpflich, dem Stande der fahrenden Leute anzugehören. Es ist nicht zu bezweifeln, daß im Volke selbst noch eine Überlieferung von dem reinen Tone der alten deutschen Dichtungsweise fortlebte. Gewandt hatte freilich der Spielmann auch diese an sich zu reißen gesucht; allein wo der Heldendichtung der Spielmannsstempel aufgedrückt war, ward sie sogleich erkennbar als nicht mehr der edlen Vätersitte entsprechend. Auch die Geistlichkeit verfolgte das Treiben der Spielleute mit Verboten und Drohungen ewiger Strafen, wie wir unten sehen werden, ja nicht einmal das Recht räumte ihnen gleiches Maß mit dem übrigen Volke ein. Während dereinst der Volkssänger auf eine vierfache Buße Anspruch hatte, erklärt der Sachsenspiegel die Spielleute einfach als unecht geboren und rechtlos; nur den einen Unterschied von Räubern und Dieben läßt er gelten, daß man gegen sie nicht Bewaffnete ausschickt, wie gegen jene; der Schwabenspiegel gewährt ihnen als Scheinbuße den Schatten eines Mannes (d. h. dem Schatten desjenigen, der ihnen etwas zu leide gethan hat, dürfen sie den Kopf abschlagen), und ebenso den Kämpen und ihren Kindern den Glanz, den ein blinkender Schild gegen die Sonne wirft. Die gotländischen Rechte gewährten dem Erben eines erschlagenen Spielmannes volle Buße nur dann, wenn er eine junge, ungezähmte Kuh, die einen Hügel hinabgepeitscht wird, am Schwanze zurückzuhalten vermag, und alle Stadtrechte bestimmen, so einer einen „bôsen spilman“ schlägt, so soll er weder dem Richter noch dem Geschlagenen Buße geben, — nur dem letzteren noch drei fröhliche

2. verachtete sie, Wilmanns, Leben Walters, S. 40 f. — 8 f. es gilt … anzugehören, die Königstochter Paung kann ihrem Vater keine größere Schande in Aussicht stellen, als indem sie ihm droht ein Spielweib zu werden O 988; ihre Aufdringlichkeit fällt auf Kth. 1710. — 10 ff. Ein wie lebendiger Dichtungsdrang und welche Fähigkeit zu passendem Ausdruck in gebundner Rede im Volke noch lebte, zeigt Haupt zu Neidhart 31, 9 (S. 134). — 19 f. Während … hatte, in dem Rechte der Angeln und Weriner; vgl. Wackernagel S. 65, Anm. 21. — 22 f. daß man … jene, Vogt a. a. O. S. 31, Anm. 36.

Schläge dazu. Noch Kaiser Rudolf schloß das fahrende Volk 1287 vom Landfrieden aus. Der Franziskaner Berthold teilt die Spielleute der untersten Menschenklasse zu, die, wie der zehnte Chor der Engel, für immer verloren sei. Ludwig der Fromme zeigte ihnen nach Thegans Bericht seine Mißachtung, indem er sich nie von ihnen ein Lächeln ablocken ließ. — Nun ist es eine alltägliche Wahrnehmung, daß Leute, die in besonderer Verachtung stehn, besonders stark den Drang empfinden, äußerlich einen gewissen Wert darzustellen. Aus den Reihen der römischen Sklaven gingen bedeutende Männer hervor, und noch heute schafft das Volk der Juden sich Genugthuung für seine Ausgeschlossenheit, indem es gegen den Willen der übergeordneten Völker sich maßgebenden Einfluß erringt. Ist der Unterdrückte, Verachtete eine zähe Natur, so wird er sich durch eigene Kraft über die Ungunst der Verhältnisse emporzuarbeiten versuchen; ist er schwach, so wird er durch Prahlen und Vordringlichkeit sich in den Augen der Leute und seinen eigenen einen Wert beizulegen bestrebt sein, den er in Wirklichkeit nicht besitzt. Das letztere war vorwiegend der Fall bei den Spielleuten. Wie sie gern in schönen Kleidern prangen, so lieben sie es auch, sich hohe Titel zu geben: ritter edele, edeler degen guot, stolzer degen guot, helt, oder doch wenigstens stolzer spileman sind dem Spielmann geläufige Bezeichnungen, er geht vor den Königen in riterlicher wæte, ja der König selber wird zum Sänger und adelt dadurch den Stand. Im Könige David verehrt er seinen Ahn, „der vor der alten Troie erdâcht daz êrste seiten-spil“, und den Heiland selber läßt er als gehrenden Mann auftreten unter all den Armen, die der milde König Oswalt so reich beschenkt.

---

1 f. schloß ... aus, die Litteraturangaben hierzu bei J. Grimm, Rechtsaltert. 678. K. Weinhold a. a. O. S. 363. F. Vogt a. a. O. S. 25 f. 31 f. A. 36—39. W. Scherer, Gesch. d. d. Dichtung S. 14. Grimm, Gedichte auf Diedrich I. 17 ff. Wackernagel S. 66, Anm. 1. 132, Anm. 23. — 3 f. die ... verloren sei, Vogt a. a. O. S. 24. — 18 f. Das letztere ... Spielleuten, Voigt, Salman und Morolf S. CXXII. — 19. Wie sie ... prangen, vgl. die Schilderung bei Morolf 688, 1 ff. — 20 ff. ritter edele, S 279, 4. — edeler degen guot, S 237, 1. — stolzer degen guot, S 367, 5. — helt, S 122, 4. — stolzer spileman, S 690, 3. 695, 6. 699, 1. 704, 5. Rth. 3703. 3713. — 23. riterlicher wæte, S 11, 2. — ja ... Sänger, so Hettel in der Gudrun, Rother Rth. 167 ff. u. a. — 25 ff. „der ... seiten-spil“, S 465, 5 f. — und ... auftreten, O 3133 ff.

4. Innere Hebung des Spielmannes durch die Berührung desselben mit dem Volke, mit Geistlichen und mit Rittern.

Bei der steten Übung, in welcher die Spielleute blieben, konnte eine gewisse Fertigkeit und Leichtigkeit in der Handhabung der Formen, in denen sich die damalige Dichtung bewegte, nicht ausbleiben. Aber die Form allein bedingt nicht den Wert eines dichterischen Erzeugnisses. Ein solches kann inhaltlich unter, auf oder über dem allgemeinen sittlichen Standpunkte des Volkes stehen, dem es angehört. Nur im letzteren Falle hat es Anspruch auf Dauer; sonst aber ist es zur Vergessenheit verurteilt, auch wenn es von höchster Formvollendung ist. Der Dichter kann der vates sein, welcher seine Zuhörerschaft läutert und veredelt und zu sich emporhebt, oder er ist, wie der Spielmann, das unreine Gefäß, das vom Volke erst seinen sittlichen Gehalt empfängt. Das Edle und Gottgeliebte der Dichtung aber besteht darin, daß sie nicht stille steht, wenn sie das geistige und sittlich-religiöse Niveau des Volkes erreicht hat, sondern darüber hinausstrebt nach unendlichen Höhen.

Die Zucht, in welche das Volk den Spielmann nahm durch die beschämenden, demütigenden Satzungen seiner Rechte, durch den Ausschluß desselben aus jeder bürgerlichen Gemeinschaft, durch die unverhohlene Verachtung, mit der es ihm begegnete, mußte ja zunächst niederdrückend auf denselben wirken, aber bald mußte in natürlicher Widerwirkung dagegen der Trieb zu Edlerem gerade durch den auf ihm lastenden Druck zu kräftigem Gedeihen gebracht werden. In gleicher Weise, wenn auch von anderer Absicht ausgehend, wirkten die Warnungen und Verdammungsurteile der Geistlichkeit. Zwar Spielmann wollte der Spielmann noch bleiben — dazu waren ihm das lustige Leben, der leichte Verdienst, der bedeutende Einfluß seiner Stellung zu lieb —, allein er suchte abzulegen, was ihn verächtlich machte. Die gemeinen Scherze wichen dem feineren Salz der Rede, die ungeordnete, nur auf den Erfolg des Augenblicks gerichtete Disposition einer durchdachten Anordnung, der überlieferte heidnische Grundton gab immer mehr den christlichen Ideen Platz, und das ruhige Gleichmaß der Rede, mit dem man sich an ein geistig bedeutendes Publikum wendet, ersetzte den stürmischen, mit Effekten überfüllten Vortrag, welcher nur darauf berechnet war, durch allerlei Lockungen ein rohes

Bauern- und Kriegervolk zu fesseln. Vom Volke übernahmen sie die Stoffe der alten Dichtung, von den Geistlichen christliche Erzählungsstoffe und besonders christliche Auffassungsweise und das Streben nach innerer, dichterischer Wahrheit, von den Rittern die höfische kunstgerechte Form, edles Maß und Selbstbeherrschung, und den launigen Humor als Ersatz des früheren unflätigen Scherzes. Freilich verfuhr der Spielmann mit der Volkssage auch in kecker, rücksichtsloser Willkür, wie besonders der Ortnit beweist, allein da die Heldensage bereits eine authentische, unwandelbare Feststellung im Volke gewonnen hatte, konnte der Spielmann mit seinen leicht als solchen erkennbaren Zusätzen nicht viel schaden. Er selbst aber gewann viel, indem er sein metrisches Rüstzeug, das bis dahin ziemlich eintönig war, durch die Formen der Volksdichtung bereicherte. Aber auch in diesen gestattete er sich wieder Änderungen, wie ein Vergleich der Nibelungenstrophe mit der des Alphart und noch mehr mit dem Ortnit und dem gemeinen Texte des Ortnit-Wolfdietrich beweist.

Das deutsche Volk hatte den Schatz seiner Sage und Dichtung treu gehütet und ununterbrochen gepflegt. Jeder einzelne fühlte sich in seinen Grenzen berufen zur Wahrung des dichterischen Gemeingutes. Wer besondere Gaben zur Ausbildung und Erweiterung desselben mitbrachte, war hochgeehrt; aber auch die andern nahmen teil an dem überlieferten Besitz. Das chronicon Quedlinburgense spricht von dem gemeinen Volke, den rusticis, die von Dietrich von Bern sangen; die vulgaria carmina des poeta Saxo, die carmina gentilia des Thegan, die vulgaris fabulatio et cantilenarum modulatio des Ekkehart im chronicon Urspergense und die gens canens prisca des Metellus von Tegernsee um 1160 können nur so verstanden werden, daß das Volk selbst, nach Lust und Gelegenheit, die gangbaren Lieder gesungen habe, wie das W. Grimm gezeigt hat. Wie wenig Genaueres wir auch über diese alten Lieder wissen, so ist das doch sicher, daß sie vorwiegend einen ernsten Charakter trugen, der also durchaus nicht stimmt zu dem leichtfertigen Wesen

23. chronicon Quedlinburgense, M. G. SS. III, 31. — 26. poeta Saxo, 5, 117. — Thegan, M. G. II, 594. — 28. chronicon Urspergense, M. G. SS. VII, 130. — 29. Metellus von Tegernsee, Canisii lect. ant. ed. Basnage III, 2, 154. — 31. W. Grimm, deutsche Heldensage, S. 378. Deutsche Sagen II^2, S. IX ff. — 33 f. ernsten Charakter trugen. Vgl. Bd. I, 7, 5 ff. und R. Heinzel, über den Stil der altgermanischen Poesie, Straßburg 1878.

des Spielmannes. Wollte der letztere also den reichen Schatz dichterischen Stoffes, der in diesen Liedern lag, für seine Vorträge verwenden, so mußte er sich auch den Anschauungen und dem Ideengange bequemen, die in ihnen vorherrschen, er mußte also als eine ernstere, tiefere Natur zu scheinen sich entschließen, als er in Wirklichkeit war. Daß er dabei sein eigenstes Wesen auch nach Möglichkeit zum Ausdrucke zu bringen suchte, begreift sich leicht. In kecken Erfindungen und willkürlichen Zudichtungen und Ausschmückungen trachtete er Besonderes zu leisten, und in dem oberdeutschen Ortnit und den Wolfdietrichen, wie in dem niederdeutschen Rosengarten und dem Liede von Ermenrichs Tode herrscht der Einfluß der Spielmannspoesie, ohne daß damit indessen die im Stoffe liegende größere Tiefe und der höhere Ernst des Volksepos verloren gingen.

Die Geistlichen standen zunächst und prinzipiell der weltlichen Dichtung feindlich gegenüber, nicht nur der altheidnischen Dichtung (vgl. I, 45, 5 ff.), sondern auch der Spielmannsdichtung. Obschon diese letztere in ihrer größeren Geschmeidigkeit mehr Bürgschaft bot für die Möglichkeit einer Aneignung des christlichen Ideenkreises, so war sie doch noch so weit von diesem entfernt, daß ein Vermittlungsversuch seitens der Geistlichen eine Schwäche gewesen wäre, und offner Kampf das allein Denkbare war. So verurteilten sie denn auch die Spielmannsdichtung in zahlreichen verwerfenden Bezeichnungen. Die gewöhnlichste verächtliche Benennung für dieselbe war daz gibôsi d. h. die Gemeinheiten, wie auch der Träger dieser Dichtung der „bôse spilman“ genannt wird. Aber auch loterspràcha, rustigiu sanch, winiliot sind übliche Ausdrücke dafür. In der Bamberger Beichte werden neben dem Wohlleben und der Wollust als gleich strafbar fol-

1 f. reichen Schatz ... Liedern lag, man denke nicht, daß die poetischen Fähigkeiten des Volkes im 12. und 13. Jahrhundert schon geringere gewesen seien. Die Frauenstrophen in dem Minnegesang und die schon oben erwähnte Fähigkeit des Bauernvolkes zu gebundener Rede sind dafür Beweis. — 12 ff. Vgl. Müllenhoff, zur Geschichte der Nibelunge Not, S. 13. — 25. daz gibôsi, als Glosse zu nugae Steinmeyer-Sievers I, 683, 38. II, 479, 26. 558, 63. 587, 65 (nugator = gibôsâre II, 361, 40. 414, 9. 557, 27. 574, 26. 575, 16; nugax = bôsiling I, 683, 41); zu ineptiae II, 604, 27; inane II, 77, 29. 80, 5; frivola II, 413, 46. 561, 39. 573, 8. 575, 11 (vgl. bôsa II, 19, 22. 22, 29. 500, 59. 501, 37. 528, 15. 31); zu ludicrum II, 551, 67 (dieses ist auch durch spot glossiert II, 414, 11, durch spil II, 557, 48. 572, 9); zu probrum II, 79, 24; zu neniae II, 554, 15. 1, 304, 12. 310, 46 (an letzter Stelle synonym mit sisuua, welches als Glossem dabeisteht II, 559, 37). — 26. „bôse spilman“, Vogt a. a. O. S. 25. — 27. loterspràcha, I, 299, 4. 300, 28. — rustigiu sanch, II, 113, 28. — winiliot II, 83, 10 85, 32. 86, 42. 92, 55. 96, 1. 100, 59. 113, 28. 140, 42. winiliot sind Liebeslieder. Daß diese schon in alter Zeit bestanden haben, zeigt Müllenhoff, Dkm.[2] 362 ff.; vgl. Bd. I, 458, 2. ff. — 28. Bamberger Beichte, Piper, Notker III, S. XVII, 39 ff.

gende Vergehen genannt: (ich bin sculdig) in aller slahte unrehter uroude, in huohe, in spotte, in allen ungibâriden, in unzuhte, in uirchrônide, in lugisagilon, in lugispellen, in huorlieden, in allen scantsangen, in hônreden manigen, in uppispilen, in wunnespilen, in tumpchôsen, indem in diesen Worten offenbar das Treiben der Spielleute in allen der Kirche anstößigen Äußerungen desselben zusammengefaßt wird. Hatte doch schon Otfrid gedichtet in der Absicht, gegen den cantus laicorum obscenus, den ludus saecularium vocum und den sonus inutilium rerum anzuarbeiten, und wir erkennen in diesen Ausdrücken das canticum turpe et luxuriosum wieder, das in den Kirchen abzuhalten schon das Mainzer Konzil v. J. 813 verboten hatte, und die spectacula et diabolica figmenta, welche nach einer Nachricht in Alkuins Briefen gesetzlich verboten waren. In der späteren Zeit hörten die Prediger nicht auf, von der Kanzel herab gegen die Spielleute zu eifern, wie Berthold von Regensburg an der schon oben erwähnten Stelle, und das heilige Abendmahl ward ihnen nur ausnahmsweise bewilligt. Trotz dieser ausgesprochen feindlichen Stellung der Geistlichen dem Spielmann gegenüber war ihre Einwirkung auf denselben eine nicht geringe. In dem Munde des fahrenden Volkes gestaltete sich auch ernsthafter Stoff gerne zu loser Rede, und so wurden auch die alten Götter- und Heldensagen leicht zu albernen Märchen, die Spott und Gelächter eintrugen und die jedenfalls schon dadurch, daß sie aus des Spielmanns Munde kamen, beim Volke in Mißachtung gerieten. Das konnte sich die Geistlichkeit schon gefallen lassen. Auch war der Spielman gar nicht feindlich, sondern nur

1 ff. d. h. (ich bin schuldig) in allerlei unrechter Freude, in Hohn (auch Notker I, 116, 14 wird das huhon in Verbindung gebracht mit dem loter), in Spott (s. oben), in allerlei zuchtlosem Wesen, in Unzucht, Schwatzhaftigkeit, Lügensagen, Lügenerzählungen (über das Wort spel s. Wackernagel S. 182 f., Anm. 2. Es ist besonders die unterhaltende Erzählung damit bezeichnet, z. B. Notker I, 216, 14. 22. 225, 8, wo die alten griechischen Göttersagen darunter zu verstehen sind. Da allen solchen Erzählungen die objektive Wahrheit abgeht, so ward das Wort auch schlechthin im Sinne von lügenhafter Erzählung gebraucht, z. B. Lanz. 8521 ez ist ein wârheit, niht ein spel; der Marner XV. 301 stellt ein bispel oder spel, ein wârheit oder luge einander gegenüber; vgl. auch Gaur. 2605; ähnliche Stellen bei Wackernagel a. a. O.), in unkeuschen Liedern, an allerlei Schandgesängen, an mancherlei Hohnreden, an eitlem Treiben, an lustiger Unterhaltung, an thörichtem Geschwätz. Die letzten Ausdrücke gehen auf heidnisches Treiben; vgl. R 805 ff., wo Karl zu Marsilies Gesandten sagt: iuwer gote, thie ir ane betet, Apollo unde Mahumet. thie sint vile bôse, upih ist ire gekôse. thie tiuvele wonent thâ inne, ir hôret ire stimme, thie wâren ie lugenare. — 8 ff. Otfrid, s. Bd. I, 187, 3. — cantus laicorum obscenus, ludus saecularium vocum, sonus inutilium rerum, Otfr. ed. Piper I. 6, 5 ff. — 11. canticum turpe et luxuriosum, Wackernagel S. 65, Anm. 20. Wessobrunner Gebet S. 25 ff. H. Hoffmann, deutsches Kirchenlied, S. 8 ff. Maßmann, Abschwörungsformeln, S. 11. — 14. Alkuins Briefen, epist. 111.

gleichgültig gegen das Christentum. Wo es ihm paßte, nahm er wenigstens äußerlich, christliche Anschauungen an, sogar fromme Betrachtungen, Gebete, Anrufungen Gottes finden bei ihm Aufnahme, er verwertet die mönchische Askese unter den Motiven seiner Dichtung. Er rühmt sich auch seiner Quellenstudien, prahlt, wenn er am unglaubhaftesten wird, mit der Wahrheit seines Berichtes: ein Beweis, daß sein Publikum kritischer geworden war und Glaubwürdigkeit verlangte. Am augenfälligsten tritt das Ansehen, in welchem die Geistlichkeit bei dem Spielmann stand, hervor, wenn der letztere mit seiner gelehrten Bildung prahlt, ohne doch eine Ahnung vom Schreiben zu haben. Doch mögen die besseren unter den Fahrenden es bald den Geistlichen abgesehen haben. Mit seinem gesunden Gefühl für das, was Nutzen bringt, sah der Spielmann bald, wie vorteilhaft es werden konnte, wenn er durch Stoffe aus lateinischen und französischen Quellen Abwechselung in seine Vorträge brachte. Dazu bedurfte er aber vor allem der Kenntnis der Schrift. Diese zu erlangen, hatte der Vielgewandte Gelegenheit genug, denn oft schlossen sich vagierende Kleriker der umherziehenden varnden diet an. Von diesen wird später die Rede sein. Wie wir nun in der geistlichen Dichtung bei ihrem Bestreben, der verhaßten Spielmannsdichtung auf ihrem eigensten Gebiete Konkurrenz zu machen, in geringerer und größerer Anähnlichung von Formen und Redewendungen alle Übergänge von dem strengen Predigttone bis zu der leichten Auffassung der Spielleute finden, so treffen auch die Spielleute in geringerem (wie in der Klage) und in höherem Maße (wie im Rother) den strengeren Ton geistlicher Poesie. Natürlich kann beiderseits nur von Annäherungen und Übergängen einzelner Formen die Rede sein: im großen Ganzen bleiben geistliche und Spielmannsdichtung doch streng geschieden.

2 ff. sogar ... Aufnahme, vgl. O H 9 ff. Ruod. Bb 10 und öfter in E I und E II. — 4 f. er verwertet ... Dichtung, Rth. 5173 wir munichin uns, 5189 de kunigin clûsete sich. — 5 ff. Er ... Quellenstudien, s. unten. — prahlt ... seines Berichtes, s. unten. — 10 f. ohne doch ... zu haben, vgl. die Beschreibung eines Briefinhalts O 1350 ff.: sant Oswalt den brief ûf brach. der ûz erwelte degen begunde den brief schouwen eben. dâ vander geschriben inne die himelischen küniginne, und sant Jôhannesen den werden man; der was ouch geschriben dran. dô sant Oswalt diu dinc selber geschriben vant, êrste wart im grôziu vröude bekant; sich selber und die edelen küniginne vander geschriben enmitten inne. sie hete in umbevangen gedrücket an ir wangen; im was, si wære an dem munde sin. den brief hâte si selbe geschriben diu edele kunigin. — 18. Kleriker, vgl. den vagus scolaris A. XXXI, S. 181. — 21 ff. Vgl. den zweiten Band dieses Teiles und Vogt B II, 267. Wernher der Gärtner z. B. ist bald für einen Spielmann, bald für einen Klostergärtner gehalten worden. — 27 f. Natürlich ... Rede sein, über einige Entlehnungen s. Wackernagel S. 125, Anm. 33 und unten zu den einzelnen Wörtern.

Der Spielmann verschmähte nicht geistliche Stoffe (vgl. z. B. Anno, ältere Judith, Georg, Christophorus), besonders wenn dieselben anziehende Handlung enthielten. Noch willkommener aber waren ihm die durch das Latein übermittelten geistlichen und weltlichen Sagen der Heimat und des Orients, und in wunderbarer Weise vermischt er oft Christliches und Orientalisches, Wahrheit und Dichtung. Auch der Tiersage bemächtigte er sich. Ungern und zögernd steigt der Kleriker hinab in die Arena, wo die Spielmannspoesie tonangebend ist, aber voll Wichtigkeit stößt der Spielmann in die geistliche Posaune.

Auch von den Rittern entnahm die Spielmannsdichtung, was ihr behagte, an Stoffen sowohl als an Darstellungsformen. Als durch den niederrheinischen Handel und durch den leichteren Verkehr von hüben nach drüben, besonders aber durch die Kreuzzüge eine Annäherung zwischen Franzosen und Deutschen stattgefunden hatte, nicht nur äußerlich, sondern auch in Sitte und Lebensauffassung, da bildete sich auf dem Grunde des Rittertums die höfische Dichtung, jenes farbenreiche Gemisch von Sinnlichkeit und Idealität, von strenger Askese und unverhülltester Sinnenlust, von Heidnischem und Christlichem, von epischem Tone und lyrischer Auffassung, von tollem Übermut in der Erfindung und peinlicher Sorgfalt in der Durcharbeitung. Nicht nur neue Stoffe in buntester Mannigfaltigkeit, durchtränkt von den Ideen des Rittertums (das in der Tafelrunde des Königs Artus sein Ideal, und in dem geheimnisvollen Gralkönigtum seine Potenzierung und Weihe fand) und des Frauendienstes, der Minne (die sich in ihrer überspanntesten Gestalt bei Ulrich von Lichtenstein zeigt) führte die neue Dichtung ins Land: auch mit den alten poetischen Formen räumte man auf, und der Stand dieser Dichter hatte seinen Platz auf den Höhen des Lebens, gleichberechtigt stellten sie sich neben die Ritter, welche damals die kastenmäßige Absonderung ihres Standes ausbildeten, ja, die Dichter waren meistens selbst Ritter. Kein Grund lag für den strebsamen Spielmann vor, nicht auch nach diesen Höhen des Lebens zu trachten, und seine dichterische Natur bahnte ihm die Wege dazu. Erzählte der Ritter von Thaten unglaublicher Tapferkeit, so war der Spielmann immer bereit, noch viel Unglaublicheres zu erfinden, den unermüdlichen und unbezwinglichen Helden der ritterlichen Dichtung standen die Riesen und Zwerge, die Ungeheuer aller Art, Plattfüße, Kranichschnäbler, Einaugen und wie sie alle heißen mögen, der Spiel-

mannsdichtung gegenüber, und als erst die Kunde der Schrift auch in die Kreise des fahrenden Volkes gedrungen und das Gedächtnis nicht mehr der einzige Hüter der Dichtungen war, da konnte auch der Spielmann Abenteuer im Zusammenhange eines längeren Gedichtes erzählen. Auch die „Vorgeschichten" des ritterlichen Epos, wie wir sie im Parzival, Wigalois, Tristan finden, begegnen in der Spielmannsdichtung, z. B. im Biterolf und in der Gudrun. Vielfache Übergänge vermittelten zwischen den beiden Sängerkreisen. Griff der Ritter — teils geschickter, wie Walter von der Vogelweide, teils unbeholfener, wie Gottfried von Neifen, Neidhart von Reuental — Gattungen der spielmannsmäßigen Volksdichtung, z. B. die Gnomik, auf und verfeinerte dieselben mit kunstgeübter Hand, so näherte sich auch der feinere Spielmann dem Wesen ritterlicher Kunstübung, z. B. im Biterolf, auch im Grafen Rudolf, in der Klage, und noch mehr im Wolfdietrich und Albrecht von Kemenaten, besonders aber in deren lyrischen Dichtungsformen, ja, er befehdet sogar den ritterlichen Dichter und macht ihm Konkurrenz, wie Reinmar der Fiedler in der Schmähstrophe gegen Leutold von Seven. Was der Volks- wie der Spielmannsdichtung früher fremd war, fand jetzt in die letztere Eingang: Maienfreude und Minne, wie beim Fahrenden Sigeher, bei Meister Boppe und besonders bei dem Marner. Den Zutritt zu den höfischen Kreisen verschaffte den Spielleuten zunächst ihre Unterhaltungsgabe, dann aber namentlich auch ihre vielfachen Talente, welche sie sogar zu Lehrern an den Höfen der Fürsten und Ritter geeignet machten. Sie waren dem ritterlichen Dichter auch notwendig, weil sie dessen Dichtungen erst volkstümliche Verbreitung gaben. Vor allem aber schafften sie sich allenthalben Zutritt durch die Macht, welche sie vermittels ihrer Zunge im Loben und Schelten übten. Aber nicht nur durch Vermittlung der Ritter empfing der Spielmann die neuen Stoffe: er, der nie Rastende, verschaffte sich dieselben direkt da, wo in

15 f. Wolfdietrich und Albrecht von Kemenaten, Jänicke, deutsches Heldenbuch IV, S. XLIX. — 19. Leutold von Seven, Lachmann zu Walter v. d. Vogelw. 38, 19. — 21 f. Fahrenden Sigeher, MSH II. 361[b]. — Meister Boppe, MSH 407[b]. — Marner, der Marner ed. Ph. Strauch, Straßb. 1876, S. 41 ff.; über sonstige Fahrende, welche höfische Weisen sangen, vgl. K. Burdach, Reinmar d. Alte und Walter v. d. Vogelweide, Leipzig 1880, S. 134 f. — 24. Unterhaltungsgabe, vgl. Wigamur 4594. — 25 f zu Lehrern ... geeignet machten, ein Spielmann Tantris unterrichtet bei Gottfried von Straßburg die Prinzessin Isolde in Gesang und Saitenspiel. Trist. 8004 ff. 8058 ff. — 29 f. welche sie ... übten, Wackernagel a. a. O. S. 131, Anm. 19, S. 305, Anm. 13. Vogt a. a. O. S. 10 f.

der niederrheinischen Tiefebene der alte Weg war für allen Einfluß, welcher in Sitte, Sprache und Dichtung der Nachbar auf uns übte. Das beweist z. B. der Floyris.

5. Die innere Fortbildung und die Verfassernamen der Spielmannsdichtung.

Indem der Spielmann eine so vielseitige, rastlose Thätigkeit entwickelte und es jedem andern gleich zu thun bestrebt war, wollte er damit hauptsächlich einer Schmälerung seines Verdienstes vorbeugen. Die Konkurrenz war groß, das Publikum wurde verwöhnter. Das gläubige, instinktive Zuhören hatte einem kritischen Unglauben Platz gemacht. Die Aufforderung zum gedagen erschallt öfter. Die Stoffe selbst waren dem Volke nicht mehr heilig als Überlieferungen aus der Väter Zeiten, wie ehedem die Heldensagen, und ihr Sänger war auch nicht mit jener fast priesterlichen Würde umkleidet, welche ihn früher auszeichnete. Die Leute wollten Neues, Unerhörtes. Bald verfingen auch rohe Scherze nicht mehr: nicht weil die Ehrbarkeit eine größere geworden war, sondern gerade weil die Unsittlichkeit überhand genommen hatte, wie das ritterliche Minneleben beweist. Dem rohen Volk sind gemeine Scherze ein Reiz, weil es der Sache ferner steht; aber die verfeinerte Gesellschaft, in welcher die Entartung wie die Quelle so der Erfolg der Verfeinerung ist, erschrickt, wenn sie die Sünde genannt hört, die sie übt, und nur durch leise Anspielungen läßt sie sich die üppige Erinnerung verstohlener Genüsse zurückrufen. Allen diesen Wandlungen der Anschauungsweise mußte der Spielmann folgen, und er that es mit Geschick und Unverdrossenheit, denn seine Existenz hing davon ab. Aber ein Verdienst um die Kunst sich damit zu erwerben, der Gedanke und die Absicht lagen ihm durchaus fern. Wir finden ihn nirgend als das mißachtete Genie, den verkannten Edeln, den weltschmerzerfüllten Idealisten: er bleibt hoffensstark und guter Dinge, ist zwar traurig, wenn er hungern muß, aber nie bitter, und stiehlt Stoffe und ganze Gedichte, wo er kann und sie ihm gefallen. Er kennt weder persönliches Selbstbewußtsein noch nationalen Stolz, hat kritischen Sinn weder in der Auswahl noch in der Bearbeitung seiner Stoffe. Ihn hebt die Welle, verschlingt die Welle, und er versinkt. Die zahlende Mitwelt ist

ihm alles, die Nachwelt nichts. So ist er denn auch nirgend darauf bedacht, durch Nennung seines wahren Namens sich im Gedächtnis der Nachkommen ein Denkmal zu errichten, denn nie kommt ihm der Gedanke des exegi monumentum aere perennius. Ob er wohl gedacht hat, wie das heutzutage dem Mimen nachgesagt wird: Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten? Aber er war und blieb der Ausgestoßene der Gesellschaft. — So wie in der Auswahl seiner Stoffe, verfuhr er auch in der Behandlung bereits vorhandener Dichtungen: er nahm davon, was ihm gut schien und Wirkung versprach, und ließ weg, was er nicht mochte. Altmodische Worte, dialektische Eigenheiten, weniger glatter Versbau fanden Ersatz und Besserung, Widersprüche wurden gehoben durch mehr oder weniger geschickte Erklärungen; Erweiterungen, Ausmalungen wurden hinzugefügt, besonders in Schilderungen von Festen und Gewändern, ja, es wurden auch mehrere ältere Gedichte zu einem zusammengeschweißt, wie Wolfdietrich B und C zu D, oder Abenteuer und Erlebnisse eines älteren Helden einfach mutato nomine auf einen jüngeren übertragen und mit dessen Thaten vereint erzählt. Die historische Glaubwürdigkeit galt dem Spielmann nichts, der Effekt war ihm alles. Oft läßt er sein „nu hoeret“ erschallen, als brächte er die gewichtigsten Nachrichten, er verschwört sich hoch und teuer, die Wahrheit zu sagen, beruft sich sogar eifrig auf eine fingierte Quelle, daz buoh, und wo roher Scherz oder zweideutige Anspielung nicht mehr verfangen wollen, da müssen Himmelslohn und Höllenstrafen das Ihrige thun, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Bei dieser Flüssigkeit des Stoffes und dieser Freiheit seiner Behandlung erklärt es sich, daß von einer kritischen Herstellung einer Urgestalt bei den Spielmannsdichtungen nicht die Rede sein kann. Jede Handschrift ist ein Denkmal für sich, das von seiner Vorlage nur so viel behalten hat, als sich mit den örtlichen und zeitlichen Bedingungen vertrug, unter denen das Gedicht erneuert ward. Die geistige Thätigkeit ist bei dem Überarbeiter meist nicht größer oder geringer als bei seinem Gewährsmann, denn auch dieser geht, sicher wenigstens bei den Stoffen aus der Heldensage, deren sich die Spielmannsdichtung bemächtigt hat, auf eine Überlieferung zurück, und erst wenn es uns gelänge, den Kern alter Sage von dem Spielmannsbeiwerk ganz zu reinigen, erst dann könnten wir hoffen bei einer Originalleistung angelangt zu sein, an welcher wir das andre, noch größere Problem der Ent-

stehung der eigentlichen deutschen Volksdichtung studieren könnten. — Das konservativste Element in den Spielmannsdichtungen sind die Reime, denn diese ließen sich nicht so leicht herbeischaffen und extemporieren, und sie in ihrer Dauerhaftigkeit bewirkten auch, daß wenigstens stückweise der allgemeine Gang der Dichtungen unverändert blieb. Einschaltungen mit neuen Reimen, an denen der Kundige sehr bald den Fabrikstempel erkennt, Zusätze erklärender, ausmalender, gelehrter Art finden sich oft, auch in neuen Abschlüssen oder Einleitungen wird dem Geschmacke der Zeit gehuldigt — das ist die leicht erkennbare Spielmannsarbeit, und auf diese hat der Poet in der That keinen Anlaß sich viel einzubilden.

Gelegentlich finden wir wohl den wirklichen Namen eines Spielmannes erwähnt. Im Schenkungsbuche des Klosters St. Emmeram findet sich unter Abt Pernger (1177—1201) ein Gebehart gîgâre, ebenso in einer Prüflinger Urkunde ein Gebehart cytharista und in einer Weltenburger ein Gebhard histrio. Ferner begegnet auch ein Liupold cithareda in Regensburg, und in den Spervogelgedichten ist noch ein Kerline neben obigem Gebhart genannt. In einem Gabenbuche wird ein Eberhardus ioculator ducis und ein Wolfkerus als ioculator episcopi aufgeführt, und König Heinrich VI. hatte einen Spielmann, namens Ruprecht. Auch ein sächsischer berufsmäßiger Sänger im Dienste des Magnus um 1132 wird von Saxo Grammatikus erwähnt, welcher den Herzog Kanut, den er in die Falle locken soll, durch ein Lied zu warnen sucht. Der Name des Spielmannes war Siward, wie Müllenhoff gezeigt hat. Vielleicht gehört hierher auch der blinde friesische Sänger, von welchem die vita Ludgeri erzählt, wenn wir nicht vielmehr in diesem noch einen Vertreter des wirklichen altheimischen Volksliedes zu sehen haben. Bekannt sind die Spielmannsnamen des Horand aus der Gudrun, und des Jsung, der im Schutze des Spielmannsfriedens in der Vilkinasage als Bote

17. Liupold cithareda, Scherer, Studien I, 12. — 18. Kerline, M. Fr. 26, 15. Bartsch, Liederdichter III, 33. — 19 f. In einem ... aufgeführt, Scherer, Gesch. d. d. Dichtung, S. 21, Anm. 2. — 19 f. In ... aufgeführt, andre Spielmannsnamen, aus tyrolischen Urkunden, sind: Velchelinus, Ballabenus, Sicherius, Heinricus, Seitlin, Awenstainer, Christan, Aeblin, Saul, Heinzlin, Calla, Torler, Gerold, Dietlein, Friedel, Oettlin. s. A. XXXI, 173—183. — Zur Bezeichnung ihrer Thätigkeit dienen in lateinischen Urkunden außer den oben S. 6 ff. genannten noch lirator, vigellator, cantor, phifarius, singarius, fistulator, spilerius. — 23 ff. Saxo Grammatikus, s. A. Holders schöne Ausgabe (Straßb. 1885) S. 427, 16 ff. genere Saxo, arte cantor. — welcher ... zu warnen sucht, W. Grimm, deutsche Heldens., S. 48. 376. Koberstein-Bartsch I[6], S. 62, Anm. 6. — 26 f. Müllenhoff, A 12, 335. — Vielleicht ... erzählt, J. Grimm, deutsche Sagen, S. XI, Anm.; Heldens. S. 377. — 31. Vilkinasage, c. 118.

verwendet wird. Als später der Spielmann selbstbewußter wurde, studieren mußte, um Neues zu bringen, und sich einer strengeren Kunstübung zu fügen hatte, da bewog ihn sein wachsendes Selbstvertrauen auch, mit Stolz seinen Autornamen zu nennen. So waren Spervogel (Heriger?), der Kürnberger, Reinmar der Fiedler, Sigeher, Heinrich der Vogler, der Marner und viele andre, die an ihrem Orte erwähnt werden sollen, sicher Spielleute, varnde diet. Das Urbild des Spielmannes bleibt der Morolt.

Der Spielmann war, wie schon bemerkt, kein Charakter. Hatte er keinen Grund, auf seinen Namen etwas zu halten, oder glaubte er doch wenigstens keinen Anlaß dazu zu haben, so war er damit befähigt zu jener Art der Selbstverspottung, welche im Verdrehen des Namens oder im Sichbeilegen erdichteter Benennungen besteht und zu jeder Zeit eine wohlfeile Bewunderung als Preis des Witzes von der Menge erringt. Eben darauf kam es dem Spielmann an. Der gewöhnliche Mann hielt auf seinen Namen, und wo er denselben, z. B. in Urkunden, als Vertreter seiner Person hinstellte, umgab er ihn mit gewissen feierlichen Formen. Der Spielmann hingegen hatte kein Haus, dessen Marke ihm heilig war, kein Geschlecht, auf das er mit Stolz zurückblickte, und konnte er durch Selbstironie einen Batzen mehr gewinnen, warum sollte er es nicht thun? Im Rother erzählt er mit Behagen, wie Grimme hundert Spielleute mit zugeweichen staven (hiez) vaste recken unde slahen d. h. tüchtig durchprügeln ließ.

So nennt sich der angelsächsische Spielmann nach seiner Wanderlust Wîdsith, der in der Welt umher zu allen berühmten Königen zieht. Ähnlicher Bedeutung sind die deutschen Spielmannsnamen: Waller, Ellend, Hasensprunch, Irreganc, Suochenwirt, Rûmslant, Spervogel. Nach seinem Botenamte nennt er sich Werbel, mit Bezug auf seinen Durst und Hunger Swemmelîn, Nernsnabel, nach seiner Herkunft Mihssner, Pruzzin, Swab, oder nach der Glaubwürdigkeit, die er für seinen Bericht beansprucht, Wârmunt, nach seiner Welt- und Sprachkenntnis Tragemunt, nach dem prunkhaften Auf-

5. Spervogel (Heriger?), M. Fr. 26, 21. — 6. Heinrich der Vogler, Dietrichs Flucht V. 8000. — 8. Morolt, Salman und Morolf ed. F. Voigt S. CXXII ff. — 21. Rother, V. 4293 ff. — 24 ff. Grimm, Heldensage, S. 18 f. 375; vgl. auch unten über den Stricker. Auch Pfeiffer (Forsch. u. Krit. I, 18) sucht Wernher den Gärtner als den gartaere, den Herumstreifer, von garten, umherziehen, zu deuten. — 27. Hasensprunch, ebenso die A. XXXI, 176. 182. — 28. Spervogel, d. i. Sperling, wegen seines Vagabundenlebens; vgl. Scherer, Gesch. d. d. Dichtung S. 145. Deutsche Studien I, 38. — 28. Werbel, Nib. 1314, 1 u. ö. — 29. Swemmelîn, ebenda. — 29. Nernsnabel, A. XXXI, 177. — 30. Swab, A. XXXI, 176. 184. — 31. Wârmunt, O 197 ff. — 32. Tragemunt, OH 115 (OE 23), sowie im jüngeren Oswalt; vgl. Pfeiffer A 2, 92 ff.

treten, in dem er sich gefällt, Stolzelin, oder auch nach seiner dichtenden Thätigkeit, wie der Stricker, oder der Glîchesaere, der Videler, der wilde man, Frîdanc, Frauenlob, Snurrenpheyl, Hovelich, Vreufdenreich, Schantprüllen, Cluchentôt. Ähnliche bezeichnende Spielmannsnamen sind Snochensin, Lobdenfrumen, Sorgnit, Wunnesam, Hancampf, Schaentlin, Regenpogen, Hüntli, Ekstein. Wenn Meister Berthold in seiner obenerwähnten Predigt sagt: „Du heißest Lasterbalg, dein Geselle Schandolf, so heißet ein anderer Hagedorn, dieser Höllenfeuer, jener Hagelstein. So hast du einen schimpflichen Namen wie deine Gesellen, die Teufel, welche abtrünnig sind“, so ist nicht zu zweifeln, daß damit Namen genannt sind, welche vom Volke den Spielleuten beigelegt, und von letzteren selbst bereitwillig angenommen wurden. Sie ließen sich gerne hudeln und schänden, im Bewußtsein, doch die Schlaueren zu sein. Auch der bayrische Spielmann Vollarc, d. i. der Habgierige, verdankt seinen Namen nicht einer edlen Seite seines Charakters. Die bekannten Namen Niunin und Gedrût, unter deren Firma uns lyrische Dichtungen erhalten sind, gehören offenbar in dieselbe Klasse. Ich möchte dieselben durch Immerwasneues und Allerweltsfreund übersetzen. Daß diese Namen wirkliche Lästernamen waren, zeigen urkundliche Doppelbezeichnungen, wie Chunrad genannt Plaeterle, oder Chunrad dictus Nimmerselich, oder Johannes dictus sager de Laetsch.

---

6. Ausbreitung der Spielmannsdichtung.

Halten wir fest, was oben gesagt war, daß nämlich jede einzelne Handschrift der Spielmannsdichtungen eine Leistung für sich darstellt und als solche zu betrachten ist, so werden wir einen Überblick über die Verbreitung dieser Dichtungen gewinnen können, wenn wir den Dialekt der erhaltenen älteren Handschriften festzustellen suchen.

1 Stolzelin, S 254, 2. — 2. Stricker, vgl. Karl der Große von dem Stricker, ed. Bartsch, Quedlinb. u. Leipz. 1857, S. I. Andre erklären irrig nach der Schreibung Strichære, der Umherstreifende; vgl. Goedeke, Littg. I², S. 105. Noch andre sehen in dem Namen einen Geschlechtsnamen, und Pfeiffer (G 2, 199) hat ihn als solchen schon um 1190 in Österreich nachgewiesen; vgl. auch H. Lambel, Erzählungen u. Schwänke, Leipz. 1872, S. 3. L. Jensen, über den Stricker als bispel-Dichter, Marb. 1886, S. 22. — 4. Cluchentôt A. XXXI. 174. 175. 177. 184. — 1 ff. Ähnliche ... Wunnesam. Wackernagel S. 119, Anm. 19; vgl. den ags. Spielmann Scilling (d. i. der Tönende), den Genossen des oben erwähnten Widsith und Schillinch A. XXXI. 182. — 6. Ekstein A. XXXI. 174. 175. 176. 182. — 15 ff. Auch .. Charakters, vgl. A 7, 522. R. v. Liliencron u. K. Müllenhoff, zur Runenlehre, Halle 1852, S. 54. — 19 f. Ich möchte ... übersetzen, Müllenhoff, z. Gesch. d. Nib. Not. S. 12. — 22. Laetsch, A. XXXI, 175 179. 181.

Manche Gedichte erfreuten sich großer Verbreitung. So finden wir im vierzehnten Jahrhundert Handschriften des Laurin in Alemannien, Bayern, Österreich, Thüringen, d. h. in allen Landschaften des oberen und mittleren Deutschland; nur von einem niederdeutschen Texte finden wir keine Spur, wohl aber gelangte derselbe nach Dänemark. Der Salman und Morolf findet sich auch im Elsaß, ebenso der Orendel und der Oswalt. Der vom Rheine herstammende Alexander begegnet auch in Oberdeutschland, besonders in Alemannien. Auf diesen Wanderungen nahmen auch die jüngeren Abschriften meist einen anderen dialektischen Charakter an, behielten dabei jedoch oft, besonders in den Reimen und selteneren Wortformen, Spuren der ursprünglichen Sprache des Gedichtes. Merkwürdig und ein Beweis für die kosmopolitische Naturanlage der Spielmannsdichtung ist, daß z. B. niederrheinische Dichter nach Bayern zogen und dort in ihrem Dialekte dichteten.

So allgemein aber auch die Spielmannsdichtung in Deutschland verbreitet war, so sehr war sie doch verschiedenen Charakters in den verschiedenen Teilen des Landes. Die Fahrenden mußten sich den örtlichen Neigungen anbequemen. Die beigedruckte Tafel zeigt uns, wie nachweislich zuerst am Niederrhein die Spielleute sich der erzählenden Dichtung bemächtigten, und zwar legten sie daselbst mit Vorliebe französische Werke ihren Vorträgen zu Grunde. Aber merkwürdigerweise scheinen die rheinischen Spielleute in ihrer Heimat (nur eine strophische Bearbeitung des Herzog Ernst finden wir daselbst um 1300) mit ihren Erzählungen, so wundersam sie dieselben auch zu gestalten verstanden, wenig Anklang gefunden zu haben: der verwöhntere Geschmack ihrer Landsleute hatte sich anderen Stoffen zugewendet. Mit Vorliebe zogen sie nach Bayern, wo am Hofe Heinrichs des Stolzen (um 1130), und später an dem der Burggrafen Friedrich (1176—1181) und Heinrich (1181—1184) von Regensburg, welche letzteren selbst Dichter waren, die Dichtung freundliche Aufnahme fand. So ward im Jahre 1131 der Roland, um 1138 der Alexander, zwischen

5 f. Der Salman u. Morolf ... Elsaß, Voigt a. a. O. S. VIII — 6. Orendel, Harkensee S. 8. — 7 f. Oswalt, Rödiger A A II, S. 252. — Der ... Oberdeutschland, Kinzel S. LI. — 8. in Alemannien, Werner, Basler Bearb. S. 57. — 22 f. (nur ... um 1300), Bartsch, Herzog Ernst S. LXXXI. Harkensee, Oswalt S. 68. Martin, Heldenb. V, S. LI. Das Volksbuch ist um 1400 entstanden (Bartsch a. a. O. S. LXXVII). — 32. Roland, Schröder A 27, 82. Scherer, Stud. I. S. 14. Es muß ein zweifacher, ein kürzerer und ein erweiterter, Text bestanden haben, vielleicht von demselben Verfasser (Bartsch, Karlmeinet S. 388); eine Neubearbeitung ist in Karlmeinet verwertet. — Alexander, vgl. Kinzel Ausg. S. LXIII; der Dichter scheint an der mittelfränkischen Grenze zu suchen zu sein. Über den Straßburger Alexander (S) s. Kinzel a. a. O. S. LXIV, und über den Baseler (B) und dessen Vorlage (B^1) Kinzel P X, 50.

	Österreich:	Bayern:	Alemannien:	Mittelfranken:	Niederrhein u. Thüringen:
1131		Roland I			(Roland)
1137		Kaiserchronik			
1138				Alexander	
1140		Rother. Roland II		(Rother)	
1140—1150	[Nibelungen I] der Kürnberger				
1160					Karls Jugend. Oswald II
1170	[Klage I]	Herger	Heinrich d. glichesære		Floyris
1170—1173					Rudolf (Thüringen)
1173—1180		Ernst I			(Ernst I)
1175				Orendel. Morolt	
1180	[Nibelungen II]			Oswalt I. II	
1187					Pilatus
1185—1195		Spervogel der Ältere			
1190	Klage II	Ernst II (erste Bearb.)			(Ernst II)
1190—1200	Nibelungen C und (AB)	[Alexander B¹]			
1195—1200	Gudrun I				
1200	Biterolf I	Alphart. Roland (Neub.)			Carel u. Elegast
1210	Nibelungen A. Biterolf II				
1195—1215	Laurin				
1200—1220	Walter v. d. Vogelweide				
1215	Gudrun II				
1220	Bruder Wernher				
1225		Wolfdietrich B			
1226	Ortnit				
1227	Wolfdietrich A				
1228	Wolfdietrich A, Forts.			[Wolfdietrich C¹]	
1229	Freidank				
1230	Stricker. Marner		Albrechts Eckenlied. (Marner)		
1236—1240		Spervogel der Jüngere			
1240	Nibelungen B		Albrechts Virginal, Goldemar, Sigenot		
1250	Ortnit C	Wolfdietrich B (Auszug). Ernst III (2. Bearb.)		Wolfdietrich C²	
1270—1280			Wolfdietrich D		
1285	Dietrichs Flucht				
1290	Rabenschlacht				
1280—1300			Wolfdietrich D, Schluß		
1300	Walberan		Alexander B²	Frauenlob?	Karlmeinet. Ernst IV (stroph. Gedicht)

1130—1140 der Rother, zwischen 1170—1180 das älteste Gedicht vom Herzog Ernst und 1190 dessen erste Umarbeitung von rheinischen Spielleuten in Bayern gedichtet, und auch die Kaiserchronik sowie die Familie der Spervögel deuten wenigstens auf rheinische Einflüsse. Dagegen wurden die Dichtungen von Karl dem Großen am Rheine gerne gehört, und ein Stück von Karls Jugend, sowie ein anderes von Karl und Elegast sind in die Kompilation des Karlmeinet um 1300 verarbeitet worden, und auch die in patriotischem Sinne verwertete Pilatussage gehört dorthin, sowie der handlungsvolle Floyris. — Anders stand es in Österreich, besonders in Steiermark. Dort waren besonders die Stoffe der nationalen Heldensage beliebt und fanden Bearbeitung von den Spielleuten. Erinnern wir uns, daß dort der Kürnberger und die Nibelungen zu Haus sind und daß die letzteren daselbst ihre erste Abfassung und Umarbeitung, sowie eine doppelte spätere Bearbeitung erfuhren. Auch die Klage entstand dort um 1180 und ward um 1190 in der uns erhaltenen Bearbeitung vollendet. Der Biterolf empfing dort seine erste und seine zweite Gestalt, der liebliche Laurin, der Ortnit, der Wolfdietrich A mit seiner Fortsetzung, Dietrichs Flucht, die Rabenschlacht und endlich als Spätblüte noch um 1300 der Walberan gehören hierher. Noch um 1356 entstand daselbst Dietrich und Wenezlan. Freilich vertritt der Stricker in jenen Gegenden durch seine Vielseitigkeit auch die anderen Richtungen der Spielmannsdichtung. Auch in Bayern indessen finden sich neben den eingeführten rheinischen Spielmannsdichtungen noch reiche Reste von Bearbeitungen der Volkssagen.

1. Rother, Scherer A 18, 305. Edzardi, zu König Rother, S. 15. 18. v. Bahder, Ausg. S. 8. Rückert, Ausg. S. LXI; die Münchener Bruchstücke zeigen auch bayrische Sprachformen. — 2. Herzog Ernst, Scherer, Stud. I. 14. Bartsch, Ausg. S. I f. — erste Umarbeitung, Bartsch a. a. O. S. XXXVI u. XXXII; vgl. Rückert, Rother S. LXI; die bei v. d. Hagen gedruckte zweite Umarbeitung hat ritterliche und geistliche Zuthaten; Bartsch a. a. O. S. LVI f. — 3. Kaiserchronik, Scherer, A 18, 305. Waag, B 11, 92. — 4. Spervögel, a. Anonymus vgl. Scherer, Stud. I, 11. 14; b. der ältere Spervogel, vgl. Scherer a. a. O. S. 15; c. der jüngere ebenda S. 32. — 6. Karls Jugend, Bartsch, Karlmeinet, S. 387. — 7 f. Karl und Elegast, Bartsch a. a. O. S. 388. Kompilation ... um 1300, Bartsch a. a. O. — 9. Pilatussage, Maßmann, deutsche Gedichte I, S. VII. — 10. Floyris, Steinmeyer, A 21, 311. 316. — 13. Nibelungen, Bartsch, Nib. S. 354 ff. — 15 f. doppelte ... erfuhren, die Angaben hierüber s. K. Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied, Wien 1865, besonders S. 369 ff. — Auch die Klage ... 1180, Bartsch a. a. O. S. 379. — 16 f. O. Jänicke, deutsches Heldenbuch I, S. XXVIII. — 17 f. Jänicke a. a. O. S. XXVIII f. — 18 f. Laurin, Jänicke a. a. O. S. XXXVIII. XLVI. — Ortnit, Amelung und Jänicke, Heldenb. III, S. XXIII. XXX. Heldenb. V, S. LI. Müllenhoff A 13, 192. — Wolfdietrich A ... Fortsetzung, Amelung u. Jänicke, Heldenb. III, S. XXIII. LIII. — Dietrichs Flucht, Martin, Heldenb. II, S. LIII. LVII. — Rabenschlacht, a. a. O. S. XLIV. LVII. — 20. Walberan, Jänicke, Heldenb. I. S. 290, Anm. — 21. Dietrich und Wenezlan, Heldenb. V. S. LIII. — 22. der Stricker, Bartsch, Ausg. des Karl S. II f. — 24 f. Spielmannsdichtungen, über die Entwicklung der Poesie in Österreich s. bes. bei Müllenhoff, zur Gesch. d. Nib.=Not S. 14 ff.

Dort ist namentlich das Gedicht von Alpharts Tod zu Haus, welches ein so merkwürdiges Licht auf die ältere Geschichte der deutschen Heldensage wirft, dort auch der Wolfdietrich B, der Ortnit C, und auch die Gudrun scheint aus ihrem niederrheinischen Stammlande zuerst ihren Weg nach Bayern genommen und dort ihre Bearbeitung gefunden zu haben. — Aus Alemannien kommen uns erst spät einige Spuren der Spielmannsdichtung zu Gesicht, zu einer Zeit als die ritterliche Dichtung bereits großen Einfluß auf deren Ton genommen hatte. Albrecht von Kemenaten dichtet um 1130 das Eckenlied, um 1140 die Virginal, den Goldemar und den Sigenot. Auch der Wolfdietrich D weist nach Alemannien. Endlich wäre noch eine Bearbeitung des Alexanderliedes zu erwähnen.

Reicher und eigenartiger, als in Alemannien, entwickelt sich die epische Spielmannsdichtung in Mittelfranken, was wohl dem Einflusse französischer Nachbarschaft zuzuschreiben ist. Dort sind die originellen Dichtungen von Orendel dem Graurock, die beiden Oswaltgedichte (das kürzere und das erweiterte), sowie der Morolt, jener Inbegriff alles Spielmannsübermutes, entstanden, auch Wolfdietrich C ist dort gedichtet und in die uns erhaltene Form gebracht worden. — Erwähnt sei noch der nach Thüringen gehörige Rudolf.

Von einer andern Seite zeigt sich uns die Entwicklung der Spielmannspoesie in den lyrischen Dichtungsarten. Im Anschluß an die altüberlieferte Spruchdichtung und auf Anregung des höfischen Minnegesanges wurden auch lyrische Weisen von den Fahrenden erfunden und vorgetragen. In den Strophen des Kürnbergers und den Sprüchen der Spervögel haben wir die ältesten Proben dieser

1 f. Dort ist … zu Haus, Martin, Heldenb. II. S. XXVII. XXX. Scherer, Stud. I, S. 15. — 3. Wolfdietrich B, Amelung u. Jänicke, Heldenb. III, S. LXIX ff. — 5 ff. und auch … zu haben, s. Bartsch, Bd. VI dieser Sammlung S. IX ff. Über die bayrische Poesie der Zeit vgl. bes. Scherer, Stud. I, S. 14 f. — 10. Eckenlied, Martin, Heldenb. V, S. XLVIII. LI. Jänicke, Heldenb. I, S. XLVI Müllenhoff, zur Gesch. der Nib.-Not, S. 10, Anm. — Virginal, Amelung u. Jänicke, Heldenb. IV, S. XLIX. Martin, Heldenb. V. S. XIV. XLVIII L. — Goldemar, Martin, Heldenb. V, S. XLVIII. L. — Sigenot, Martin a. a. O. und S. XXXIII. — 11. Wolfdietrich D, Amelung u. Jänicke, Heldenb. IV. S. VI. XV — 16. Orendel dem Graurock, Voigt, Salman und Mor. S. CVIII. Harkensee a. a. O. S. 68. 78. — 17. Oswaltgedichte, das kürzere, Bartsch, G. V. S. 140. — das erweiterte, Bartsch, G. V, S. 156. 158. 163. Edzardi, zu Oswalt S. 18; die Oswaltprosa scheint auch auf ein niederrheinisches Gedicht zu deuten. — Morolt, Voigt, Ausg. S. CIII f. CVI ff. — 18 f. Wolfdietrich C, Amelung u. Jänicke, Heldenb. IV. S. XXVIII f. — 20. Rudolf, Scherer, Gesch. d. d. Dicht. S. 129 — 25. Strophen des Kürnbergers, Scherer, A. 17,561. 18,150. Stud. II, 16. Bartsch, Nib. S. 352. G. 19,352. Paul, B. II,406. Riezler, Forschungen zur deutschen Gesch., 1878, S. 547. K. Vollmöller, Kürenberg und die Nibelungen, Stuttg. 1871. Becker, altheim. Minnesang, S. 59. M. Ortner, Reimar der Alte. Die Nibelungen. Wien 1887. — 26. Sprüchen der Spervögel, Scherer, Studien I und II, 37. Garthaus G. 28,214. Steinmeyer, AA. 2,158. Paul, B. II. 127. Becker

Gattung, und wir erkennen bei ihnen noch die nahe Verwandtschaft mit der epischen Dichtung in den Strophenformen und in der Einfachheit des Gedankenganges, aber auch zugleich schon den Einfluß höfischer Dichtungsweise. Auch Meinloh von Seflingen, der Burggraf von Regensburg, der von Rieteburg, Dietmar von Aist, wennschon nicht selber Fahrende, halten doch an der alten Dichtungsweise fest und können mit gewissem Rechte als die Vertreter des altheimischen Minnegesanges hingestellt werden, denn mit Heinrich von Veldeke, und noch bestimmter mit dem epochemachenden Friedrich von Hausen gelangte der Einfluß des französischen Minnegesanges zur Geltung, und Reinmar von Hagenau, der Lehrer Walters, trug diese höfische Lyrik auch nach Österreich. Der Richtung Friedrichs von Hausen folgen Bernger von Horheim, Bligger von Steinach, Ulrich von Gutenburg, Rudolf von Fenis, Albrecht von Johansdorf, Heinrich von Rugge, Hartwig von Rute, der von Kolmas; mit Reinmar zu einer Klasse gehören Heinrich von Morungen, dessen Phantasie durch geistliche Vorbilder befruchtet er=

a. a. O. S. 47. W. Wisser, Progr. Jever 1882. H. Schlüter, z. Gesch. d. d. Spruchdichtung, Striegau 1883. Jansen, die lyrische Poesie in Deutschland, Crefeld 1882, S. 32.

1 ff. und wir ... Dichtungsweise, Wilmanns, AA. 7, 264 f. — 4 f. Meinloh von Seflingen, Paul, B. II, 418. Scherer, Stud. I, 18. M. Fr. III. Bartsch, Liederdichter IV. — Burggraf von Regensburg, Scherer, Studien II, 77. 127. M. Fr. IV. Bartsch a. a. O. V. — 5. der von Rieteburg, Paul, B. II, 419. Scherer, Stud. II, 32. 77. M. Fr. V. Bartsch VI. — Dietmar von Aist, Scherer, Stud. II, 39. M. Fr. VII. Bartsch II. — 6 f. halten ... fest, im allgemeinen über diese vgl. noch Scherer, Stud. II, 39. — 7 f. und können ... hingestellt werden, vgl. R. Becker, der altheimische Minnesang, Halle 1882, S. 41 ff. — 8 f. Heinrich von Veldeke, M. Fr. IX. Bartsch VII. Paul, B. II, 44. Scherer, Stud. I, 53. II, 71. — 9 f. Friedrich von Hausen, M. Fr. VIII. Bartsch VIII. Müllenhoff, A. 14, 133. Scherer, Stud. I, 53. II, 70. 81. Becker, G. 28, 272. Baumgarten, A. 26, 105. Lehfeld, B. II, 345. Paul, B. II, 422. Burdach, Reinmar und Walter, S. 35. Spirgatis, die Lieder Friedrichs von H., Tüb. 1876. Pniower, A. 30, 96 ff. Deutscher Herold X, S. 77. — 11. Reinmar von Hagenau, M. Fr. XX. Bartsch XV. E. Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge, Straßb. 1874. K. Burdach, Reinmar d. Alte und Walter v. d. Vogelw., Leipz. 1880. Wilmanns, AA. 1, 149. 7, 258. Paul, B. II, 487. Burdach, B. VIII, 461. Wilmanns, Leben und Dichten Walters, S. 269. Regel, G. 19, 149. Becker, G. 21, 70. 195. Der altheim. Minnesang S. 101 ff. — 13 f. Bernger von Horheim, M. Fr. XIV. Bartsch XII. Scherer, Stud. I, 53. Burdach a. a. O. S. 58. M. Ortner a. a. O. Pniower, A 30, 96 ff. — Bligger von Steinach, M. Fr. XVI. Bartsch XVII. Scherer, Stud. I, 51. Burdach a. a. O. S. 39. — 14 f. Ulrich von Gutenburg, M. Fr. X. Scherer S. 53. Burdach S. 37. — Rudolf von Fenis, M. Fr. XI. Bartsch IX. Brunner, Graf Rudolf v. Fenis. Bern 1873. Pfaff, A. 18, 41. Progr. Bischweiler 1873. Paul, B. II, 433. Burdach S. 40. — Albrecht von Johansdorf, M. Fr. XII. Bartsch XI. Pniower, A 30, 96 ff. Burdach S. 41. — 15 f. Heinrich von Rugge, M. Fr. XIII. Bartsch X. Scherer, Stud. I, 53. Paul, B. II, 187. Schmidt a. a. O. Becker S. 13. Burdach S. 43. Pniower, A 30, 96 ff. — Hartwig von Rute, M. Fr. XV. Burdach S. 42. — der von Kolmas, M. Fr. XVII. Bartsch XIII. Burdach S. 94. — 16 f. Heinrich von Morungen, M. Fr. XVIII. Bartsch XIV. Zurborg, A. 18, 319. Michel, Heinrich von Morungen und die Troubadours, Straßb. 1880. Wernher, AA. 7, 121. Paul, B. II, 546. Gottschau, B. VII, 335. Bach, G. 19, 419. G. v. Mülverstedt in der Ztschr. d. Harzvereins, Jgg. 13. Menze im Deutschen Herold X, 6. 7. Mayr, Progr. Linz 1879.

scheint, Engelhart von Adelnburg und Hartman. In diesen ritterlichen Dichtern, deren kurze Anführung hier der Vollständigkeit des Bildes wegen gestattet sein möge, zeigt sich ein stetiger Fortschritt der Kunst. Nebenher aber und in ähnlichem Fortschritt gingen Dichtungen von Spielleuten. So dichtete ein Fahrender, Friedrich der Knecht, im Stile Neidharts im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Es tritt nun aber eine Scheidung ein zwischen den fahrenden Liederdichtern Oberdeutschlands und denen Mittel- und Norddeutschlands. Während jene nämlich von dem adligen Minnesang die Motive der Naturfreude und der Minne übernahmen und neben der Spruchdichtung pflegten, blieben die letzteren ausschließlich bei der Spruchpoesie. Zu jenen gehörte Sigeher, der um 1250 am böhmischen Hofe dichtete, und besonders der Marner (ca. 1200—1270), dem seine Kunst ein besonderes Selbstgefühl einflößte, ferner Reinmar von Zweter (ca. 1228 bis 1260), der Tannhäuser, Pfeffel, Meister Heinrich Teschler, Meister Konrad von Würzburg, Meister Boppe aus Basel, der wilde Alexander (ein Schwabe), der Kanzler, Friedrich von Sonnenburg, der Meister der religiösen Spruchpoesie, Bruder Wernher, der zwischen 1228 und 1248 in Österreich dichtete.

Zu den mittel- und norddeutschen Fahrenden hingegen, welche sich einen altertümlichen Ton bewahrt haben, sind zu rechnen: Meister Stolle, der den Herzog Meinhart von Kärnten um 1260

1. Engelhart von Adelnburg, M. Fr XIX. Burdach S. 53. — Hartman, M. Fr. XXI. Bartsch XVIII. Paul, B. I, 205. II, 172. Scherer, Stud. I, 54. Heinzel, A. 15, 125. Wilmanns, A. 14, 144. Sprenger, G. 27, 375. Jacob, Diss. Naumb. 1879. — 3 f. zeigt sich ... Kunst. Gottschau, B. VII, 408 ff. — 5 f. So dichtete ... Neidharts, Burdach S. 133. — 7 ff. Es tritt ... Norddeutschlands, Burdach S. 134 f. R. Rodenwaldt, die Fabel in der deutschen Spruchdichtung des 12. und 13. Jhs., Berlin 1885. — 12. Sigeher, Bartsch LXIII. — 13. Marner, Ausg. v. Strauch, Straßb. 1876. Bartsch XLII. Rodenwaldt S. 16. Burdach, S. 134—138. 168. 175. Wattenbach, Anz. f. K. d. d. V. 1871, no. 3. Schneider, de vita et carmm. Marneri, Leipzig 1875. Strauch, A 20, 127. 22, 254. 23, 90. Bartsch, G. 22, 95. Schönbach, AA. 3, 118. F. Bech, G. 22, 385. Fel. Meyer, über Leben und Dichten des M., Berl. 1873. Fischer, Beitr. zur Erkl. des M., Berl. 1876. Drees a. a. O. S. 15 — 15. Reinmar von Zweter, Tanzer, Progr. Bozen 1881. Scherer, Stud. I. 55. Wilmanns, A. 13, 434. Grulich, P. 14, 217. Pleschke, Progr Brünn 1878; Ortner, Reimar d. Alte. Wien 1887; s. auch unter Bruder Wernher. — Tannhäuser, Bartsch XLVII. Sievers, A. 21, 60. — Pfeffel, MS II II, 115. — 16 f. Meister Heinrich Teschler, Bartsch LX. — Meister Konrad von Würzburg, Bartsch, Konrads v. Würzb. Partonopier, S. XV und 343. Liederdichter LXIX. Rodenwaldt S. 20. — Meister Boppe, Bartsch LXX. — 17. der wilde Alexander, Bartsch LXXI. — der Kanzler, Bartsch LXXVII. Rodenwaldt S. 18. — 18. Friedrich von Sonnenburg, Bartsch LXII. Strauch, AA. 6, 50. Sievers, B. 5, 539. O. Zingerle, Ausg. Innsbruck 1878. Leben, Diss., Erlangen 1878. Bartsch, G. 25 113. Dahlke, Neues Reich, 1881, S. 183 ff. H. Drees, die polit. Dichtung d. d. Minnesänger, Wernigerode 1887, S. 20. — 19. Bruder Wernher, Bartsch XLI; behandelt ist derselbe hier in der geistlichen Dichtung aus den dort angegebenen Gründen; vgl. noch Burdach S. 135. F. Lamey, Bruder Wernher, Karlsruhe 1880. K. Meyer, Untersuchungen über das Leben Reinmars v. Zweter u. Bruder Wernhers, Basel 1866. — 22. Meister Stolle, Bartsch LXVIII. Drees a. a. O. S. 22. Rodenwaldt S. 23

feiert, der Meißner, Meister Gervelin, Meister Singuf, der Dürner (d. i. der Unverzagte), der Guotaere, der Goldener, der Hennenberger, Süßkind der Jude von Trimberg, Meister Zilies von Seine, Hermann der Damen, Meister Kelin (ein Mitteldeutscher) und Meister Rumezlant (ein Sachse). Frauenlob endlich vermittelt den Gegensatz zwischen Ober- und Mittel-Niederdeutschen.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Spielmannsstand um 1200 auf einem Punkte hoher Entwicklung angelangt ist. Er hat sich — der Wettbewerb zwang ihn dazu — immer höhere Aufgaben stellen müssen, und die formale Behandlung des Stoffes gewann auch wesentlich, wie wir sehen werden, durch größere Reim- und Versgenauigkeit. Das fahrende Volk zählte Leute unter sich, die in allerlei Wissenschaft wohlerfahren waren, welche die lateinische sowie die französische Sprache kannten, ja auch selbst lateinisch dichteten, wie der Marner. Nicht selten sogar fanden (metrisch sowohl als prosaisch) Übersetzungen von Spielmannsdichtungen in das Lateinische statt. Bisweilen kann man in solchen lateinischen Texten noch die Spuren früherer deutscher Reime herauserkennen.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber bemerken wir eine Abnahme in der Ergiebigkeit der Spielmannsdichtung. Neue Stoffe werden nicht gewonnen: so müssen denn Neubearbeitungen oder Abkürzungen helfen, und was von nun an den Dichtungen an sachlicher Anziehungskraft abgeht, um die Neugier zu fesseln, müssen sie durch Namenaufzählungen und ähnliche nüchterne Zuthaten zu ersetzen suchen.

Die Spielleute fangen an seßhaft zu werden. Sie streifen mit dem Vagabundentum auch jene Glorie des scheinbar Genialen ab, die ihnen immerhin, so verachtet sie sonst auch waren, eine gewisse Bewunderung eingetragen hatte. Vermittels der Lyrik leitete die Spielmannspoesie in das Meistersängertum über; Frauenlob und Regenbogen bezeichnen diesen Übergang. Der Schulmeister von Eßlingen, und der von Breisach, Walter, waren sicher schon seßhaft.

---

1. der Meißner, MSH III, 89 ff. Strauch, Marner S. 4. — Meister Singuf, Bartsch LXVII. — der Dürner, Bartsch XC. — 2. der Guotaere, Bartsch LXXXIX. — 3. Süßkind der Jude von Trimberg, Bartsch LXXIV. — 4. Hermann der Damen, Bartsch LXXVIII. Strauch, Marner S. 5. — Meister Kelin, Rodenwaldt S. 25. Strauch, Marner S. 16. Kummer, Herrand von Wildonie S. 69. Drees a. a. O. S. 19. — 5. Meister Rume-zlant, Bartsch LXVI. Köhler, G. 28, 185. — 15. metrisch, so im 13. Jahrh. die lateinische Prosa von Herzog Ernst (Haupt, A. 7, 267 ff.). — 16. prosaisch, so das lateinische Gedicht Odos von Herzog Ernst ca. 1206—1233. — 17 f. Bisweilen ..herauserkennen, vgl. Bartsch, G. V. 42. Wackernagel, Littg. S. 354. Rödiger, AA II, 248 Steinmeyer A. 16, 475. Edzardi, Oswalt S. 17. 42.

7. Stoffe und Dichtungsgattungen.

Wenn wir nun untersuchen wollen, welcherlei Stoffe der Spielmann in den Bereich seiner Dichtung zog, so müssen wir uns erinnern, welcher Art dieselben ursprünglich bei den Germanen waren, welcherlei Material der Spielmann also vorfand. Denn das dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß alles, was gefiel und womit man Gaben gewinnen konnte, bei ihm Aufnahme fand. Vom Geistlichen übernahm er Legendenstoffe, vom Ritter das Minnelied, vom Volke die alten Sagen — da dürfen wir uns wohl die Frage vorlegen: welche Stoffe behandelte er denn überhaupt und woher hatte er dieselben?

In Band I, S. 9 ff. sind die in der ältesten Zeit nachweisbaren Dichtungsgattungen zusammengestellt. Indem hier noch einmal auf dieselben zurückgegriffen wird, geschieht dies, um eine möglichst genaue Scheidung der Bezeichnungen zu erzielen, deren viele im dreizehnten Jahrhundert schon andre Begriffe decken, und um aus denselben die Formen der Spielmannsdichtung herzuleiten.

Alle älteste Dichtung wurde bei den Deutschen „gesungen", d. h. mit gehobner Stimme und wechselndem Tone vorgetragen, und wenn also Notker an der schon im ersten Bande angeführten Stelle in Marcianus Capella unterscheidet: daz zesingenne getân ist, alsô lied unde leicha, so ist damit zugleich eine erschöpfende Klassifizierung der älteren Dichtungsarten gegeben.

Der Leich findet sich glossiert durch modulus, numerus, tonus musicus, versus, modus, immer also wird der rhythmische Bau und die musikalische Natur desselben hervorgehoben. Als Begleitungsinstrument diente die Harfe. Es sind unter Leichen im ältesten Sinne des Wortes also Gesänge zu verstehen, welche — das lehrt uns die älteste Bedeutung des Wortes — in Verbindung mit den rhythmischen Bewegungen des Tanzes oder feierlichen Aufzuges vorgetragen wurden. Über die Arten des Leiches belehren uns die vorhandenen Zusammensetzungen des Wortes.

3 f. so müssen ... erinnern, vgl. Bd. I. 7 ff. 41 ff. — 23. der älteren, nicht der ältesten, denn in der letzteren war alle Dichtung ein leich, d. h. ein Chorreihen mit Gesang, und das liot war die Bezeichnung für die musikalische und rhythmische Form des Leiches, ohne Rücksicht auf die Aufführung. — 24. Leich, vgl. Bd. I. 138, 23. Notker I. 223, 8 bezeichnet durch leich die Lieder des alten Heiden Orpheus. — modulus, Steinmeyer-Sievers II. 486, 56. 490, 19. 558, 47. 576, 9. — numerus, ebenda II, 674, 21. — 25. tonus musicus, II, 492, 26. — versus, II, 27, 7. — modus, II, 36, 7. 61, 48. 771, 15. — 26 f. Als ... die Harfe, Rth. 172. 2512 2522 — 29. das lehrt ... Wortes, s. Bd. I. 138, 22.

Wir hören besonders oft von einem hîleih oder gihîleih, also dem feierlichen Tanze, der bei Hochzeiten aufgeführt wurde, und diese Bezeichnung ist bis ins spätere Mittelalter geblieben. Wenn daneben auch brûtisang begegnet, so hat das seine eigene Bewandtnis, wie wir sehen werden. In gleicher Weise findet sich charasang neben charaleich, welches letztere also eigentlich ein Reigenlied bei Trauerfällen, besonders beim Begräbnisse bezeichnet. Notker übersetzt so die flebiles modi, mit denen der thrazische Sänger Orpheus die Wälder zum Wallen, die Ströme zum Stehen zwang, und nicht ohne Absicht wählt er das Wort für heidnische Dichtung. Die besondere Art dieser Leiche, die für Begräbnisfeierlichkeiten bestimmt waren, heißen sisua. Von weiteren Compositis begegnen noch skinleih, sowie bei Notker chlafleich, rangleich und sangleich. Mit dem ersten, welches durch monstrum glossiert erscheint, ist hier nichts zu machen. Der chlafleich bezeichnet die Trommelbegleitung beim Tanze und ist bei Notker auch von einer heidnischen Sitte bei der Hochzeit gebraucht, und in übertragenem Sinne vom Donner. rangleich endlich ist das heidnische Ringspiel, wie solches in der Paläſtra geübt ward und dem deutschen Notker als ein Volksvergnügen ohne die rhythmischen Bewegungen des Tanzes offenbar nicht faßbar war. Über den sangleich, welcher keine heidnische Art des Leiches bezeichnet, siehe S. 44, 24. Den Inhalt des Leiches bildeten ursprünglich allerlei epische Stoffe, doch lagen Epos, Lyrik und Drama bereits, wie die vorstehenden Darlegungen zeigten, embryonisch in dieser ältesten Form vor, und es bedurfte nur eines entsprechenden Fortschrittes in der ganzen Kulturentwicklung des Volkes, um jene Hauptgattungen gesondert daraus zu zeitigen. — Die Geistlichen haben später, als die alten Leiche, d. i. die chorische heidnische Poesie, vor dem Bannstrahl der Bischöfe Vergang genommen hatten, das Wort Leich für eine neu sich entwickelnde Dichtung wieder aufgenommen, näm=

1. hîleih oder gihîleih, so wird matrimonium, connubium, copula glossiert; vgl. Steinmeyer=Sievers I, 424, 24. 807, 45. II, 326, 23. 603, 49. 651, 21; II, 125, 11. 207, 43. 210, 51. Notker I, 792, 1. 688, 17. 693, 1. 695, 5 u. ö. II, 467, 35. hymenaeus ist leichôd Steinm.=Siev. I, 636, 46 und iugalis = gihileihiu II, 659, 55. Ausführlicher über diese Art der Leiche ist gehandelt bei C. Müllenhoff, de antiquissima Germanorum poeti chorica, Kil. — 8. Notker I, 222, 28. — 12. sisua, Müllenhoff a. a. O. S. 25; vgl. Bd. I, 15, 10. Steinmeyer=Sievers I, 310, 46 = neniae, II, 576, 63 neniae = sespilon; vgl. auch unhrênja sespilon Dkm.[2] Nr. LXXII, 29; über sisesang s. unten. — 14 f. welches ... erscheint, Steinm.=Siev. II, 316, 12. — 16 ff. und ... Donner, Notker I, 743, 24. 796, 16. — 20 f. dem deutschen Notker ... war, Notker I, 772, 5. — 30 f. das Wort ... aufgenommen, vgl. Bd. I, 138, 25. 299, 21.

lich für die modi oder Sequenzen, und diese Leiche sind es, über welche Lachmann eingehend gehandelt hat, auf die wir aber hier weiter nicht einzugehen haben, weil sie zur Spielmannsdichtung nur insoweit in Beziehung stehen, als auch diese ursprünglich geistliche Dichtung später bei den Spielleuten Nachahmung gefunden zu haben scheint. — Es könnte sich noch fragen, ob wir nicht aus den Glossierungen des lateinischen chorus noch Arten des Leiches erschließen könnten. Allein das Wort, welches sich findet, nämlich gart, ist schon zur Bezeichnung biblischer Dinge in Aufnahme gekommen (zur Übersetzung von Jer. 31, 4: Du, Jungfrau Israel, sollst hinausgehen zum Tanz), und es bezeichnet den Ring, in welchem die Tänzer sich aufstellen. Bedeutungsvoll ist es, daß der Reigen, der dem heimkehrenden Sohne entgegentönte (Luk. 15, 25), nicht durch leich, das die heidnische Sache bezeichnende Wort, sondern durch spil übersetzt wird, ein Wort, das zwar auch den Geistlichen verhaßte Dinge bezeichnete, aber immerhin eine Auslegung auf Geduldetes verstattete.

Das Lied hat ursprünglich nicht eine besondere Dichtungsart bezeichnet, sondern war die dem Leich zu Grunde liegende Melodie. Notker (II, 107, 7) hebt ausdrücklich das Fehlen der Worte beim Liede hervor, indem er sagt: daz ist kelindôt, daz man frewi mit niumôn ouget âne wort. Im Gotischen bezeichnet liuþon die Thätigkeit des kirchlichen (Psalm-)Sängers und liuþareis den letzteren selbst, während der recitierende Vortrag durch siggvan ausgedrückt wird. Es unterscheiden sich daselbst regelmäßig liuþon und siggvan wie im Griechischen ψάλλειν und ἀείδειν, d. h. das erstere bezeichnet den Gesang unter Begleitung eines Musikinstrumentes, das letztere den Vortrag ohne solche. In den ältesten Verwendungen des Wortes liod tritt stets die musikalische Seite hervor, so in der bereits im ersten Bande erwähnten Stelle des Venantius Fortunatus, welcher seine versiculos, d. i. seine nur metrischen, nicht musikalischen Schöpfungen, den barbarischen leudi entgegenstellt. Bezeichnend ist auch der Gegensatz: „Wir wollen dir Verslein, die barbarischen carmina mögen dir Lieder weihen, also möge in verschiedener Sangesart ein und dasselbe Lob dem Helden ertönen.“ Die Lieder werden also als Melodieen der car-

2. Lachmann, Rhein. Mus. 1829, Bd. III. Kl. Schr. I, 325. — 4 ff. als auch ... scheint, wenn anders wir die in Bd. 1, 299 ff. aufgezählten modi zur Spielmannsdichtung rechnen dürfen, wie Scherer thut. — 9. gart, Steinmeyer-Sievers 1, 631, 57 II, 279, 56. 657, 24. — 30. ersten Bande, S. 138, 20.

mina aufgefaßt. Ebenso an der zweiten Stelle des Venantius, wo von der bombicans harpa, der summenden Harfe, gesagt ist, sie habe „Lieder getönt“, d. h. also Melodieen. Dazu stimmt, daß auch im keronischen Glossar bumbosus durch liudonteo übersetzt wird. Bezeichnend ist es von bösen (d. h. natürlich von heidnischen) Liedern gebraucht als Glosse zu den Sprüchen Salomos 25, 20: Wer einem bösen Herzen Lieder singt, der ist wie ein zerrissen Kleid im Winter. Wie nun Melodie und Text getrennt in der älteren Poesie nicht denkbar sind, so auch nicht das liod ohne den leich, und das erstere ging bald auch in die Bedeutung Textform oder Strophe über. Die ältesten Leiche waren ohne Zweifel einstrophig; erst das Anwachsen des Stoffes machte eine Wiederholung nötig, und diese Mehrzahl der Strophen bezeichnete man alsdann natürlich durch den Plural liudâ, Lieder, und endlich wurde auch der Singular daz liod als Kollektivbegriff davon gebraucht. Von diesem kollektiven liod ist wohl zu unterscheiden der Ausdruck, welcher noch lange daneben hergeht und das einstrophige Lied bezeichnet, der Spruch, wie es als Dichtungsgattung von Simrock genannt ist und von dem weiter unten die Rede sein soll. —

Prüfen wir nun noch, welche Ergebnisse die Zusammensetzungen des Wortes liod für etwanige Arten dieses Gattungsbegriffes gewähren. Im scipleod könnte ebenfalls noch die bloße Melodie gemeint sein, und über den Charakter des tôdleod oder tohleod zu urteilen, finde ich an der Stelle nicht genügenden Anhalt. Aber die winileod waren, sicher schon zur Karolingerzeit, gesungene Worte, denn in Karls des Großen Kapitulare vom Jahre 789 ist in bezug auf die Nonnenklöster verboten: nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumat, es soll

1. liudonteo, Steinmeyer-Sievers I, 58, 32; so ward auch armonia durch liudeon I, 9, 10 und carmen durch leod I, 89, 30. 168, 37, oder leodslac I, 58, 28 glossiert, und melodia ist liudod I. 585, 65, wo es die süße Melodie von Flöte und Psalter in Sir. 40, 21 bezeichnet. Bei Notker bezeichnet liudôn stets die iubilatio, die Melodie (die den Jubilationen des Hallelujah unterlegten Sequenzen zeigen, wie der Melodie bald der Text sich anschloß); vgl. meine Ausg. II, 107, 5. 178, 13. 179, 10 (vgl. auch liudunga II, 179, 9, welches dort dem hornscal beigeordnet ist). — 7 f. Wer ... Winter, qui cantat carmina cordi pessimo; vgl. Steinm.-Siev. I, 542, 33. — 10 f. Textform oder Strophe, in der Glosse liudost = meditaris (A 15, 4, 5) scheint bereits die dichtende Thätigkeit Ausdruck zu finden. — 19. Simrock, zu Walter 1, 175. — 23. scipleod, Steinm.-Siev. II. 314, 26. 322, 25. 323, 25 = celeuma; vgl. über dasselbe Müllenhoff a. a. O. S. 23. — 25. tohleod, = contentio, decisio Steinm.-Siev. II. 84, 38. 91, 15. — 26. winileod, vgl. über die winiliod Müllenhoff, Dkm.[2] 364. A. 9, 128 ff. Wackernagel S. 48, Anm. 1. 3. Goedeke I[2]. S. 11 und G. 21, 209. — 27 f. Karls d. Gr. ... Jahre 789, Legg. I. 68.

sich niemand erkühnen daselbst winileod zu schreiben oder dahin zu senden. winiliod ist das Liebeslied, aber auch das gesellige Lied überhaupt. An einer Stelle werden die winileod mit den scofleod als zur Gattung der plebeii psalmi gehörig zusammengestellt. Von den scofleod war schon oben die Rede. Wenn wir also zunächst unter liod in der ältesten Zeit die Melodie zu verstehen haben, so bezeichnet es später den gesungenen Text, die Strophe, dann die Vereinigung mehrerer Strophen, und als solche mag es besonders auch noch für epische Gedichte größeren Umfanges gedient haben, solange dieselben noch gesungen wurden.

Wenn wir die übrigen auf dichterische Erzeugnisse gehenden altdeutschen Worte mustern, so könnte es sich noch fragen, ob nicht etwa daz sanc mit seinen Zusammensetzungen noch eine Ausbeute für die ältesten deutschen Dichtungsformen gewähre, denn zwar ist unter sang zunächst, wie wir sehen werden, nur der Vortrag mit gehobener Stimme zu verstehen, doch die Glossierungen lassen keinen Zweifel, daß schon frühe damit (in unsrem Sinne) gesungene Lieder bezeichnet wurden. Allein wir merken bald, daß an all diesen Stellen geistliche Gesänge gemeint sind. Wir haben hier also wieder den Fall, daß ein Ausdruck, dessen wahrer und ältester Sinn mit der Sache selbst im Volke zu schwinden begann, von der Geistlichkeit für ihre Zwecke wieder aufgenommen wurde. daz sanc wurde somit das fromme Lied und der vornehmere Ausdruck für den Gesang der guten Gesellschaft. Auch die heidnischen Gebräuche nahm die Geistlichkeit soviel als möglich hinüber, kleidete dieselben aber nach Möglichkeit christlich ein. So ward dem hileich das brûtesang, dem charaleich das charasang, auch leidsang und chlagasang, dem scipleod das scephsanch, dem leich das gartsanc oder córsanc, dem

2. winiliod, vgl. oben die Glossierungen des Wortes. — Liebeslied, in den statuta S. Bonifatii 21. Dacheri spicil. 1, 508 wird es verboten, „puellarum cantica“ oder andre weltliche Lieder in der Kirche aufzuführen. — 3. An einer Stelle, Steinmeyer-Sievers II, 100, 59. — 6 f. unter liod ... zu verstehen haben, bei dieser Deutung liegt auch kein Widerspruch, wie man wohl gemeint hat, darin, wenn Otfrid das offenbar chorische Empfangslied Christi beim Einzug in Jerusalem IV, 4, 54 als thesses liedes wunna bezeichnet (vgl. Müllenhoff a. a. O. S. 10 f.). — 16. Glossierungen, so ist es sogar = iubilatio (vgl. oben Lied) Steinm.-Sievers 1, 35, 36; ferner = hymnus II, 288, 22; = musica I, 578, 56. 573, 66; = cantus I. 210, 1; = symphonia 1, 728, 25; = carmen I, 80, 30; = bubum I, 58, 30. Oft begegnet es bei Otfrid, Tatian, Notker (letzterer z. B. I, 53, 25. 126, 5. 12. 223, 3. 691, 25 u. ö.). — 27. brûtesang, Notker 1, 690, 18. — 28. charasang, Notker I, 7, 6; anders durfte ja der christliche Märtyrer Boëtius nicht sprechen. — chlagasang, Graff, Sprachschatz VI, 252. — 29. scephsanch, Steinm.-Siev. I, 631, 27 zu Jer. 25, 30 celeuma quasi calcantium, wo es von Gott selbst gesagt ist. — gartsanc, Steinm.-Siev. I, 274, 61. 433, 22. II, 235, 1. 698, 55. 710, 27. 715, 11. — córsanc II, 387, 65. 696, 43

sisua das sisesang, dem liudâri der sangâri oder der chôrsangâre, dem liod vielleicht das scaoni sanc und dem wineliod vielleicht das frôsang oder die frôlichiu sang als christliches Gegenstück gegenübergestellt. Mancherlei Zusammensetzungen zeugen von der Mannigfaltigkeit dieses geistlichen Gesanges, teils mit Hinblick auf dessen Inhalt, so lobsang, salmsang, saltirsang, himilsang, hôhsang, scalsanch (ein wunnesang und hugisang sind nur aus den davon abgeleiteten schwachen Verben zu erschließen), teils mit Hinblick auf die darin verwendete Kunst oder das dabei gebrauchte Instrument, wie orginsang, metersang, seitsang, swegalsang, gistimmi sang, missilih sanc. Besonders merkwürdig erscheint das zilsanc, wodurch in den Murbacher Hymnen der chorus (archangelorum) übersetzt wird, und das nahtsanc und uhtisanc, durch welche zwar das lateinische orgia glossiert, doch offenbar geistlicher, zur Nachtzeit zu übender Gesang bezeichnet wird. Nun werden wir auch schließen müssen, daß wir im sangleich Notkers und Willirams nicht etwa den überlieferten Namen einer heidnischen Dichtungsart zu suchen haben, sondern es wird damit der feierliche Tanz vor dem Herrn bezeichnet, der im Alten Testamente den Vortrag der Psalmen begleitete. In den Psalmen kommt der Ausdruck nur in Ekkeharts Interlinearglossen vor, ist also noch jünger als Notker (vgl. noch lobsanc leichis II, 383, 7). Anders ist der Gebrauch an der angeführten Stelle des Boëtius, wo sangleich von Notker selbst verwendet ist zur Bezeichnung des Liedes, durch welches Orpheus seine Gattin Eurydice aus der Schattenwelt löste. Notker dachte offenbar an

1 f. sisesang. Steinmeyer-Sievers I. 711, 66 = carmen lugubre zu Matth. 9, 23 von den Pfeifern, die auf der Flöte ein Trauerlied pfiffen, also offenbar das sang noch entsprechend dem alten liod als Melodie „âne wort“ gebraucht; aber nicht liod, sondern sang, weil es zur evangelischen Erzählung gehört. — sangâri, findet sich in der St. Galler Benediktinerregel in der Bedeutung cantor (Hattemer, Dkm. I. 59); = psaltes Steinm.-Siev. I. 450, 44. 462, 41 (vgl. II. 350, 51. 471, 54. Notker I. 689). — chôrsangâre, = choraula II. 40, 2. — 2. scaoni sanc, = melodia I. 151, 9. — 3. frôsang. Notker II. 107, 3. — frôlichiu sang. Notker I. 7, 5. II. 92, 10 140, 21 242, 2. 11. 246, 6. — 6. lobsang. Notker I. 699, 18 799, 8 II. 145, 13. 204, 3. 242, 12. 246, 2. 543, 15; = hymnus Steinm.-Siev. I. 168, 36. — salmsang. Steinm.-Siev. I. 585, 64 = psalterium. Notker II. 597, 7 — saltirsanc, Notker II. 534, 10. — 7 himilsang. Graff a. a. O. VI. 252 — hôhsang. Notker II. 281, 21. 597, 11. — scalsanch. Notker II. 281, 23. — 10. orginsang. Notker II. 588, 2 — metersang. Notker I. 274, 10. — 11 seitsang. Notker I. 223, 15. — swegalsang. Notker I. 788, 18 — gistimmi sang. f Graff a. a. O. — missilih sanc. Steinm.-Siev. I. 9, 17. — 12 f. Murbacher Hymnen, hrsgg von Sievers, Halle 1874, S. 37, VII. 5, 3; vgl. darüber Müllenhoff a. a. O — 14. nahtsanc. Steinm.-Siev I. 467, 10. — uhtisanc. a. a. O. II. 431, 46. 477, 23; statt uhtisanc findet sich auch uhtibita II. 681, 53 — 17 Notker I. 224, 25. II. 252, 17. 310, 12. — Williram, hrsgg von Seemüller, Straßb. 1878, S. 10, 2.

die, Bäume und Felsen zum Mitempfinden zwingende Kraft des Orpheischen Liedes, er wollte jedoch den heidnischen Ausdruck nicht ohne christlichen Zusatz lassen.

Aus dem Worte sanc also und seinen Zusammensetzungen ist für die älteren Dichtungsarten kein neues Ergebnis zu gewinnen. Wie wir nun schon in der ältesten deutschen Dichtung die Formen der Gleichnisrede, des Rätsels und der Rechtsformel vorgefunden haben, als neben den Leichen bestehend, so dauerten dieselben auch in der späteren Dichtung fort, und sie sind neben dem Leich und später dem Lied einhergegangen als besondere Form. Eine gemeinsame Bezeichnung für diese Dichtungsarten finden wir bei den Goten nicht, sie müßte denn in dem Worte frisahts gesucht werden, welches sowohl Gleichnisrede als Rätsel bezeichnet. In späterer Zeit aber erkennen wir deutlich eine solche gemeinsame Benennung, spel, noch später bispel.

spel bezeichnet zunächst den Ausspruch, die Rede. Charakteristisch ist es, daß schon in der gotischen Bibel das Wort spilla durchweg von heidnischen Erzählungen und Dichtungen gebraucht wird, ja an einer Stelle ist es sogar ausdrücklich der Wahrheit entgegengesetzt. Mir scheint daraus hervorzugehen, daß schon bei den Goten heidnische Dichtungen unter dem gemeinsamen Namen spill bekannt waren, und die Vermutung liegt nahe, hierin die oben vermißte gemeinsame Bezeichnung der erwähnten Dichtungsarten zu sehen. Ihre Melodie war das liod. spel bezeichnet 1. die mythologische Erzählung. So ist ein spel die Geschichte von den himmelstürmenden Giganten, von Orpheus, welcher Eurydice sucht, findet und wieder verliert, wie der die geistlichen Güter verliert, der nach dem Irdischen trachtet, die Sagen im Linzer Antichrist, die Geschichte von der Heirat Merkurs und der Philologie. Auch findet sich das Wort durch mythus oder fabula glossiert. 2. bedeutet spel auch das neutestamentliche Gleichnis, 3. parabola,

8 f. so dauerten ... fort, vgl. Bd. I, 12. 41 — 16. spel, vgl. über das Wort auch A. Freybe, Züge deutscher Sitte und Gesinnung, Parchim 1886, III, 27 ff — 17. gotischen Bibel, 1. Tim. 1, 4. 4, 7. Tit. 1, 14; die weltliche heidnische Erzählung heißt spel auch in Konrads von Fußesbrunnen Kindheit Jesu V. 3019. — 19 an einer Stelle, II. Tim. 4, 4. — 25 f. Geschichte ... Giganten, Notker I, 216, 22. — 27 f. wie der ... trachtet, Notker I, 225, 8. — 28 f. Linzer Antichrist, vgl. Hoffmann, Fdgr. II, 107, 3 mit fabulae II. Tim. 4, 4 — 29 die Geschichte ... Philologie, Notker I, 692, 19. — 30. Notker I, 773, 1 Steinm.-Siev. II, 431, 11. II. 215, 12, an letzter Stelle als Unterbegriff der sicher heidnischen neniae Auch die Bezeichnung des Favor als spelsekko Notker I. 716, 31 ist hierher zu ziehen — 31. Gleichnis, Steinm.-Siev. I, 809, 69 aus Luk. 8, 4 = similitudo; vgl. auch Kaiserchron 8708.

Sinnspruch; es dient zur Bezeichnung der Sprüche Salomos. 4. die Allegorie. Auf einen fünften Unterbegriff deutet vielleicht das Lemma tragoediae, als dessen Glossierung spellunga begegnet. 6. die Parabel, 7. die Fabel, a. Menschenfabel, b. Tierfabel. Die Hauptklassen der noch zu erörternden kleineren Dichtungsarten finden wir also unter der Bezeichnung spel vereint.

Es fehlt das Rätsel. Die gewöhnliche Bezeichnung für dieses ist râtussa. Unter diesem Worte können wir aber wiederum alle oben nachgewiesenen Unterarten des spel nachweisen. Das eigentliche Rätsel ist râtussa, so dasjenige des Simson; eine zur Deutung auffordernde sinnvolle Rede bezeichnet es in Psalm 48, 5 und in Sirach 47, 17, wo Spruch und Rede in der Glossierung bedeutsam auseinandergehalten sind, auf ein Gleichnis scheint es zu gehn in IV. Mos. 12, 8, als Gnome haben wir es uns in den weisen Aussprüchen der Königin von Saba zu denken, als Spruch in den Sprüchen Salomos 1, 6, als Fabel oder Parabel in Gregor, als Sprichwort in Habakuk 2, 6. Die Vermutung, das ratende Suchen eines Begriffes nach einer erfolgten negativen Bestimmung desselben ist es bei Notker. Endlich bezeichnet râtiscôn auch ganz allgemein: sich etwas in der Phantasie vorstellen, sich etwas ausdenken.

Wenn also das Wort râtussa alle die Unterbegriffe umschließt, die wir auch in spel gefunden haben, so werden wir nicht irre gehen, wenn wir in dem letzteren die Bezeichnung des sinnvollen Inhaltes im allgemeinen, in dem ersteren den Ausdruck der einer Lösung harrenden Natur des spel erblicken, während

1. es dient ... Salomos, Steinmeyer-Sievers I, 528, 20; vgl. 224, 27. — 2. Allegorie, ebenda I, 48, 37 spelpauhan = allegoria. — 3. tragoediae ... begegnet, ebenda I. 583, 35. — 4. Parabel, die Hochzeit (Karajan, Sprachdenkm. 19, 2) bezeichnet sich als ein spel. — Menschenfabel, Kaiserchron. 6861. 6870. — Tierfabel, Hartmann, ed. Haupt, erstes Büchlein V. 951. — 9 f. Das ... Simson, Steinm.-Siev. I, 288, 63. 383, 57. 385, 67, = problema zu Richt. 14, 2 (vgl. auch = aenigma ebenda II, 25, 12. 578, 15). — 10 f. eine ... Psalm 48, 5, ebenda I. 517, 1 = propositio (Notker II. 185, 10 übersetzt es durch tougeni, Geheimnis). — 2 f. wo Spruch ... sind, Steinm.-Siev. I, 562, 55 = aenigma. — 13 f. auf ein ... IV. Mos. 12, 8, = aenigma ebenda I, 363, 30. 364, 6. — 14 f. als Gnome ... zu denken, I. Kön. 10, 1. II. Chron. 9, 1 = aenigma; vgl. Steinm.-Siev. I, 431, 38. 447, 47. 469, 1. — 15 f. als Spruch ... Salomos 1, 6, = aenigma ebenda I, 528, 32. — 16 f. als Fabel ... Gregor, = paradigma II, 303, 25; = propositio II, 302, 44. — 17. als Sprichwort in Habakuk 2, 6, = aenigma ebenda I, 682, 4. — 19. Notker I, 68, 3 = coniectura; sowie daselbst 165, 29 und auch Steinm.-Siev. II, 57, 38. 58, 54. 63, 53. 68, 22. 77, 2. 80, 33. 261, 5. 396, 68. 405, 41. 470, 11. 20. 496, 35. 519, 8. 755, 52 râtiscôn = vermuten, coniectare, Steinm.-Siev. II, 604, 37 râtussa = coniectura; ebenda I, 395, 56. 407, 6 râtiscâri, râtiri = coniector ist (an letzter Stelle entsprechend dem wârsage I, 406, 15). — 20 f. sich etwas ... ausdenken, ebenda II. 59, 63 = somniat (vgl. Boeth. III, 1; S. 57, 17 in Pipers Ausg.); wie auch râtiscôn Steinm.-Siev. II, 25, 19 argumentari glossiert ist.

liod die Bezeichnung dafür in bezug auf den Gesang war. Als dann der Begriff ratussa eine Einengung erfuhr in der Richtung nach dem Begriffe unsres jetzigen Rätsel und spel die Gattung inhaltlich allein zu vertreten anfing, da empfand man das Bedürfnis, diesem Worte einen den Inhalt schärfer bezeichnenden Zusatz zu geben. Es geschah das in der neuen Bildung bîspel, welche fortan die Bezeichnung ward für diese Dichtungsgattungen, während spel in Erinnerung an dessen heidnischen Ursprung den verächtlichen Nebenbegriff der lügenhaften Erzählung empfing. Der ältere Begriff liegt noch dem Verbum sih spellên zu Grunde, welches ich, abweichend von Lachmann, als lehrhaft werden fasse, sowohl an der Stelle aus Gottfrid von Straßburg:

weiz got, hie spellêt sich der leich
und lispêt daz maere,

d. h. wahrlich hier wird die Poesie zur Prosa und das (lauten Vortrag bedingende) Märe zum Gelispel; als in der aus Barlaam: sô spellent disiu maere sich, wie der erläuternde Zusatz zeigt: sô sint ez wort und anders nint. Das maere ist nämlich auch die epische Erzählung. Zu einer Zeit, als das spel als heidnische Dichtung in Verruf kam, wurde es identisch mit Unwahrheit, Lüge, und auch der Welsche Gast unterscheidet diu spel diu niht wâr sint von den anderen.

Die Art, wie die Begriffe der Abarten des spel in einander übergehen, möge nun noch kurz durch eine Aufzählung der verschiedenen Benennungen derselben dargelegt werden. aenigma, typus, figura begegnen nach einander im keronischen Glossar durch gamahhida, galinehssi, galihhida glossiert, und an der Stelle Jesus Sirach 18, 29, welche in der Vulgata schließt: et impluerunt proverbia et iudicia, werden die proverbia durch wistuom, altchoden wort übersetzt, während die proverbia laudis derselben Schrift 6, 25 durch forasprâcha wiedergegeben werden. Im Prolog zum ersten Buche der Könige findet sich parabola auch durch lahter ausgedrückt (welches sonst zur Glossierung von iocus dient), woraus

11. Lachmann, über die Leiche der mhd. Dichter. Rhein. Mus. 1829. III, 425 (kl. Schr. 1, 330). — 12. Gottfr. v. Straßburg, Tristan V. 8618. — 16. Barlaam, hrsgg. v. Pfeiffer 267, 30. — 20. wurde es … Lüge. s. oben. — 21. Welsche Gast, ed Rückert 1085. — 26 f. durch … glossiert, Steinm.-Siev. I. 30, 29—31. — 29 f. durch … übersetzt, ebenda I. 571, 71. — 31. durch … werden, I. 584, 27. — 32 f. parabola … ausgedrückt, 1, 395, 32. — 33. welches … dient, z. B. II. 557, 50. 572, 11.

zu schließen sein möchte, daß auch kleine scherzhafte Aussprüche zu dieser Gattung gehörten.

Auch die Zaubersprüche, Beschwörungsformeln, Prophezeiungen gehörten sicher zur Gattung des spel (resp. liod); denn nicht nur wird der oben erwähnte zu dem Spielmann in innige Beziehung gesetzte ariolus als heilisônti und als zouprâri gedeutet, sondern der coniector tritt auch als troumsceidâri auf, und besonders wird das incantare durch bigougolôn übersetzt. So sind also garminâri, zouprâri, wurzâri, eitarghebo (d. i. Vergifter) und wahrscheinlich auch der rûnizâri (d. i. der Verleumder, Ohrenbläser) unter Umständen Attribute des Volkssängers, germinôd, heilisôd Bezeichnungen seiner Aussprüche, und leozzan, heilisôn Benennungen seiner Thätigkeit. — Daß Zaubersprüche sich nicht zu einer litterarischen Gattung ausbildeten, liegt in ihrer Natur.

In den vollen Umfang des Begriffes spel trat nun später der Ausdruck bîspel ein. Zur althochdeutschen Zeit gab es dieses Wort noch nicht, wohl aber ein anderes, nach dessen Analogie es gebildet ist, nämlich bîwurti. Dieses letztere bezeichnet in den fragmenta Theotisca die Gleichnisreden Christi, und auch an den beiden Stellen, wo es bei Tatian vorkommt, hat es eine gleiche Bedeutung. Es scheint auch hier das Bedürfnis vorgelegen zu haben, ein neues Wort zu gewinnen, um den christlichen Begriff nicht durch einen heidnischen Ausdruck bezeichnen zu müssen. Otfrid bezeichnete dieselbe Sache durch bilidi, Bild, und auch Tatian braucht daneben bilidi, gilîhnessi. An den beiden Stellen, wo bîwurti gebraucht wird, bezieht es sich auf eine kurz und prägnant ausgeführte Parabel. bîwurti (Beiwort) ist eine Darlegung, in welcher der dem Wortlaut entsprechende Sinn neben einer tieferen Deutung einhergeht, und dem analog ist auch bîspel gebildet.

6. heilisônti, Steinmeyer-Sievers I, 619, 17, nach Jesaia 3, 2. — zouprâri, I, 601, 13, nach Jesaia 19, 3. — 7. troumsceidâri, I, 307, 47. 308, 22. 315, 64. 537, 11. 542, 11 543, 40. — 8. bigougolôn, II, 590, 30. — 9. garminâri, = Thessalus II, 453, 28; = incantator I, 570, 9 (zu Sir. 12, 13). — zouprâri, I, 263, 24. — wurzâri, I, 263, 25. — eitarghebo, I, 263, 24. — 10. rûnizâri, = susurro I, 344, 35 (nach III. Mos. 19, 16). 538, 25 (nach Sprüche Sal. 26, 20). 583, 22. 566, 44 (nach Sir. 5, 16). 577, 13 (nach Sir. 28, 15). — 11. germinôd, = incantatio I, 600, 5 (nach Jes. 8, 19). — 12. heilisôd, = auspicium I, 454, 24. 458, 34 (nach II. Kön. 17, 17). II, 15, 30. 19, 20. 598, 1; = omen II, 15, 30. 19, 20; ebenso I, 412, 51, wo es das in der Rede liegende gute Vorzeichen in 1. Kön. 20, 33 ist, also sicher ein bispel. Notker I, 688, 5. 798, 6. — leozzan, Steinm.-Siev. I, 300, 56. 315, 68 (nach Gen. 44, 5). — heilisôn, ebenda I, 309, 60. — 19. fragmenta Theotisca, ed. II (von Endlicher, Hoffmann und Maßmann, Wien 1841) 6, 3. 6, 23. 7, 7. 8, 29. 13, 5. 17, 12 = parabola. — 20. beiden Stellen ... vorkommt, = proverbium. Tatian ed Sievers 133, 8 (nach Joh. 10, 6). 176, 1 (nach Joh. 16, 29).

Es ist ein spel in einer doppelten Bedeutung, einer wörtlichen und einer symbolischen. Es umfaßt demnach, nach seinem Wortlaute, alle Unterarten des spel: das Rätsel, die Parabel, das Gleichnis, die Fabel, die Gnome, das Sprichwort, die Priamel, die Novelle, das Lügenmärchen. Alle diese verlangen eine Deutung, oder lassen sie doch wenigstens zu. Dieselbe findet nicht notwendig ausdrückliche Erwähnung, sondern bleibt eine Aufgabe für den ratenden Scharfsinn des Hörers. Wir finden auch ausdrücklich diese einzelnen Gattungen als bispel bezeichnet, so das Gleichnis von der Elster und das von Sehne und Bogen im Parzival, das Rätsel von der Lüge beim Marner, die Gnome der Arnive, die Fabel von der Königswahl der Tiere beim Marner, das Sprichwort von dem Heere Fliegen und den zwei Wespen, und endlich auch das Lügenmärchen des Reinmar von Zweter: Ein vederlösin vledermûs u. s. w.

Stellen wir also die Ergebnisse obiger Betrachtungen noch einmal übersichtlich zusammen, so ergeben sich als:

1. Gattungen der Volksdichtung in urgermanischer Zeit:

1. Leich, 2. Spel,

beide allitterierend und episches Tones. Bei beiden ist der hleodarsezzeo, der Ordner des Schalles (cervulus, ariolus) der Dichter und Vortragende zugleich. Begleitungsinstrument ist die Harfe.

2. Gattungen der Volksdichtung in althochdeutscher Zeit:

1. Leich, 2. Lied a) Volksepos, b) Spel.

Diese Dichtungsgattungen haben wir uns mit dem Endreim vorzustellen. Sie wurden gesungen unter Begleitung eines Instrumentes (Harfe, Fiedel) oder auch ohne solche. Schon aber war auch der deutschen Litteratur in der geistlichen Dichtung eine neue Gattung eröffnet worden, die Modi (Leiche), welche bestimmt waren, der alten Volksdichtung der Leiche den Boden streitig zu machen, und diesen Zweck auch bei den „Gebildeten" wirklich bald

2 f. Es umfaßt ... spel, vgl. W. Scherer, deutsche Studien I. 57 ff. — 9 f. das Gleichnis ... Parzival, Parz. 1, 15. 241, 9. — 10 f. das Rätsel ... Marner, ed. Strauch XV, 16. — 11 f. die Gnome der Arnive, Parz 660, 6. — die Fabel ... Marner, a. a. O. XIV, 14. — 12 f. das Sprichwort ... Wespen, Straßburger Alexander (ed. Kinzel) 3199 ff. — 14 f. Ein vederlösin vledermûs, Hagen, Minnes. S. 213. — 29 ff. die Modi ... streitig zu machen, in den Windberger Psalmen, hrsgg. v. E G. Graff, Quedlinb. 1839, S. 631 u. 637 ist psalmus auch durch leich übersetzt.

erreichten. Diese neue Form des Leiches ohne Tanz fand dann auch in der ritterlichen Minnedichtung Aufnahme.

Der Spielmann nun übernahm nicht nur alle oben erwähnten Gattungen und Arten der Volksdichtung, sondern erweiterte dieselben auch. Der geistlichen Dichtung entlehnte er Legende, Tierfabel, geistliche Lyrik, geistliches Schauspiel. Aus der ritterlichen Dichtung ahmte er das Minnelied in seinen verschiedenen Arten, das höfische Epos, sowie den Leich nach. Er selbst entwickelte aus dem Liede des persönlichen Interesses, dem Lob-, Trauer-, Spottliede das politische Lied. Die epischen Stoffe bereicherte er durch Heranziehen der westfränkischen Sagen von Karl, orientalischer Sagen u. dgl. mehr. Allein so mannigfaltig auch um 1200 die Spielmannsdichtung geworden war, immer fand doch das Volk am meisten Gefallen an den epischen Stoffen von Siegfrid, und Dietrich, und Kriemhild, und König Rother. So klagt der Marner:

Sing ich den liuten mîniu liet,
sô wil der êrste daz
wie Dietrîch von Berne schiet,
der ander, wâ künc Ruother saz,
der dritte wil der Riuzen sturm, sô wil der vierde Ekhartes nôt,
Der fünfte wen Kriemhilt verriet,
dem sehsten taete baz
war komen sî der Wilzen diet.
der sibende wolde eteswaz
Heimen ald hern Witchen sturm, Sigfrides ald hern Eggen tôt.
Sô wil der ahtode niht wan hübschen minnesanc.
dem niunden ist diu wîle bî den allen lanc.
der zehend enweiz wie,
nu sust nu sô, nu dan nu dar, nu hin und her, nu dort nu hie.
dâ bî hæte manger gerne der Nibelunge hort.

4. Volksdichtung, an der Stelle des Straßburger Alexander (ed. Kinzel V. 2061 f.): dâ er imer vone mohte zellen in lîde und in bispellen ist ebenso die gesamte Volksdichtung der Zeit zusammengefaßt, wie dies in dem oben erwähnten Ausdrucke Notkers für frühere Zeit der Fall war. — 8. das höfische Epos, denn daß auch dieses der Spielmann geübt hat, zeigt Strauch, Marner S. 37. — Der Leich im späteren Sinne ist geistliche Schöpfung und von Notker Balbulus (s. Bd. I. 299, 20) erfunden. Zunächst ward er von den höfischen Dichtern für geistliche Stoffe verwendet (Lachmann, über die Leiche mhd. Dichter. Kl. Schr. I. 327), darnach aber auch, zur ältesten Bedeutung des Wortes zurückkehrend, von Reihen und Tanzliedern (a. a. O. S. 328). — 16. Marner, ed. Strauch XV, 14.

der wigt mîn wort
ringer danne ein ort:
des muot ist in schatze verschort.
sus gât mîn sanc in manges ôre, als der mit blîge in marmel bort
sus singe ich unde sage iu, des iu niht bî mir der künec enbôt..

Wichtig ist auch die Entwicklung der lyrischen Dichtungsarten neben den epischen. Letztere aber spielen in den uns erhaltenen Schöpfungen der Spielmannsdichtung die Hauptrolle, was nach der angeführten Äußerung des Marner nicht verwunderlich ist.

Nach dem Gesagten fiele die ganze Mannigfaltigkeit mittelalterlicher Dichtungsarten in den Bereich der Spielmannspoesie. Nicht alle diese Arten werden in diesem Bande Behandlung finden, sondern in der Hauptsache nur das eigentlich sogenannte Spielmannsgedicht, welches als eigenste Erfindung des Spielmannes, die er in Anlehnung und Nachahmung des Volksepos gemacht hat, von besonderem Interesse ist, und einige Proben der anderen Dichtungsarten, soweit dieselben nicht in der geistlichen, ritterlichen und Volksdichtung unter anderen Gesichtspunkten eine Behandlung rechtfertigen, die den Stand ihres Trägers vergessen läßt.

Folgendes sind nun nach dem Gesagten die von dem Spielmanne behandelten Dichtungsarten (wobei ich die von den Geistlichen oder den Rittern übernommenen, sowie die selbständig entwickelten durch gesperrten Druck auszeichne):

I. Epische Dichtungen:

1. Rein erzählende Dichtungsarten (Märe): a) Volksepos, b) historisches Lied, c) Spielmannsgedicht, d) Legende, e) Ritterepos.
2. Sinngedichte (bîspel): a) Sprichwort, b) Gleichnis, c) Gnome (Priamel), d) Parabel, e) Rätsel, f) Fabel, g) Novelle, h) Lügenmärchen.

II. Lyrische Dichtungen:

1) Minnelied, 2) Naturlied, 3) geistliches Lied (Weihnachts-, Osterlieder), 4) Reihen (Tanzlieder).

III. Chorisch-dramatische Dichtung:

Dramatische Festspiele.

6. vgl. J. Janßen, die lyrische Poesie in Deutschland, Crefeld 1882. — 33. Weihnachts-, Osterlieder, Scherer, Stud. I. 16. — Tanzlieder Wenn Reinmar der Fiedler in dem Spottlied auf Leutold von Säven (Bartsch, Liederdichter XXIX. 1 ii) sagt:

Von gemeinsamen Benennungen gilt nunmehr mâri für die erzählenden Dichtungsarten; das bîspel sowie die lyrischen Dichtungen heißen liet. Die älteste Form des Liedes in diesem Sinne war die einstrophige. So wie die zu dem bîspel oder dem Liede (im engeren Sinne) anregende Wahrnehmung, Beobachtung eine kurze, momentane ist, so suchte man dieselbe auch in einem einzigen Satzschlusse kurz und treffend auszudrücken Aber bald gelangte man dazu, z. B. dem Rätsel, dem Gleichnisse oder der Fabel die Lösung oder Deutung in einer zweiten Strophe gleicher Bauart und Singweise gegenüberzustellen. So entstanden zwei- und dann auch mehrstrophige Gedichte, besonders als die lyrische Dichtung den poetischen Gedanken aus der Enge des Bewußtseins in die unendliche Weite der Gefühle übergeführt hatte. In dieser Richtung haben besonders Friedrich von Hausen und Walter von der Vogelweide die Dichtung entwickelt. Neben dem Märe und dem Lied scheint gesondert noch die neuere Form des Leiches einhergegangen zu sein.

Der Spruch bezeichnete die (neben den mehrstrophigen) in Bestand bleibenden einstrophigen Gedichte, sowohl von der Gattung des bîspel als von der lyrischen Dichtung. Diese Verwendung derselben für das epische sowohl wie für das lyrische Gebiet bewirkt, daß im Spruch ein doppelter Charakter hervortritt, der epische und der lyrische. Die Scheidung von Lied und Spruch war im zwölften Jahrhundert noch nicht scharf durchgeführt. Charakteristisch wird dieselbe besonders bei Walter von der Vogelweide, und im Anschlusse an diesen hat Simrock mit glücklichem Griffe die Bezeichnung des Spruches in die mittelalterliche Poetik

Tageliet klageliet hügeliet zügeliet tanzliet leich er kan, er singet kriuzliet twingliet schimpfliet lobeliet rüegliet als ein man der mit werder kunst den liuten kürzet langez iâr; und wenn Ulrich von Lichtenstein 402, 11 von sancwîse, tanzwise, tagewîse, langiu wîse, ûzreise, leich und reie spricht, so sind damit nur Untergattungen in Hinsicht auf den Zweck der Gedichte und die Art der Ausführung gegeben, denn ein tageliet ist ein einer Frau bei Tagesanbruch gewidmeter Gesang (vgl. Scherer, Stud. II, 39 ff.), hügeliet ist ein Freudenlied (vgl. Lachmann, kl. Schr. I, 325), zügeliet ein Lied zu den langgezogenen Tönen der Geige, ûzreise ein Marschlied.

1. mâri, daß auch diese gesungen wurden, zeigt die Glosse mârida = modulatio Steinmeyer-Sievers I, 211, 7. — 15 ff. Neben ... zu sein, J. Grimm, lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, Gött. 1838, S. XVIII, erkennt diese drei Arten in den lateinischen Ausdrücken iocus, ludus und fabula wieder. — 18. mehrstrophigen, J. Nathan, über den Unterschied zwischen Lied und Spruch bei den Lyrikern des 12. und 13. Jahrhunderts, Wien 1875; vgl. dazu Strauch, AA 1, 182 ff. — 22 f. der epische und der lyrische, vgl. Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied, Wien 1867 S. 373. Müllenhoff, zur Gesch. der Nib.-Not S. 21. H. Schlüter, zur Gesch. der deutschen Spruchdichtung im Zeitalter der Minnesänger, Striegau 1883, S. 23. — 23 f. Die Scheidung ... durchgeführt, Bartsch a. a. O. S. 353.

eingeführt. Die Spruchdichtung blieb in Übung bis ans Ende des Mittelalters. Die Dichter selbst nennen ihre Sprüche stets liet. Walter gebraucht den Ausdruck Spruch viermal. Der Spruch ist gesungene Poesie und monologisch. Die Strophe desselben ist größer, besteht aus längeren Versen und ist unteilig gebaut. Inhaltlich ist er zum Gottes- und Herrendienst, nicht aber zum Frauendienst bestimmt. Die einzelnen Gattungen des Spruches harren noch der Behandlung.

---

8. Zur Metrik der Spielmannspoesie.

Da, wie soeben gezeigt ist, der Spielmann sich eigentlich aller Dichtungsgattungen seiner Zeit bemächtigt hat, so könnte sich dieser Abschnitt leicht zu einem Abrisse der Metrik des Mittelalters gestalten, wenn wir nicht, wie in der Zahl der zu behandelnden Dichtungswerke überhaupt, so auch in bezug auf die Dichtungsformen uns eine Beschränkung auflegen wollten, die Ergänzung den übrigen dieser Zeit gewidmeten Bänden überlassend.

Der Spielmann ist der Kaufmann, welcher das köstliche Gold deutscher Sage und Dichtung münzt und ausgiebt, um seinen Bedürfnissen zu genügen, seiner Lust zu frönen. War die Allitteration in der Mode, so dichtete er allitterierend, kam aber der Endreim auf, so fand dieser in ihm einen ebenso begeisterten Verfechter. Keine Überzeugungstreue, kein Festhalten am Altüberlieferten, kein Gedenken an die Weise der Väter bestimmt seine Neigungen: nur vom Nutzen ward seine Poesie regiert. So ist er uns allerdings das zuverlässigste Thermometer der augenblicklichen Liebhabereien des Volkes, und wir dürfen sicher sein, daß jede Form, die er übernahm, auch volkstümlich war. Höheren Stolz gewann er erst, als er ein Mann von Stand wurde, als er lernte, sich auf dichterische Lorbeern etwas zu gute zu thun und seinen Genius höher zu stellen, als das Urteil der schreienden Menge. Des Endreimes bemächtigt sich der Spielmann schon

6 f. Inhaltlich . . . bestimmt, vgl. W. Scherer, deutsche Studien I. 45 ff. W. Wilmanns, Leben und Dichten Walters v. d. Vogelweide, S. 36 f. — 7 f. Die . . . Behandlung, über die Fabelsprüche hat einige Zusammenstellungen gemacht K. Goedeke, deutsche Dichtung im Mittelalter, S. 646 ff., und R. Rodenwaldt, die Fabel in der deutschen Spruchdichtung des 12. und 13. Jahrh.; über das Sprichwort vgl. zu Bd. I. 257, 23, über das Rätsel zu Bd I. 12, 23 und über die Fabel s. unten unter „Tiersagen“.

frühe. Schon im neunten Jahrhundert, zu Karls d. Gr. Zeiten, scheint derselbe in der Spielmannspoesie verbreitet gewesen zu sein, wie der in Bd. I, S. 267, 17 erwähnte Spielmannsreim beweist. Woher das Wort Reim kommt, ist noch nicht genügend festgestellt. Es gab ja im Althochdeutschen, z. B. bei Otfrid, das Wort rîm in der Bedeutung Zahl, Berechnung, doch findet da eine zu schwache Berührung der Begriffe statt, als daß man an die Identität der Worte glauben könnte. Wackernagel denkt an das lateinische rhythmus, doch bei dieser Ableitung macht wieder die Form Schwierigkeiten. Immerhin ist diese letzte Erklärung noch die ansprechendste, wenn man die Möglichkeit einer Übertragung des Begriffes von rhythmus auf rîm nach Art der Analogiebildungen in Betracht zieht. Der Reim war zunächst stets stumpf (d. i. stumm), erst als die Vokale in den Endungen sich zu e abschwächten, entwickelte sich um 1170 der klingende Reim. Auf die Einführung des Reimes mag die Entwicklung der lateinischen Hymnenpoesie Einfluß gehabt haben; hervorgerufen wurde er sicher nicht durch diese, da er schon früher im Gebrauch war. Anfangs wechselte der Reim mit bloßer Assonanz. Letztere machte auch erst um 1170 einer größeren Reinheit der Reime Platz. In der frühesten Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung gab es noch volle Endvokale, welche mit den Stammsilben reimen durften, z. B. grûbilôt : nôt. Bei dem Schwinden der ersteren wurde ein Ersatz geschafft durch die Bestimmung, daß entweder die die beiden letzten Silben trennenden Konsonanten oder auch der Vokal der vorletzten

3. Em. Henrici teilt mir mit, daß die Übersetzung nicht von Müllenhoff, wie ich nach den Denkmälern S. 288 und AA 2, 147 glaubte annehmen zu müssen, sondern von Haupt stammt. Em. Henrici, zur Geschichte der mhd. Lyrik, Berlin 1876, S. 63, hat diese Übersetzung beanstandet, und Ernst Henrici (B. 5, 56 f.) hat dagegen auch eine Betrachtung der Bildungen auf -lih ins Feld geführt, während Steinmeyer AA 2, 147 dieselbe verteidigte. Mir scheint so viel sicher, daß aus den lateinischen Worten des monachus Sangallensis (nunc habet Uodalricus honores perditos in oriente et occidente defuncta sua sorore) der Reim sich notwendig ergiebt. Ich lasse dahingestellt, ob die Bildung érôno gilih sprachlich korrekt ist; die dagegen angeführten Fälle haben mich nicht überwältigt, doch findet auch wieder die Seltenheit des Falles in den wenigen vorhandenen ähnlichen Fällen zu geringe Analogieen, um hinreichend gestützt zu erscheinen. Man könnte ja die erste Zeile etwa auch übersetzen: Nu tholét Uodalrih êrôno âsuîh, oder ähnlich. Der zweite Reim ist jedenfalls sicher und ladet ein den ersten zu suchen. Ich erwähne noch, daß Em. Henrici mir mitteilt, Müllenhoff sei durch die Abhandlung B. 5, 56 und die andre genannte Schrift Henricis von der Unmöglichkeit der Verse (Haupts) überzeugt worden und habe die Absicht gehabt, die Nr. VIII in der 3. Aufl. der Denkmäler zu streichen. — 5 f. das Wort ... Berechnung, s. mein großes Otfridwörterbuch S. 373. — 8. Wackernagel, meine Littg. I, 71. — 19 f. Letztere ... Platz, K. Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied, S. 378. — 20 f. In der frühesten Zeit, das Folgende nach: W. Grimm, Geschichte des Reimes. M. Rödiger A. 18, 265. 21, 387. Steinmeyer A. 21, 313. Vogt B. 2, 210.

Silbe in beiden Worten derselbe sein mußte. So treten neben den Reimen mit voller Flexionssilbe zwar auch solche auf, in denen allein e (in offener oder geschlossener Silbe) gebunden erscheint (z. B. dienen : êren; zwâre : schâchzable; gerne : hêrre); allein öfter geht ihm ein oder gar zwei gleiche Konsonanten voran (hête : guote; tôte : behuoten; wazzir : bezzir; holdin : walde) und endlich bekommen auch die vorletzten Silben gleiche Vokale (wachen : vasten; gedinge : gewinnen), wobei von der zwischen der letzten und vorletzten Silbe stehenden Konsonantenverbindung außerdem noch der erste (minnen : kinden) oder alle beide Konsonanten (dannen : mannes; rîche : wunderlîche) übereinstimmen können. Im letzteren Falle sehen wir den reinen klingenden Reim zu voller Entwicklung gelangt. Wir sehen daraus, wie die Entwicklung der Reime zur Bestimmung des Alters in Dichtungen des zwölften Jahrhunderts benützt werden kann. Aber man kann aus denselben auch Schlüsse ziehen auf den Dialekt des Gedichtes. Langes â mit kurzem reimend, besonders vor Liquiden, deutet beispielsweise auf bayrisch-österreichischen Dialekt, Bindung zwischen ê und æ auf Mitteldeutschland (z. B. hêre : mære Ägid.). Da überdies am Reime am wenigsten im Laufe der Zeit geändert ward, so haben sich häufig bei allen Wandlungen, denen die Dichtungen im Munde des Spielmannes unterlagen, gerade im Reime altertümliche Wortformen und Endungen erhalten, welche als Kennzeichen der Zeit, des Dialektes, sowie auch der Individualität des Dichters verwertet werden, so namentlich bei der häufig entstehenden Frage, ob zwei Gedichte demselben Verfasser angehören. Bei der heiligen Elisabeth und der Erlösung, beim Priester Arnold, beim Stricker, beim Passional, beim Leben der Väter und sonst noch öfter werden wir auf dies Kriterium zurückkommen.

Zugleich mit dem klingenden Reime und der größeren Genauigkeit der Reime überhaupt kam um 1170 die Verschlingung derselben in Gebrauch. Im Mittelalter betrachtete man Heinrich von Veldeke als den Erfinder der kunstvollen Reimverschränkung. Zu voller Ausbildung gelangte sie bei Friedrich von Hausen. Auch schob man die Waise, d. h. eine reimlose Zeile, ein, wodurch z. B. die Moroltstrophe aus der vierzeiligen Grundstrophe entstand.

27 ff. Bei der ... öfter, K. Bartsch a. a. O. S. 370.

Ähnlich hat man auch die Nibelungenstrophe und Gudrunstrophe durch die Einschaltung je einer Waise vor dem reimenden Verse erklärt. Im Anschlusse daran entwickelten sich mancherlei Reimkunststücke: Binnenreim, Schweifreim (z. B. aab ccb), gebrochne, grammatische Reime, Körner (d. i. Einzelreime, die ihre Entsprechung erst an der entsprechenden Stelle der nächsten Strophe finden), Pausen u. a. m.

Der Strophe liegt der alte Vers von vier Hebungen zu Grunde, wobei zu beachten ist, daß bei klingendem Ausgang deren scheinbar nur drei vorhanden sind. Ähnlich ist die zweite, vierte und sechste Halbzeile der Nibelungen- (und Gudrun-) Strophe zu erklären, als eine Schwächung des Verses infolge der in der Sprache vorgegangenen Wandlungen. In den Leichen wechselten ja, dem Ursprunge derselben entsprechend, lange und kurze Verse, und auch die höfische Minnedichtung hat sich dieses Vorteils zum Schaffen neuer Strophenformen bedient, indem sie mit noch größerer Freiheit zwischen ganz kurzen und ganz langen Versen schwankt, während die Sprüche die langen Verszeilen bevorzugen. Die epische Spielmannspoesie hält sich zumeist an den Vers von vier Hebungen.

Die älteste germanische Poesie war strophisch, da die Wiederkehr der Melodie auch die Wiederholung des Rhythmus bedingte. Leich und Spel scheinen sich in der Strophenform unterschieden zu haben, wie wir solchen Unterschied noch in den erhaltenen altnordischen Dichtungen wahrnehmen. Allein auch innerhalb desselben Gedichtes finden sich schon frühzeitig ungleiche Strophen, so in der Samariterin, im Ludwigslied, in Ezzos Gesang, in der Summa theologiae. Die Strophen sind in der ältesten Dichtung meist zweiteilig; erst um 1170 tritt durch französische Einflüsse die kunst- und wirkungsvollere Dreiteiligkeit auf, indem den beiden Stollen (dem Aufgesang) ein Abgesang folgt, der etwas länger ist als jeder von jenen. — Die längeren Volksdichtungen wurden schon in verhältnismäßig früher Zeit unstrophisch gebaut und — was die notwendige Folge davon war — nicht gesungen, sondern nur gesagt. Indessen waren auch Orendel und Oswalt ursprünglich strophisch gedichtet. Die Spielmannsdichtung bemächtigte sich früh

8 ff. Der Strophe ... vorhanden sind, J. Grimm, lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh., S. XL. — 10 ff. Ähnlich ... zu erklären, vgl. dagegen Simrock, die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung, Bonn 1858, S. 29 ff. K. Bartsch, der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile, Leipzig 1867, S. 41 ff.

der bequemeren Dichtungsform, indem sie ihre Gedichte aus kurzen Reimpaaren entstehen ließ, für welche feststehendes Gesetz war, daß die Verse aus je vier Hebungen bei stumpfem, aus je drei Hebungen bei klingendem Reim bestanden. Daß auch von dieser Regel bald Ausnahmen statt hatten, liegt nahe, so hat z. B. der Italiener Thomasin von Zirclaria im Welschen Gast regelmäßig vier Hebungen bei klingendem Reim.

9. Vortragsweise der Spielleute.

Daß die ältesten deutschen Dichtungen gesungen wurden, ist schon erwähnt. Es sind zwei Ausdrücke gebräuchlich, die sich auf die Melodie beziehen: dôn und wîse. Das erstere scheint ursprünglich das Intervall, den Einzelton zu bezeichnen, nach seiner Stärke oder Schwäche, seiner Weichheit oder Härte, seiner längeren oder kürzeren Dauer. Notker braucht in seiner Schrift de musica noch immer das lateinische Stammwort tonus, aber schon Sal. 469, 5 heißt es: der dôn der was sô wunnesam, und 699, 5: die (harfe) ruorte er alsô suoze, daz der dôn vil lûte erclanc. Unter wîsa dagegen ist die Vereinigung von Tönen zu einem harmonischen Ganzen zu verstehen. Zwar scheint es bei Notker noch gleichbedeutend mit toni zu sein, doch ist gerade da der Plural bezeichnend für die Melodie; sonst findet sich immer wîsa als Glosse zu modus, numerus. — Ich möchte annehmen, daß sich der Vortrag der ältesten Volksdichtungen in hohen, scharfen Tönen bewegt habe. Diesen Laut scheint das Verbum galan darzustellen, welches, wie es scheint, die älteste Dichtung nach ihrer musikalischen Seite hin bezeichnet. Es wird gebraucht von dem Tone der

19. Notker 1, 793, 2. — 22. modus, Steinm.-Siev. I, 801, 9 als Glosse zu Hebr. 1, 1, woselbst schon der später zu erwähnende Ausdruck wort unde wîsa sich zusammenfindet; gleichbedeutend ist es mit leich, oder bildet mit diesem ein Compositum II, 771, 15. — numerus, II. 699, 5; bemerkenswert ist, daß der gesprochene Lobgesang Mtth. 26, 30 durch fers übersetzt wird (vgl. Steinm.-Siev. I, 718, 5). — 24 ff. Diesen Laut ... bezeichnet, wenigstens sind die carmina in Vergils Ecl. 8, 68 durch galdar (Steinm.-Siev. II. 689, 19), das cantamen bei Prud. Cypr. 23 (ganz nahe dem magicus = goucallih, und gleichbedeutend mit germinôd) durch galdar, galstar (vgl. Steinm.-Siev. II, 439, 59) übersetzt; non innoxia verba sind galdar in Verg. G. II, 129 (Steinm.-Siev. II, 701, 56), und geradezu Zauberformeln in Aen. 7, 754 (Steinm.-Siev. II, 712, 6) und II. Mos. 7, 11 (Steinm.-Siev. I, 281, 45); galan selbst ist = prophezeien Verg. Aen. III, 155 (Steinm.-Siev. II, 694, 59) und begalan in den Merseburger Zaubersprüchen = besprechen. Otfrid V. 19, 25 erwähnt engellîches galmes, wodurch er das tubae et clangoris aus Zeph. 1, 16 wiedergiebt

springenden Saite, von dem Ohrenklingen, und der Name der Nachtigall ist ein altüberlieferter. Allmählich aber muß eine größere Kunst in den Vortrag gekommen sein, und seit — was schon früh der Fall war — musikalische Instrumente bekannt waren, entwickelte sich auch der musikalische Vortrag zu immer größerer Kunst. Es entstand die Melodie (liot). Es ist schon im ersten Bande darauf aufmerksam gemacht worden, wie schon in früher Zeit die Germanen an kunstvollem Saitenspiel sich ergötzten und wie später namentlich Karl d. Gr. die Technik der Musik förderte. Die theoretische Musik wurde besonders von der Geistlichkeit gepflegt, und wie wichtig dieselbe für den Vortrag war, zeigt sich daran, daß nicht nur Lieder in unsrem Sinne mit den Neumen, d. i. Noten, versehen wurden, sondern auch Gedichte, wie die des Prudentius, also offenbar doch, um den Vortrag derselben zu regeln. Nachdem Guido von Arezzo, welcher 1023—1036 als Mönch in Pomposa lebte, das Notensystem von vier Linien und dazu die Solmisation erfunden, entwickelte sich die Musik als eine Kunst, und auf die Kenntnis der Theorie that man sich viel zu gute. Diese Kunstmusik wurde in voller Strenge bei den kirchlichen Gesängen geübt, aber auch die höher stehenden weltlichen Dichter, wie der Marner und der Meißner, hatten dieselbe in der Schule der Geistlichen gelernt. Daneben aber, und jedenfalls allgemeiner geübt, bestand für den Volksgesang eine Musik, die sich weder an den taktlosen Gregorianischen Lobgesang, noch an die diatonische Tonleiter kehrte. Wie sich die höfische Minnedichtung dazu stellte, ist noch nicht mit Sicherheit ausgemacht. Guido unterscheidet die musici von den cantores; während jene per se (vgl. Alexander, ed. Kinzel, 182 „von ime selven heven den sang“)

1 f. springenden Saite, Notker I. 855, 3. — Ohrenklingen, vgl. Germ. 19, 3 mit Steinm. I. 630, 34. — der Name ... altüberlieferter, vgl. Graff, Sprachschatz IV, 178. — 9. Karl d. Gr. ... förderte, Bd. I, 83, 21 ff. 138, 10 ff. 345, 4 ff.; vgl. dazu Schubiger, die Sängerschule St. Gallens, Einf. 1858. Riemann, Studien zur Gesch. der Notenschrift, Leipz. 1878. Ambros, Geschichte der Musik. — 12 f. Neumen, d. i. Noten, bei Notker ist das Wort niumón ganz gebräuchlich von der iubilatio, so II. 333, 18. 399, 8. 15. 409, 22, von der Musik ohne Gesang, so niumo auch II. 107, 8. 399, 9 und in der Glosse zu 388, 12; = modulatio I. 705, 15; vgl. diu misselichi dero niumón I. 792, 19. — 17. Solmisation, diese bestand darin, daß die diatonische Tonleiter in drei Hexachorde, d. h. in Gruppen von je sechs Tönen, von g (hexachordum naturale), von c (h durum) und von f aus (h. molle) gerechnet, zerlegt und jedem dieser Hexachorde die Notennamen ut, re, mi, fa, sol, la beigelegt wurden. Ein praktischer Handgriff zur Erlernung dieser Solmisation war die sog. Guidonische Hand (s. Ambros a. a. O. II. 175), auf deren neunzehn Fingerglieder man die Töne verteilte. Zu den folgenden Bemerkungen vgl. Burdach a. a. O. S. 174 ff. und Wilmanns, AA 7, 266. — 19 ff. Diese Kunstmusik ... gelernt, vgl. Müllenhoff, z. Gesch. d. Nib.-Not, S. 19.

sangen, waren diese *semper discentes*, und ihr Gesang wird als *cantus usus* verachtet. Dieser letztere, der Gesang nach dem Gehör (im Gegensatz zu der *ars*, der schriftlichen Aufzeichnung), war zunächst beim Volke angebracht und von den Volksdichtern geübt; nur die ehrgeizigeren und strebsameren unter ihnen erhoben sich zu dem geschätzteren *cantus per se*. Für die Instrumentalbegleitung der Gesänge muß zunächst die einfache Grundmelodie maßgebend gewesen sein, allmählich erst entwickelte sich auf Hucbalds Anregung der zweistimmige Satz, der sich zunächst in Quinten und Quartenparallelen bewegte, und erst später auch die Terz herbeizog, die als unvollkommene Konsonanz galt. Die Übung der Musik gehörte fortan zur feineren Bildung für Ritter und Damen, Alexander und Isolde wurden darin unterwiesen. Schon Ruodlieb zeichnet sich durch sein kunstvolles Spiel aus. Doch haben wir uns jederzeit das Spiel als von Gesang begleitet vorzustellen, denn der Meißner sagt:

gedoene âne wort daz ist ein tôter galm.

Nachdem wir so ein Bild von der Entwicklung der Musik zu der in Betracht kommenden Zeit zu gewinnen versucht haben, wird es darauf ankommen, festzustellen, wie wir uns den Vortrag der Gedichte unter musikalischer Begleitung zu denken haben. Der stehende Ausdruck dafür ist *singen unde sagen*, und Lachmann hat ausführlich über denselben gehandelt. Er stellt fest, daß die kurzreimigen Gedichte nur gesagt worden seien, wohingegen die strophischen zum Gesange bestimmt waren, wie die älteste Dichtung (vor dem zwölften Jahrhundert) überhaupt. In dem Nibelungenliede findet sich keine Spur davon, daß es je gesungen worden ist (was ja auch bei seiner Länge undenkbar ist), nur in der Laßbergischen Handschrift kommt einmal der Ausdruck *singen unde sagen* vor. Wie dem nun auch sei, — ob einzelne Gedichte gesungen und gesagt oder gelesen wurden, läßt sich nicht

13 f. Alexander, V. 178 ff. — Isolde, Tristan V. 8004 ff. 8058 ff. — Schon ... Spiel aus, vgl. Vogt a. a. O. S. 10 f. — 17. Vgl. W. Grimm, deutsche Heldensage, S. 377. — 21 ff. Der ... gehandelt, Abhdl. der Königl. preuß. Ak. d. W. (a. d. J. 1833) 1835. Kl. Schr. 1, 461 ff., vgl. dazu auch W. Grimm, deutsche Heldensage, S. 374, welcher auch über das Vorkommen des Ausdruckes *singen unde sagen* ausführliche Angaben macht (vgl. auch O 2154, Ava, Leben Jesu 97, R 650, Gaur. 4136) und Wackernagel, Littg S. 149 u. 185. Im Gegensatz zu Lachmann, welcher *singen und sagen* als ein *Hendiadyoin* zur Bezeichnung des Vortrages der späteren Volksdichtungen erklärt, sieht Bartsch (Unters. über das Nibelungenlied S. 373) darin die Bezeichnung zweier verschiedenen Vortragsweisen. Ich möchte Lachmanns Auffassung den Vorzug geben.

immer mit Sicherheit bestimmen — sicher aber ist, daß es die älteste Vortragsweise von solchen Dichtungen ist: singen unde sagen. Otfrid nennt sein Gedicht cantum huius lectionis, und auch im Heliand sind mancherlei Andeutungen einer solchen Vortragsweise. siggvan bezeichnete bei den Goten den recitierenden Vortrag, und vermutlich hatte die älteste Musik überhaupt recitativen Charakter, d. h. ohne sich an strenge Beobachtung eines bestimmten Taktes zu binden, sprach der Sänger den Text der Dichtung in gehobener und in den Tönen wechselnder Stimme aus. singen und sagen zusammen bezeichnet also dasselbe, was ursprünglich singen allein, denn mit sagen wird der mündliche Ausdruck des Inhaltes des Liedes bezeichnet, ohne welches das singen auch nicht denkbar ist. saga, das Stammwort des Verbums, findet sich durch assertio oder relatio glossiert, das Verbum selbst durch referre oder notare es liegt darin also nur die Wiedergabe eines gewissen Erzählungsstoffes ausgedrückt. Dieses sagen ist auch der am häufigsten begegnende Ausdruck für die vortragende Thätigkeit des Spielmannes; gleichwohl hat man für die oben bezeichneten Fälle dabei an den Vortrag mit gehobener Stimme zu denken. Es ist anzunehmen, daß die Melodie der Recitation sich mit jeder Strophe wiederholte. Der Schluß einer Strophe mußte in der Deklamation durch ein Innehalten bezeichnet werden, wodurch auch für den Sänger eine erwünschte Erholungspause entstand. Da der letzte Vers der Strophe oft anders gebaut ist, als die übrigen, sich also dem Hörenden sogleich als letzter ins Ohr legt, so ward er vielleicht bei manchen Gedichten von dem horchenden Haufen wiederholt, durch welche Übung einerseits die Aufmerksamkeit der Hörer in Spannung gehalten, andrerseits dem Vortragenden ein Ausruhen verstattet worden wäre. Auf solche Übung scheint namentlich auch der Kehrreim (Refrain) zu deuten, welcher sicherlich der Volksdichtung von alters her eigentümlich ist, und durch sie würde auch das enge Verhältnis, das zwischen dem Spielmann und seinen Zuhörern bestand, und welches sich in des ersteren vertraulichen Anrede an die letzteren auch sonst kundgiebt, näher charakterisiert sein. Zu einer Zeit, als der horchende Haufe dann gleichgültiger wurde, als die Dichtungen länger wurden und breiter

14. assertio, Steinmeyer-Sievers II, 190, 71. — relatio, ebenda II, 123, 1. 143, 34. 144, 1. — 15. referre, ebenda II, 293, 40. — notare, ebenda II, 296, 30. — 30 f. welcher ... ist, Burdach a. a. O. S. 128. — 32 f. das zwischen ... bestand, a. a. O. S. 82 f.

Schwall in Mode kam, da mußte der Spielmann, welcher nicht mehr auf so gespannte, ehrerbietige, bewundernde Aufmerksamkeit rechnen konnte, wie ehedem, da er in die Erbschaft des alten Volkssängers einzutreten verstanden hatte, auf besondere Mittel sinnen, die Hörer zu fesseln. Das nu hoeret und das gerne muget ir hören oder nu vernemet und die Vermahnung zum still gedagen, sowie die Versprechung von in Aussicht stehenden besonders spannenden Teilen des Liedes (besonders durch Hinweisungen auf das Kommende mit sît oder sint), Beteurungen der Wahrheit unglaublichster Dinge nebst Berufung auf erdichtete Quellen (daz buoch) und Einflechtungen alles dessen, was dem Geschmacke einer roheren Zuhörerschaft schmeichelt, mußten das Ihrige thun, um dem Spielmann die Gunst seines Publikums auch ferner zu sichern. Die längeren Gedichte, zu welchen die Darstellungen seiner fabelhaften Geschichten sich gestalteten, konnten nicht mehr im Gedächtnisse bewahrt werden, und hier half nun die Kunst aus, die er in der Schule der Geistlichen, oft wohl von den vagierenden Klerikern, gelernt hatte, das Lesen. Aus dem sang war eine rede geworden. Das Wort bezeichnet eine durchdachte Darlegung und zwar ursprünglich ohne Rücksicht auf die Form. Da aber die höchste Beredsamkeit der Zeit ihren Ausdruck in der Dichtung fand, so ging die Bezeichnung auch auf diese über, zumal dieselbe immer mehr in der durchdachten, kunstmäßigen, höfischen Anlage ihre Hauptaufgabe sah. Bald fand der Spielmann in dem lesen, d. h. in dem Sammeln der Buchstaben zu Worten, das ihm anfangs gar beschwerlich erschienen sein mag, eine große Erleichterung. Der den Morolt vortrug, bezeichnet sich selber als leser, und im Meier Helmbrecht heißt es ausdrücklich: sô gie dar einer unde las von einem der hiez Ernest. Der Bauer fand also an dem Ritterhofe einen, der den Herzog Ernst las. Wie früher singen und sagen, so ward jetzt singen und lesen stehender Ausdruck. Mit dieser wachsenden Übung der Spiel=

3 f. da er ... hatte, der vates war den Leuten nichts mehr geblieben als ein wizzigo, ein Wissender (Steinmeyer-Sievers II, 685, 73). — 19. rede, vgl. Wackernagel S. 158, A. 3. — Das Wort bezeichnet, glossiert ist es durch ratio Steinm.-Siev. II, 521, 63 (vgl. Notker I, 313, 26. 341, 30); oratio II, 7, 23; ratiocinium II, 51, 9 (vgl. Notker I, 317, 13); sermo II, 116, 17; sententia I, 538, 22; altercatio II, 114, 44. 147, 10; allegatio II, 136, 12; prosecutio II, 117, 11; supputatio II, 152, 13; vgl. auch diu rede Athis u. Prophil. D. 18. En. 135, 28. — 25. lesen, hierzu vgl. Müllenhoff, z. Gesch. d. Nib.-Not S. 21. Wackernagel, Littg. I², S. 121, Anm. 27; S. 185, Anm. 6; wohl zu unterscheiden von dem Fürsichlesen einer Dichtung, wie z. B. Diemer S. 292, 19. — 28. Meier Helmbrecht, ed. Lambel V. 956; vgl. auch noch W. Grimm, deutsche Heldensage S. 378 ff. — 31 f. Wie früher ... Ausdruck, Lachmann a. a. O. und Ortn. 2, 2.

leute im Schreiben und Lesen ward die deutsche Dichtung nach dem vielgenannten Jahre 1170 allmählich zur geschriebenen. Aber auch jetzt noch nicht haben wir uns die Thätigkeit der Spielleute so zu denken, daß ihre Hauptwirksamkeit in das Studierzimmer gelegt gewesen wäre. Auch jetzt noch schrieben sie ab, sobald sie etwas Passendes fanden, und ließen ihre Texte ausschreiben, sobald sie Lohn empfingen. Das „Dichten“, dictare ist eine spezifisch geistliche Übung und wird als solche im zweiten Teile Behandlung finden. Indessen hatte der Spielmann noch einen großen Vorzug vor dem Geistlichen. Zwar ist er, wie wir sahen, ohne Vaterland, ohne Religion, ohne persönliche Ehre, ohne Autorenstolz, ein schlechtes, verwerfliches Gefäß; allein sein Inhalt ist kostbar: es ist das tiefste Empfinden, was er aus des Volkes Herzen sich angeeignet hat, und es sind die feinsten Töne, die er ihm abgelauscht hat, um damit zu wuchern.

---

10. Glaubwürdigkeit. Liederbücher und Handschriften.

Das „buoch“ haben wir schon entstehen sehen: denn also nannte der Spielmann nunmehr sein Werk mit Vorliebe, als könnte er durch solche Benennung seine Leistung in eine Parallele stellen zu den geistlichen Schriften, den Klassikern, der Bibel und allem, was nur seine Mittelschlagsbildung ahnend erreichen konnte von Litteraturwerken. Ein buoch oder liet war seine Quelle, ein buoch oder liet nannte er sein eigenes Gedicht. In allen möglichen Redewendungen beruft sich der Spielmann auf das Buch

1 f. ward ... geschriebenen, Scherer, Studien I, 15. — 7 f. Das „Dichten“ ... Übung, vgl. Köpke, Rothswitha (Ottonische Studien II) S. 42. 175. Müllenhoff, zur Geschichte der Nib.-Not S. 21. — 17. denn also, vgl. Wackernagel S. 185, Anm. 4. Rth. 5197. — 20. geistlichen Schriften, Konrad als Geistlicher „dihtet“ auch Rth. 3491. 4859; vgl. E 4473. — 22. buoch. vgl. daz buoch oder diu buoch z. B. O 6. 1556. 1574. 2306. 2454. 2470. 2748. 2974. 3002. 3132. 3382. E II, 4466. R 16. 1610. 2703. 3762. 6894. 8130. 8413. AS 1061. Rth. 17. 4173. Vgl. Werner, Basler Alex. S. 7, B. 2. Harczyk, AS in P X, 15. Werner aus AS in Unters. S. 53. — 24. Buch, in den buochen stêt geschriben E II, 38 oder als ich an einem buoche las AB 146. AS 2031. 2984. 3001. 3555. En. 2701. 3233. 13523. 9532; oder als ich von im geschriben las AB 2 oder als wir in dem buoch haben OH 954. 1106. 1288. 1776. 1814, AS 5417, alsô daz buoch in haltet OH 3686; sehr oft auch wird das Buch als redend dargestellt: von dem die bûch sagent noch AS 1401. OH 1358 (OE X. 20). OH 2338; ez sprichet an dem bûch OH 65; also wir dütz bûch hören sagen OH 186. 340. 444. 658. 742. 994. 1258. 2010. 2360. 2748. AS 1714. R 3489. 8003; nu hôren wir thiu buoch jên R 4851, wir hôren an einem buoche sagen R 6640; alsô daz buoch saget so sagen ouh ich AS 18. 3317. OE XI. 27. En. 5199. OH 886; daz saget uns daz buoch furwâr OE XXIV, 9. R 7192; alse daz bûch quit AS 2367; thie buoh urkundent R 8673; als ons dat boec orkonde gevet En 9435; des beherdint die bûch die wârheit

oder auf das Lied, in gelehrterer Weise auf die istori, oder auch nach ritterlicher Art auf die âventiure, am meisten aber auf den mündlichen Bericht, daz maere, die rede. Unter dem buoch haben wir eine schriftliche Aufzeichnung, also ein Spielmannsmanuskript zu verstehen, was von Wichtigkeit ist für die Beurteilung der Leistungen. Neben diesen Berufungen auf schriftliche oder mündliche Quellen gehen unzählige Beteurungen seiner Wahrhaftigkeit her, wie ja immer das böse Gewissen den Lügner verleitet, unnötig mit seiner Lauterkeit zu prahlen, auch wenn dieselbe gar nicht bestritten wird. Das einfache für wâr oder ze wâre oder dat is wâre, daz ist wâr, genügt lange nicht immer seiner Beteurungssucht, sondern umständlichere Wendungen: daz sagen ich für wâr, oder daz sage ich iu ze wâre, oder zwâr daz sage ich iu für wâr, oder daz ich iu sage daz ist wâr, daz sagih iu âne lugene; daz sult ir wizzen für wâr,

Rth. 4711; als uns diz bûch tut bekant OH 1284; de boech seggen ons vor wâr En. 77; thaz buoch kundet uns gewis R 4659; als uns daz buoch hat innen bräht AS 4019; des mir die gescrift urkunde git AB 536; iz alsô gescriben stât R 6582. So kann das Buch auch lügen: iz nehaben de bôche gelogen Rth. 412 4592. Die Geschichte des Buchs wiedererzählt: iz wart ein bôch gefunden OE 7; vgl. Ortn. 1, 1: Ez wart ein buoch funden ze Suders in der stat. Das buoch, die Quelle, ist lateinisch: ze latine ez geschriben stât E 4474. 4521; oder französisch: walhisken AV 15 (AS 15); oder ein tütsch buch OH 44. 1278; als uns daz tiutsche buoch nu seit O 2076; vgl. also uns diz buch betütte OH 372.

1. Lied, alsô kundet uns daz liet S 19, 1. Rth 1504: alsur segget ons dat liet En. 1256. 3740. 10391. 13306; uns saget daz liet mære Rth. 1826. buoch und liet sind gleichbedeutend: AS 1980 f. wandez cundit uns daz liet und das bûch dâ diz ane las. Und wie es lügenhafte buoch giebt, so auch lügenhafte liet: von dû ne sulit ir dit liet den andren gelichin niet wandit sô manich recht hât danne ime die wârheit instât Rth. 4792 ff. — istori, als ich an der istori vernam AB 428; vgl. Werner, Basler Alex. S. 7. — 2. âventiure, als uns diu âventiure seit S 188, 2. 296, 5. 567, 2; vgl. UZ 389. 679; nach der âventiure sage E II. 3891. S 146, 2; uns tuot diu âventiure bekant E II. 4813. — 3. mündlichen Bericht, als wir daz hôren sagen OE XVIII, 13. O 1436; daz ne hôrtih noh ie gesagen AS 4607; von einem volcwige hôre wir sagen AS 1830; nu saget man uns Rth. 414. E II, 60. En. 686; vgl. UZ 236; als wir iz hân vernomen O 506 En. 6034; hôrte dicke sagen E II. 5764; alsô saget die in ie gesahen AV 140; swâ man hôret singen oder sagen O 952. — daz maere, hôrte sagen mære E II, 4815. 5505. 5629. 5832. 5891. — die rede, sô ich die rede hân vernomen En. 253. — 6 f. Neben ... Quellen, noh ein bûch noh neheiner slahte mære AV 36 (AS 38). — 10 f. für wâr, vgl. En. 432. 2707. UZ 203. S 55, 1. — ze wâre, O 2175. 3234. OH 106 (OE 21). OH 180. UZ 451. — 11. daz ist wâr, S 109, 2. 290, 1. 328, 1. 783, 1. OE 5 (OH 38). OH 103 (OE 20). OH 161. 182. 184 (OE I, 5). OH 779. AS 5136. En 942 u. ö. — 12 f. daz sagen ich für wâr, OH 508. 1272. AS 5924 O 106 (vgl. O 447. 476. 572. 1612. 3072). E II. 4972 Ruod. G^b 21. OH 1762. AB 421. AS 6840. S 589, 3 (vgl. S 703, 2). OH 2648 OE XXII, 14. — 13 f. daz ... ze wâre, AS 1046. 1280. 2403. 3213. 3921. 4756. 5422. 5726. 5894 7121. AV 151 (AS 177. En. 3662 (vgl. 10658). Ruod. D^b 17 — zwâr ... für wâr. O 1550. — 14. daz ich ... wâr, S 4, 1. 21, 1. 178, 1. 730, 1. AV 125 (AS 149). — 15. daz sagih iu âne lugene, AS 118 vgl. âne lougene vor wâr En. 13249; daz merket vor ungelogen AS 6066; daz wizzet vur ungelogen E II. 4949: daz sag ih ú for ungelogen AS 1255. En. 3984. 4584; vorwâr ende ongelogen En. 1732. 5271; vgl. in hân iu niht gelogen Ruod. F^b 16. — daz sult ir wizzen für wâr, AS 3557.

daz sagih iu wærliche, mit wârheit ich daz sagen mach, daz sag ich iu ân allen spot, daz sult ir wizzen âne wân, zwâr des sult ir sicher sîn, des sult ir sîn gewisse, müssen ihm Nachdruck verschaffen. Auch betont er die Glaubwürdigkeit seines Charakters, zumal, da er seine Sache wohl erkundet habe, oder gar unter Anrufung Gottes. Oft wird diese Beteurung der Wahrheit sogar sehr umständlich, so: ob û der hêren wundrit des ne sult ir mir wîzen nit wand iz cundit uns daz liet, und besonders: swen sô des wondert, wele he't versoeken, he kome toe den boeken, die man heit Éneide. nâ soliker wârheide, sô et dar ane geskreven es, sô mach hers werden gewes. Lamprecht sagt mit Hinblick auf seinen Gewährsmann Albrecht von Bisenzun: nîman enschulde sîn mich: louc er sô liuge ich. Wo eine Quelle vorliegt, wird sie ausdrücklich genannt. Schlechten Gewährsmännern hält er sich angeblich fern und lehnt die Verantwortung ab für deren lugenmaere. Er weiß sogar sich den Anschein des vorsichtig Prüfenden, des mit strenger Kritik Sichtenden zu geben. Und wer's dann noch nicht glauben will, dem hängt er bösen Schimpf an.

Seine Zuverlässigkeit sucht er besonders in genauen Angaben zu bewähren. Er weiß ganz genau, an welchem Tage die Ereig-

1. daz sagih iu wærliche, AS 190. 1307. 1800. 2006 3321. S 451, 2. 466, 2; vgl. daz ich iu sal wâre sagen AV 484; fure wâr weiz ich thaz R 4346. — mit wârheit ... mach, AS 5798; vgl. AS 1399. — 2. daz sag ich ... spot, OH 1380. — daz sult ir wizzen âne wân, AS 166. 1384. En. 2792. 9515. — 3. zwâr des sult ir sicher sîn, O 3463. OH 114. AV 1437. — des sult ir sîn gewisse, AS 275. En. 969. 2814. 3649; Ähnliches Harczyk AS in P X, 15, Werner, Unters. aus AS S. 53 — 4 f. Auch ... Charakters, gloubet mir der ich iu sage AV 117 (AS 141); der muget ir wol getruwen AS 2291; des solt ir mir getrouwen En. 4592. — 5. da er ... habe, alsô icht wale hân vernomen end ich û wale geseggen kan En. 297; vor wâr ich iu daz sagen kan wand ihz selbe ane sach AS 4956. — 6. unter Anrufung Gottes, daz sagen ich iu daz weiz got OE XXIV, 7. — 7 f. ob u der hêren ... liet, AS 1980. — 9 ff. En. 377—382; vgl. auch E II, 4468 ff. — 13 f. nîman ... liuge ich, AV 18. — 14. Wo ... genannt, Alberîch von Bisenzûn AV 13 (AS 13). liber Machabeorum AV 12 (AS 12). Apocalipsis AV 1576 (AS 1918). Vergilius En. 41. 165. 357. 2706. 13511. — 15 f. Schlechten ... ab, nu sprechent bôse lugenâre AV 71 (AS 83). AV 233 (AS 266); daz ist der leien spot AS 2987. — 16. lugenmaere AS 89 — 16 ff. ich sage iu als ihz hân vernomen AS 5266; vgl. UZ 642. En. 11604; ob ih rehte vernomen habe AS 1072. 4355; uns ne habe daz buch gelogen AS 4503; vgl. of ons dat boech niet enlouch En. 8103; ih waene E II, 2696. S 271, 5. 415, 5; vgl. UZ 488. En. 9437; mîn wân ne triege mich AV 911 (AS 1267); of ons Virgilius niet enlouch En. 4581; man seget En. 374; des ich genennen nit ne kan AS 2532; als ih mih versinnen kan AS 2713. 3546; ob irs mir geloubet AS 5148; ih ne weiz AV 748 (AS 1004). E II, 904; ih enweit En. 1736; vgl. 4310. 13236. 13238 ff.; dat wir wale spreken dorren En. 2710; daz waere ungeloublich ne weriz uns in den bûchen niht geschriben AS 4031 ff. — 18 f. Und ... an, die bösen die negelouvent es niet. sine hânt der vromecheide nicht getân und ingetrûwen der geinen man Rth. 4862 ff.

nisse sich zutrugen, einem phingestac, einem ostertac, einem suntag, einem tumistag. Auch die Dauer eines Ereignisses giebt er an: eine naht, ein mânet, ein halbez iâr, ein iâr, u. a. Auch seine sonstigen Mengebezeichnungen stellen sich stets in bestimmten, oft ganz ungeheuren Zahlen dar. Da er aber erfindet, so wählt er mit Vorliebe die runden Zahlen nach dem dekadischen oder duodekadischen System, nebst deren Teilgruppen. Aber auch die

1 f phingestac, S I, 10, 1. — ôstertac, Rth. 891. — suntag, S 24, 1. — 2. tumistag, Rth. 799. — 3. eine naht, E II, 1096. — ein mânet, E II, 5617. — ein halbez iâr, E II, 2078. Ruod. δb 21. O 3180. S 109, 1. 117, 5. 119, 2. 713, 1. 775, 1. — ein iâr, S 14, 5. E II, 5687. — 6. dekadischen, *10:* O 622. 632. 3001. S 46, 3. 643, 5. Rth. 4849. S 495, 5; *20:* O H 2537. R 5710. Rth. 2560. 3220. S 628, 5. O E XXIII, 12. O 1131; *30:* O H 710 (O E V, 26). R 2331. 8863. 8870. Rth. 1454. 1493. 1589. 3818. 3988. 4088. O 337. 1160. 1856. S 229, 3. 301, 4. 307, 3. 700, 4. 783, 3. E II, 3919. A S 4020. 1047. 5551; *40* S 44, 1; *50:* A S 2302. E II, 1748. S 23, 3. 38, 3. 106, 3. 302, 2. 689, 2. Rth. 3366; *60:* Rth. 3073. S 269, 5. A S 5554; *70:* O H 626 (O E V, 6); *80:* Rth. 1583. 4602; *90:* A S 5552; *100:* R 6129. Rth. 1640. 1821. 4293. O 2007. E II, 4929. A B (W) 540. A V 327. 577. A S 382. 4048. 5543. 5555. U Z 228; *200:* A V 844 (A S 1168); *300:* O H 806 (O E VI, 2). O E XIV, 18. Rth. 751. E II, 5231. Ruod. δb 20. A S 4029. U Z 644; *400:* O 2730. R 5993. 6460. 6650; *500:* O E III, 22. E II, 1895. 3823. O 2181. O H 2301. A V 162. A S 5558. 6039; *600:* A S 5089. O H 1388; *700:* Rth. 4047. 5024. *800:* O H 600; *1000:* E I, 3, 3. E II, 1512. 2971. 5165. O 2998. S 201, 6. 264, 4. 457, 3. 657, 2. 669, 1. 726, 4. Rth. 496. 1136. 1446. 2161. 3133. 3739. 4044. O H 299 (O E II, 4) O H 306 (O E II, 6). 1259. 1818. 2052. O E XXII, 15 (O H 3372). A V 604. 660. 810 (A S 1116). 1222. 1476. 1489. A S 1692. 1719. 2016. 2029. 6008. 6035. R 6541; *2000:* E II, 5664. S 471, 3. 478, 3. 676, 2. Rth. 5084. A S 5431. A B (W) 742. R 4957; *3000:* O H 1200. A V 997 (A S 1390). A S 6513. S 561, 4. 725, 2. 727, 2. O H 1200; *4000:* A S 1118. S 33, 4. A V 909. A S 1265. 2274. S 560, 4; *5000:* Rth. 101. S 35, 1. 71, 2. Rth. 4084. 4107. 4722; *6000:* R 4285. Rth. 1389. S 37, 4; *8000:* A S 2002; *9000:* R 2635; *10 000:* A V 1136 (A S 1562). U Z 196. S 371, 3. 375, 5. 379, 5. 392, 5. 397, 3. R 5711. 6240; *20 000:* Rth. 2641. 3418. 3457. 3557. O E XVII, 1 (O H 2688). A V 766. 1480 (A S 2020). R 2289. 2599. 3194. 7794. 7815. 7825. 8037 ff.; *30 000:* A V 1215. O E IX, 16. O H 2413 (O E XVI, 13). 2610. O E XIX, 28. O H 2958. Rth. 3622. 3633. 5031. E II, 1439. S 38, 4. 554, 5. 557, 3. 736, 2. O 2840. R 2608. 3628. 7775. 7781; *40 000:* S 62, 2. A S 1681; *50 000:* A V 1153 (A S 1987). A S 1997. Rth. 2628. 3569. R 6340; *60 000:* R 6550. 6683. Rth. 5011; *70 000:* A V 613. A S 1964 (A V 1450); *80 000:* A V 1464. Rth. 4194. 4713; *100 000:* R 2321. 5831. 7859. 7872. 8404. Rth. 2600. 4097. A V 628. A S 1052. A V 1199 (A S 1619. 5214); *200 000:* A S 3326; *600 000:* A V 1493. *5:* O E XIX, 20 (O H 2925). O H 646 (O E V, 11). E II, 1724. O 768. S 76, 4. 148, 1. Ruod. Bb, 1. Rth. 4277; *15:* O H 732 (O E V, 32); *150:* A S 5545; *1500:* O H 430. R 4974; *15 000:* S 575, 1. R 2605. 2611. 2615. 2643. — 7. duodekadischen, *12:* O E I, 11. O H 284 (O E II, 1). Rth. 129. 131. 239. 475. 677. 749. 757. 1036. 2031. 2144. 2171. 2631. 2681. 3451. 3916. 4212. E II, 3892. O 35. 360. 413. 556. 1573. 1583. 2032. 2246. S 552, 4. S 519, 5. 609, 1. 637, 1. 669, 2. 739, 1. O S. 9. 1818. S 275, 2. 308, 2. 322, 2. 600, 2. 4. A S 6018. O E X, 28 (O H 1386). O H 2217; *1200:* Rth. 4052; *12 000:* Rth. 3411. S 751, 2. R 2625. 2628. 3578. E II, 3717. A B (W) 683. O E XVII, 24 (O H 2681). A V 1485 (A S 2026); *120 000:* A S 3181; *24:* R 6211. A S 5095. 6016. Rth. 657. 1293. 1663. 5007. S 312, 2. O 11. 28. 789; *24 000:* R 2524; *32 000:* R 3751; *36:* A S 6111. O 13. S 23, 2. 38, 2. 106, 2. 621, 1. S 345, 3; *36 000:* R 3839; *72:* O H 254. 1863. 2929 (O E XIX, 21). 3322. 3578. 4061 (O E XVI, 11). A S 1353. O 198. 1094. 1401. 1452. 3042. Rth. 7. 1136. 2564. 2596. 2651. 3770. 7650. O H 88 (O E 16). 16 (O E 233). 242 (O E I, 18) 564. 172 (O E I, 2); *3:* E II, 2066. 2179. O 167. 533. S 708, 2. 146, 1 166, 1. 643, 2. 671, 4. R 2650. Rth. 450. 570. 172. 211. 1881. 2359. 2913. 5059. O H 254. 369 (O E III, 9). 620. drier somertag lang O H 97 (O E 19). 1252. 1404. 1423. 1421. (O E X, 27). 1857 (O E XIII, 1); *6:* E II, 458. 1557. 4976. 5334. 5780. O 769. 1228. S 738, 3. O H 364 (O E III, 7). 656 (O E V, 11). Rth. 2949. 3640. 1166. O E IX, 13 (O H 1185); *9:* R 5895. O 15. 3003. O E XII, 18 (O H 1831). O E 21 (O H 102. 105); *18 000:* R 3497; *27:* A S 4954 (*2700:* A V 1411 (A S 1971)). Beachte die Steigerung: 2 : 4 : 6 : 12 : 24 in O H 1085—94 (O E VIII, 13—15).

Zahl 7 nebst ihren Vervielfältigungen war sehr beliebt. Seltener begegnen Vielfache von 4 oder 11. Sehr selten sind andere Zahlen erfunden.

Trotz solcher anscheinenden Gewissenhaftigkeit giebt es keinen, der gewissenloser seine Texte sich zurechtschnitt, änderte, hinzusetzte, hinwegnahm, wo es ihm beliebte, keinen Plagiator, der mit gewichtigerer Miene fremdes Korn gedroschen, keinen Schriftsteller, der weniger auf Schriftstellerehre gehalten hätte, als den Spielmann. So bieten denn die Handschriften, welche ein und dieselbe Dichtung behandeln, oft ein wunderliches Bild der Verwirrung. Einesteils ist des Übereinstimmenden in ihnen so viel, daß man an einer gemeinsamen Vorlage nicht zweifeln kann, anderesteils findet sich eine solche Fülle von Willkürlichkeiten, Abweichungen, dreisten Zusätzen und Tilgungen, und häufig haben die jüngeren Handschriften so viel Spuren des Besseren und Älteren, daß die methodische Kritik still steht vor diesem Rätsel, wenn sie eben nicht die Geschichte der Entstehung und Verbreitung der Spielmannsdichtungen in Betracht zieht. Genaueres wird die Betrachtung der Handschriften eines jeden Gedichtes ergeben.

Man hat festzustellen gesucht, in welcher Weise die Spielleute ihr Material gesammelt haben, und so ein Bild von der Entstehungsweise der uns erhaltenen älteren Handschriften gewonnen. Es ist dabei aber ein Unterschied hervorgetreten in der Anlage von Sammlungen größerer (epischer) Dichtungen und der kleinerer (lyrischer) Gedichte. Die Frage, in welcher Weise die Epen von den Spielleuten schriftlich aufgezeichnet, verbreitet und vorgetragen wurden, hängt aufs engste mit der andern Frage zusammen nach der Entstehung unserer Heldengedichte, und auf diese wird in einem andern Bande eingegangen werden. Hier

1. Zahl ... beliebt, *7*: OE XI, 27. OH 2358. 2532. OE XXI, 17. E II, 5810. R 484. 2694. S 178, 3. 332, 4. 346, 2. 352, 5. 209, 1. 591, 6. 597, 6. O 2303. Rth. 1037. 2649. 3293. 3872. 4193. 4269. OH 259. 596. 603; *700*: R 1543. 3402. 5482. 5933; *7000*: R 3496 f. 3819. 4666; *14*: S 63, 2. 207, 3. 344, 5. 728, 2. OH 1558. (*140*: H 3112; *1400*: OH 1560; *14 000*: R 2621); *21 000*: AV 1466: *35 000*: S 70, 5. 76, 6; *42*: R 7152; *630 000*: AS 2034. — 2 f. Vielfache von 4, *4*: O 532. 791. 1236. 1825. E II, 5653. OH 1242. 1276. S 303, 2; *8*: O 1110. OH 104 (OE 20). 162. 244 (OE I, 18). 258 (OE II, 4). R 8677; *16*: Rth. 1587. 3179. 5131. S 23, 4. 106, 4. (*160*: H 2864. 3312; *16 000*: OH 1859 (OE XIII, 1. 42). 2095; *32*: AV 1440 (AS 1967); *64*: R 4485. — oder 11, *11*: (*1100*: AS 1977. R 4496. 4768; *11 000*: AV 789 (AS 1091)); *22*: Rth. 3634. 4995. (*22 000*: AS 2000); *33*: OH 56 (OE 11); *6660*: AV 1432 (AS 1963). — Sehr selten ... erfunden, *13*: OH 183 (OE I, 5). 209. OE XVI, 36 (OH 2519). OE XIX, 4 (OH 2861); *19*: OH 1239; *17*: O 1249; *34*: AS 5091; *62*: R 6347; *71*: R 4536; *87*: R 4586; *108*: R 4656; *308*: R 4762; *180*: R 4849; *410*: R 4941; *803*: V 1438; viertehalp hundert S 566, 4; funftehalb hundert S 518, 2. 565, 4; vierthalp dûsent OH 630 (OE V, 7).

genügt es darauf hinzudeuten, daß die großen Epen allmählich aus ursprünglich kürzeren Liedern erwachsen sind, welche, solange sie durch die Spielleute verbreitet wurden, in beständigen Wandlungen begriffen waren, woraus sich die vielen Rezensionen derselben erklären. Der Spielmann trug sie schriftlich aufgezeichnet mit sich und verkürzte durch Vorlesen aus ihnen an den Herrensitzen und auf den Höfen den Hörern die langsam schleichenden Stunden. Aber auch die kürzeren lyrischen Lieder wurden in dieser Weise von den Spielleuten gesammelt. Die Existenz solcher Liederbücher bezeugt schon Johannes Hadloup. Ausdrücklich hat von Neueren zuerst G. F. Benecke das Vorhandensein derselben hervorgehoben und betont, daß dieselben sich auseinander gegenseitig ergänzten, wobei häufig berühmteren Verfassern auch weniger gute fremde Stücke beigelegt wurden. Nun war es aber von Wichtigkeit, ein genaues Bild von der Entstehung solcher Liederbücher zu gewinnen, damit sich entscheiden ließ, welche Schlüsse aus der Reihenfolge der Lieder, die auffallend übereinstimmt in vielen, auf die Zeit der Abfassung statthaft sind und wie weit auf den Verfasser aus der Anordnung der einzelnen Stücke geschlossen werden darf. Wilmanns dachte sich die Sache so, daß die Lieder zunächst auf einzelnen Blättern aufgezeichnet und verbreitet wurden, später seien dieselben von Liebhabern der Poesie gesammelt und zu Liederbüchlein vereinigt und Zusätze seien gemacht worden. Bei den Sprüchen habe man sich indessen damit begnügt, die Strophen eines Tones zu vereinigen. Darnach ging Müllenhoff noch einen Schritt weiter, indem er in den Liederbüchern, so zu sagen, vom Dichter in chronologischer Folge veranstaltete Ausgaben erblickte. In ähnlichem Sinne sind die Arbeiten von Heinzel über Hartmann von Aue, von Pfaff über Rudolf von Fenis, von Scherer über den Kürenberger, sowie über

1 f. daß ... erwachsen sind, vgl. K. Lachmann, über die urprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Not, Berlin 1816, S. 84 f. (Kl. Schr. I, 62); zu den Nibelungen, Berlin 1836, S. 3 f. W. Grimm, deutsche Heldensage, S. 378 f. (385 f.). K. Müllenhoff, zur Geschichte der Nib.-Not, Braunschw. 1855, S. 19 u. 21. K. Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied, Wien 1865, S. 377 f. — 10. Johannes Hadloup, Minnes. II, 187 a. — 11. G. F. Benecke, Beyträge zur Kenntniß der altd. Sprache und Litt., Gött. 1810, S. 301 f. — 20. Wilmanns, A XIII. 224—229. 268. XIV. 144 ff.; vgl. auch K. Müllenhoff, Allgem. Monatsschr. 1854, S. 894. — 26. Müllenhoff, zu Friedrich von Hausen, A XIV. 133—43. — 29. Heinzel, A XV. 125—40. — Pfaff, A XVIII. 41—58. — 30. Scherer, A XVII. 561—81 (vgl. Studien II. 16 ff.), wo er namentlich S. 574 solche chronologische Reihenfolge für Meinloh, Rietenburg, Dietmar, Friedrich von Hausen, Heinrich von Veldeke, Rudolf von Fenis, Rugge und Morungen als nachgewiesen erachtet.

Spervogel, Meinloh, den Burggrafen von Regensburg, den von Rieteburg, Dietmar, Friedrich von Hausen, Heinrich von Veldeke, Wilmans über Walter von der Vogelweide, O. Baumgarten über Friedrich von Hausen, Schreyer über Hartmann von Aue, ferner auch E. Schmidt über Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge, sowie K. Burdach und R. Becker. Baumgarten hatte Müllenhoffs Ansicht schon dadurch modifiziert, daß er die Frauenstrophen bei der chronologischen Bestimmung gänzlich ausschloß, besonders aber erklärten sich R. Lehfeld und Paul gegen solche chronologische Überlieferung der Lieder, und Baumgartens Versuch (a. a. O. S. 115), sich den Vorgang klar zu machen, spricht nicht dafür. Wie einerseits festzuhalten ist, daß der ritterliche Dichter nicht bloß, um seiner Herrin eine Freude zu machen, sondern sicher aus Freude am Dichten und am Dichterruhm seine Lieder schuf, so muß andererseits klargestellt werden, was den Spielmann bewegen konnte, diese Liebeslieder in seine Sammlungen aufzunehmen, und auf welche Weise er in deren Besitz gelangte. Ed. Schwan schied die Sammlungen der Liedersammlungen des französischen Mittelalters in Liebhaberhandschriften, Gesangbücher, Beispielsammlungen, Nachschlagesammlungen, Jongleurhandschriften, und Ähnliches dürfen wir wohl auch für Deutschland annehmen. Lieder mit Geleiten, d. i. Widmungen, wurden zunächst von dem Spielmanne übernommen und der Herrin des Dichters überbracht, damit war sowohl dem Autorenstolz des Verfassers als der Eitelkeit der Frau Genüge geleistet. Solche poetische Liebesbriefe hießen in Deutschland Büchlein. Der Spielmann (und wir haben uns für bestimmte Gegenden wohl dieselben Personen als ständig hin- und herwandernd vorzustellen, wodurch die sorgsame Sammlung aller von den betreffenden Dichtern „herausgegebenen“ Stücke sich erklärte) benützte nach Übereinkunft mit dem Dichter die ihm übergebenen Dichtungen

1. Spervogel, deutsche Studien I, Wien 1870, S. 21 f. 28 f.; vgl. Studien II, 37 ff. — 2 f. Heinrich von Veldeke, deutsche Studien II, Wien 1874. — Wilmanns, A XIII, 268 ff. — 3. O. Baumgarten, A XXVI, 105—15. — 4. Schreyer, Leben und Dichten Hartmanns von Aue, Pforta 1874. — 5. E. Schmidt, Straßb. 1874 (Quellen und Forsch. IV); vgl. dazu namentlich Wilmanns, AA I, 154 ff. — 6. K. Burdach, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, Leipz. 1880. — R. Becker, der altheimische Minnesang, Halle 1882. — Baumgarten a. a. O. S. 111 ff. 114. 140. — 7. Frauenstrophen, vgl. über diese noch Becker a. a. O. S. 59 ff. Paul, B II, 416. 441. 450. F. Brachmann G. XXXI, S. 443 ff. — 9. R. Lehfeld, über Friedrich von Hausen, B II, 345—405. — Paul, krit. Beiträge zu den Minnesängern. B II, 406—560, bes. 137 ff. — 17. Ed. Schwan, die altfranzösischen Liederhandschriften, Berlin 1886, S. 274 ff. — 21 f. Geleiten, d. i. Widmungen, a. a. O. S. 265. — 26. Büchlein, vgl. über diese Scherer, Studien I, 56. Burdach a. a. O. S. 163. Wilmanns, A XIV, 144.

auch in seinem sonstigen Wirkungsgebiete, teils um durch das Vorlesen derselben die unendliche Langeweile an den Edelsitzen angenehm zu zerstreuen, teils wohl auch, um sie als Muster und Vorbilder vorkommendes Falls auch gegen bare Bezahlung verwerten zu können. So entstanden Spielmannshandschriften solcher Gedichte, welche in die späteren größeren Sammelwerke übergingen. Die Änderungen, welche die Texte durch die Spielleute erfuhren, waren nicht systematische Umarbeitungen, sondern dienten nur dem Bedürfnisse des Augenblicks, der Sprache und der größeren oder geringeren Reimgewandtheit des vortragenden Spielmannes als Ausdruck. Wie es mit der Selbständigkeit der dichterischen Produktion der Spielleute steht, geht hieraus hervor: ihre Thätigkeit war vorwiegend eine modernisierende, selten, wenigstens in der früheren Zeit, eine selbständig schaffende.

Aus mehreren kleineren Handschriften wurden dann Sammelwerke zusammengestellt, für den vortragenden Spielmann oder für Liebhaber, oder auch für Bibliotheken. Solche sind für geistliche Dichtungen z. B. in der Vorauer, der Milstätter, der Görlitzer Hds., der Wiener Hds. 2696 u. a. erhalten.

---

11. Kunststil.

Aus der vorhergehenden Auseinandersetzung ergab sich bereits eine ganze Summe von Eigenheiten des Spielmannsstiles, an denen derselbe mit Leichtigkeit zu erkennen ist. Einiges andere soll hier zusammengestellt werden. Besonders scharf tritt aus seinen Liedern das Verhältnis des Spielmannes zu seinem Publikum hervor. Vor allem will er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer fesseln, denn wenn sie nicht still sind, strengt ihn der Vortrag zu sehr an und hinterläßt bei den Hörern nicht den Eindruck eines interessanten Stückes, welches wohl ein schönes Kleid, oder ein Roß, oder ein gut Stück Geld wert ist. Darum wendet er sich oft an sie, indem

5 f. So ... übergingen, zur Litteratur vgl. noch Goedeke, Littg. I², S. 46; die „schophbuoch“ (welche bei Karajan, Sprachdenkm. 86, 6 und Herzog Ernst 103 erwähnt werden) bezeichnen die lateinische Quelle des Gedichtes (vgl. Müllenhoff, z. Gesch. d. Nib.-Not S. 20), nicht Exemplare derselben, wie Lachmann meint (über Singen und Sagen S. 116, kl. Schr. I. 472); vgl. Rückert, König Rother, Leipz. 1872, S. LXXI, Anm. — 7 f. Die ... Umarbeitungen, wie Langguth, Unterss. über die Gedichte der Ava, Budapest 1880, S. 18, zu meinen scheint. — 11 f. Wie ... Produktion, vgl. Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute, Halle 1876, S. 3.

er sich unterbricht, mit einem hoeret, nu hoeret, vernemet, nu vernemet, nu ir vernemen solt, nu mugit ir hôren, nu merket, sehent, gerne muget ir hôren, oder nu muget ir gerne hôren (waz ih iu sage, waz ih iu kunde u. s. w.). Er ermahnt zur Ruhe, zum stil gedagen, und um die Aufmerksamkeit zu fesseln, verspricht er höchst Wunderbares zu berichten, ja er präsumiert bei seinen Hörern den Ausdruck des Wunsches, mehr zu erfahren, aber er mahnt auch ihn recht zu verstehen und wohl aufzupassen, wobei er öfter auf Vorhergesagtes zurückweist, aber auch Rücksicht nimmt auf die Ausdauer seiner Zuhörer. Vertraulich spricht er von sich und dem Publikum gemeinsam in der ersten Person Pluralis, in

1 f. hoeret, O 2128. 2692. 2946. S 14, 2. — nu hoeret, O 1447. 1640. 1678. 2272. 2878. S 92, 1. 133, 1. 734, 2. OE 7. 9. OH 558 (OE IV, 23). 1018. 2753. UZ 11. AS 181. 3935. UZ 11. OH 524. En. 754. 4561. 9991. 5241. — vernemet, En. 9413. AV 742. AS 583. — nu vernemet, AS 5739. E II, 1. AV 155. 467. 1361. 1491. AV 729 (AS 959). En. 6558. 7983. — 2. nu ir vernemen solt, En. 8361. — nu mugit ir hôren, Rth. 364. O 1592. 2976. S 742, 5. OE IV, 16. VII, 26; vgl. OH 1194. OE XXIII, 52. — nu merket, AS 2031. 4331. AS 7207. — 3. sehent, S 744, 6. — gerne muget ir hôren, S 47, 2. 139, 2. 197, 2. 337, 2. 483, 6. 558, 2. 569, 2. 627, 2. 640, 5. 678, 2. 690, 2. 732, 5. OH 202 (OE I, 8). 856. 932. 1616. 1896. 2098. 2230. 2294. 2966. 3562. 3766. — nu muget ir gerne hôren, S 410, 4. OE VI, 13. IX, 15 (OH 1194). OE XII, 12. XIII, 9. 52. XIV, 150. XVI, 18. OH 2578. OE XVIII, 15. XXIII, 7. 15. 68. — 5. stil gedagen, O 1; woldet ir alle nu gedagen AS 125; welt ir ein lutzil gedagen AS 4914. — 6 f. verspricht er ... zu berichten, ich mag iu sagen wunder Ruod. K[b], 2; daz was ein mekel wonder En. 7656. 8392; hie sol man wunder schouwen UZ 80; wonder da vone seggen mach En. 13247; nu lât iu wunder zellen UZ 1028; vernemet seltsæne dinc En. 823. UZ 403; sagen die starken nuwen mere Ruod. α 1; sô moget ir hôren wonder En. 9390; hi muget ir tumpheit hôren AS 6620; iuhne tharf is nehein wunder nemen R 5009; ich sage iu michel wunder E II, 3; des mach iu wol besunder nemen michel wunder AS 5245; iz dûhte û ungeloublich AS 5817. — ja ... erfahren, daz muget ir wol hôren AV 11 (AS 11); ich sage iu âne vrâgen UZ 42; auch faßten sie bei der Ehre: swer rehtiu wort gemerken kan UZ 1. — 7 f. aber ... aufzupassen, daz sult ir merken rehte E II, 4. 32 (vgl. merket rehte O 1468). AV 1058. AS 1477. 1205. 6096; als ir wol muget gehôren AS 4451; welt ir hôren vore bat sô moge wir û sagen dat En. 6640; welt ir nu rechte verstân eine rede alsô gedân die ir selden hât gehôrt sô merket rechte mîne wort beskeidenlîke sonder En. 9389; als ir wale moget hôren En. 3214; daz prueven wol an diser mêr S 677, 5. — 8 f. wobei er ... zurückweist, nu sole wir û seggen mê dâ wir die rede lieten ê En. 13254; als ir wale hât vernomen En. 1858. 3276. 5315. 5382; als man û segede bevoren En. 8411. 9994; dan abe ich u gesaget hân AS 6150; als ih iu sagete ê E II, 3911. OE 5 (OH 38); als ir dâ vore hât vernomen En. 4613; dâ wir hân geseget ave En. 8386 (vgl. En. 1). — 9 f. aber auch ... Zuhörer, et wâr te seggen te lanc En. 354. 359 ff. 7384. 11966. 13390; dem volkiz missehagite AP, D 16; vurdir tar ich niht sprechen AP, D 52; ob ichz nicht kurtin solde AP, D 114; dat ich al geseggen niet enmach En. 3474 (vgl. Behaghel, Eneit S. CXXXVII); deich u vollen niet geseggen kan En. 696; viele ich v dar abe sagen mach Ruod. K[a] 16; vgl. AP, D 111. Ist daz ich vurdir sagete dem volkiz missehagite AP, D 16; waz soldich mê drabe agen AP, E 108; vurdir tar ich nicht sprechen AP, D 52. — 10 f. Vertraulich ... Pluralis, nu wille wir beginnen OE 1 (vgl. OH 21); nu sule wir enden dit boech En. 13429; als wirz sit nu haben vernomen O 1962. 2754; als wir ez noch hoeren sagen O 2842; nu helfe uns got der guote O 3465 ff.; nu lâze wir si den hirz jagen O 2413; vgl. auch VA 5 (VS 5). Ruod. G[b], 20. En. 42. 2706. S 579, 3 ff. R 3952 ff. E VII, 1. 3.

hundert verschiedenen Wendungen, Versicherungen, Wahrheitsbeteuerungen, Aufforderungen, Versprechungen weiß er die persönlichen Beziehungen zu seinen Zuhörern aufrecht zu erhalten, besonders spannt er die Erwartung, indem er auf das hinweist, was noch kommen solle und was ganz besonders anziehend sei. Diese Hinweisungen sind entweder ausführlicher, oder sie geschehen in der sehr beliebten Form eines kurzen Satzes mit sît, sint, d. i. später. Auch weiß er seine Person wichtig in den Vordergrund zu rücken, damit die Zuhörer seinen Erzählungen um so mehr Glauben beimessen, und er legt es ihnen nahe, ihn gut zu bezahlen.

Aber er kennt auch sein Publikum und weiß ihm angemessene Speise vorzusetzen. Besonders muß der Scherz die Aufmerksamkeit fesseln, und je roher er ist, desto lauter ist das Gelächter.

1 f. Wendungen, ich wil es vch nemlich sagen O H 1210; ich wil û nameliche sagen O E X, 3 (O H 1211); daz wil ich uch sagen S 173, 2; ich sage iu E II, 1910. En. 1877. 3584. 4604. 5230. 5803. 8481; dar ich iu von sagen A S 85: ich sage iu AV 91 (A S 109). 565. En. 292. A S 5331; von den mach ich u sagen A S 5819; waz mag ich û sundere gesagen AV 359 (A S 124); nu wil ich iu kunden AV 1429; ich wil iu sagen A S 3106. 1328. 5511. En. 3314. 6815; ich ne wil iz û flizliche sagen A S 5192; ich enwil daz niht vermiden ich ensage iu daz U Z 202; als ich û seggen sal En. 3228; als ich û seggen mach En. 5637; als wir û wale seggen mugen En. 6893; daz konde wir û allen En. 9558; vgl. Rth. 6461; den ich û wale geseggen kan En. 5623. 9531; vgl. En. 2692; ich wil iu künden unde sagen O 2; ich endarf û seggen En. 5838. — Versicherungen, ouch wil ich iu sagen mêr E II, 5757; ich wil iu sagen mêre A S 5797; noch mag ich û sagen mêre AV 833; noch mêr ir vernemen sult A S 5904; die nemach û nieman gesagen A S 5912; ir ne sâhet nie sô vechte Ruod. F[b], 21; et si u allen onverholen En. 4872; daz scal û wole werden scin O E X, 4 (O H 1214); ez ist ze hoerenne guot E II, 5. — Wahrheitsbeteuerungen, daz sult ir wizzen vor wâr A S 6718; dat is genoegen onverholen En. 5106; dat weten wir wale vor wâr die et van den boeken haven En. 5101. 8397 (vgl. 8493); dat seggen die dat hân gelesen En. 5764; dat is genoegen wetenlich En. 8377. 8404; dat wetet unde glouvet En. 9305; her levet genoech noch hûde die't weten wârlike En. 13242; dat weit man wârlike En. 13380; zwâre U Z 451. — 2. Aufforderungen, dar ane lât û genuogen AP, D 21; nu lânts iuch niht betragen U Z 41. — Versprechungen, als ich iu sagen sal A S 5940 (vgl. 7289 ff.); daz wil ich û tun kunt A S 281; nu wil ich iu sagen AV 103. 237 (A S 270); daz ne wil ich sô niwit verdagen A S 5192; vgl. E II, 34; nu wil ich sagen allen die ez niene chunnen AV 851; umbe sin gisiune wil ich iuch bereiten AV 131 (A S 155); sô muget ir sie erkennen O H 926. — 5 f. Diese ... ausführlicher, ich wil iuch vür baz wizzen lân E II, 57; des muose im wol gelingen E II, 96; vgl. auch E II, 44 ff. S 2, 3. Rth. 360. E II, 6. 90. S 745, 5. 750, 5. R 2630. En. 5006. — 6 ff. oder ... später, sît, sint E II, 54. 103. 2758. 3212. 3730. 4832. S 1, 2. 20, 2. 415, 5. Rth. 49. 169. 173. 179. 383. 1922. 1940. 2161. 2578. 3561. 3962. 4027. 4425. 4789. 4791. 4971. 5195. O E 6 (O H 42). O E X, 14 (O H 1322). O H 1624. AV 1004. R 2618. 2658. U Z 4. 591; sint E II, 5504. 7620. R 1245. 2374. A S 5598. 6585. 6597; sider E II, 4662. 5174. O E XIX, 17. — 8 f. Auch ... rücken, ich wil es ime umber sagen danc Ruod. I[a] 7 H[b] 11; den ich genocmen wale kan En. 36; als ich û da von sagen mach A S 5182; ich diser rede began A S 64; diser rede wil ich mich irvaren AV 61 (A S 65); diz ist des ih niht ne mach A S 6680; daz dunkit mich wunder A P, B 14. D 25. — 10 f. und ... bezahlen, an dem ringe was kein man, er gêbe im einen guldin phennig, den ich niergent mochte hân S 651, 3 ff. — 13. Scherz, S 698, 1. — 14. roher, S 140, 5. 244, 2. 330. 590, 3. 618, 5. 661, 5. O H 1825 ff. (O E XII, 47).

Das Prügeln, bliuwen, spielt eine wichtige Rolle unter seinen Effektstücken. Er übertreibt gern. Bei Zahlenangaben kommt es ihm auf ein „oder mê“ nicht an. Was er schildert, ist stets das Beste, Schönste, Tapferste aller Zeiten und aller Orten. Bei Schilderungen von unglaublichen Dingen verweilt er mit ebenso großer Vorliebe, wie Goethes Rhapsode in der Neptunischen Stadt, er beschreibt in abenteuerlicher Weise Burgen, Ritterfeste, das Liebesleben, die swertleite u. dgl. Aber wie er wenig Positives über das Leben der Vornehmen der Zeit beizubringen versteht, sondern sich nur mit allgemeinen Formeln begnügt, so zeigt mancher individuelle Zug, daß er dem Leben des gewöhnlichen Mannes in seinen Anschauungen nahe steht. Rhetorische Kunstformen kennt er nicht Nur der staunende Ausruf muß oft seine Wirkung thun zur Aufmunterung der Zuhörer; aber Bilder, Antithesen u. dgl. sind selten. Energischer Wechsel in Rede und Antwort, epische Wiederholungen, so namentlich bei Botenworten, finden sich bis=

1. Prügeln, OE XI, 15 (OH 1501). XII, 16 (OH 1630). XVII, 29 (OH 2671). AV 420. OS 495. — 2 f. Er übertreibt gern, Ruod. a^{b}, 1. — Bei ... nicht an, oder mê S 554, 5. 557, 3. 728, 2 u. ö.; wol S 689, 2; mê dan an hundrit tûsunt AS 1052; zwainzech thûsent unde baz AV 766. AS 5552; seszich unde mêre AS 5554; vgl. R 2615. 2625. 5933. — 3 f. Was ... Orten, sô sarrazin noch christenman nichein bezzer ros gewan AV 253 (AS 292); nie ne mohte werden ein mûre die bezzer wâre AS 1279; sô nie magit bāz gesaz AP C* 7; si nie in dat lant nehein beter enquam En. 791; et enmohte nuvet beter sin En. 797; sò si niet bat endorchte sîn En. 1701; dat beste dat ich ie gewan En. 6147. 7704. 9299; der bitteriste strit da ich noch ie abe hôrte gesagen AV 921 (AS 1283); dat was der leideste dach den frouwe Dido ie gesach En. 2245; sô des nie wart gelich AV 168 (AS 198); sô dat nehein man heren geliken nie gesach En. 2266; ich ne freisite nie den, der ... AV 435; von den ich ie gehôrte lesen AS 2312; als ich mich versinnen kan die ie beschein di sunne AS 2423; sô wê dat ich't dir geseggen niet enkan En. 2296; dat dir den wârheide weder wif noch man geseggen mach noch enkan dat hondertdûsentichste deil En. 3392; dat dir't geseggen konde nieman in ertrike En. 3459. 4431; sô chunic nie mohte gewinnen AV 630; der ie intfinc di krônen Rth. 12; weder ê noch sin Rth. 4959. AS 4021. 5022. AV 115 (AS 139). En 5669. R 1730; iz nebenême der tôt Rth. 4925; unz an sinen tôt E II, 1549; unz sie ze leste schiet der tôt E II, 136; ez entuo unser einer dôt S 206, 5. 401, 5; die wile unz ich hân daz leben S 402, 5; went an den jongesten dach En. 12108. 13248. — 7 f. Burgen, E II, 2213. O 1580. OH 596. — Ritterfeste, E II, 479. 3125. 4558. 5914. Rth. 1945 ff. — das Liebesleben, Ruod. E^{a} 6 ff. I^{b}, 1 ff. S 19, 4 f. — 8. die swertleite, E II, 111 ff. Rth. 5066. — 10 f. sondern ... begnügt, mit êren lobelichen stuonden alliu siniu dinc E II, 42; des wart sîn dicke wol gedâht E II, 86; der manic wisheit geriet S 1, 5; sîne dinc stûnden mit êren Rth. 14; vgl. auch S 386, 2. Rth. 60. Die Helden weinen Hdb. II, S XXXIX. — so zeigt ... Zug, vgl. das gaffen S 16, 5; die Wendungen in S 18, 5. 415, 3. 434, 5. 625, 5 u. ö. — 13. der staunende Ausruf, vgl. O 3140. 3280. S 75, 5. 419, 1. 565, 2. 576, 3. 759, 2. Rth. 182. 247. 349. 355. 379. 449. 471. 485. 487. 972. 1466. 1735. En. 12092. 12102. 12226. OH 1260. 1270. AV 86. 110 u. ö. En. 2355. 2358. 2374. 2378. 2398. 2400 2462. 2466. 7671. 8234. 9326. 12231 u. ö. R 2516. 3234. 4890. 5452. 5766. 6259. 6598. 6600. 6616. 7131. — 14. Bilder, Ruod. F^{b}, 14. E I. II. Rth. 2742. — Antithesen, OE 3 (OH 29). — 15 f. Rede und Antwort, Ruod. B^{b}, 3. C^{a}, 6. D^{a}, 5. 8. E^{a}, 2. K^{b}, 18. O 2110. S 491, 3. 492, 3. 541, 3. 542, 3. 590, 3 und oft in En. — epische Wiederholungen, O 1787 u. 1900. S 559 u. 570. — 16. Botenworten, S 25. 26. S 52. 59. 65; öfter in O u. E II.

weilen. Gerne aber bedient sich der Spielmann altüberlieferter allitterierender Formeln, sowie auch sonstiger Doppelbindungen, und besonders hält er fest an den dem Volke geläufigen altepischen Worten. Ein beliebter Kniff ist es bei ihm, sich und seine Kunstfertigkeit zu rühmen, mit seinen Quellen zu prahlen, ja er giebt eine ganze Geschichte seines Manuskriptes, beruft sich auf Gewährsmänner, verwahrt sich gegen Neider und Mißgünstige. Auch in den lyrischen Dichtungen, welche in des Spielmannes Händen waren, finden sich ähnliche charakteristische Eigentümlichkeiten des Stiles. Es muß hier auf Vollständigkeit verzichtet werden, zumal da über einzelne Gedichte ausführliche Sammlungen bereits vorhanden sind.

Der Spielmann in seiner Beweglichkeit, seinem unstäten Wesen, seiner Charakterlosigkeit hängt weniger als irgend ein anderer von den politischen Verhältnissen seiner Zeit ab. Die Großen sind

2. allitterierender Formeln, bûten unde binnen En. 707. 5572; boten und briefe AV 596; gedriven onde gedragen En. 4825; heime unde ze hofe Rth. 1922; holtz unde heide OH 2357 (OE XVI, 1). 2417 (OH XVI, 14). OE XXIII, 42; lip unde leben S 396, 6; lant und liute E II öfter. S 22, 5. 416, 3. 613, 2. Rth. 4684. OH 261 (OE I, 22). 491 (OE IV, 11). 679 (OE V, 19). 897 (OE VII, 3). 1802. R 4246; lûde unde lant En. 349. UZ 1246; liep unde leit E II, 2291. 4804. S 418, 5. Rth. 1202. OE XII, 34 (OH 1749). AS 260. 2103. 4907. 6590. En. 12708; lûter unde licht Rth. 3950; ochis noh achis Rth. 4565; man unde mâc Rth. 53; minnern unde mêren En. 1133; mâge unde man E II, 1368. 1826. 4561. Rth. 387. 3436. 4809. AS 3386. En. 71. 5336; sturm unde strite AS 120. 3276. 4372; stic unde strâze O 1733; stock und steine OH 475 (OE IV, 9); schaden unde schanden UZ 115; schilt unde schwert OH 1161; wol oder wê AS 2448. 6799; wôfen unde weinen Rth. 1021; witewen unde weisen R 6868. — Doppelbindungen, wisen unde tumben E II. Ruod. C[a], 3; alde unde junge E II. Ruod. F[a], 27; arme unde riche E II. Ruod. J[a], 12. B[a], 13. D[b], 11. 17. UZ 55. — 3 f. altepischen Worten, volcthegn R 1854. 8973; volcmagen Rth. 754 (magen E II, 1682); volcwig E II, 4890. Rth. 4261. 4381. OE XVII, 10. 12. AV 86 (AS 102). 167 (AS 197). 1147 (AS 1573). AS 1830; wich Rth. 2699; wîcgewant Rth. 2682; wîclich Rth. 665; wîchgar Rth. 670; einwich En. 9715; wigant E II, 56. 118. 164. 225. 574. 606 u. ö. E I, 2, 17. S 389, 5. Rth. 718. 1087. 1807. 2214. 2630. 2646. 2819. 2847. 2857. 2963. 2968. 3048. 3409. 3443. 3453. 3496. 3599. 3630. 3651. 3774. 4034. 4101. 4159. 4181. 4191. 4219. 4263. 4333. 4343. 4644. 4656. 4742. 5027. 5081. OE X, 20 (OH 1355). AS 2941. En. 6503. 7347. 7355. 7649. 7943. 11886 u. ö.; UZ 3095. R 4245. 4725. 4769. 4998. 5222; helit (als Anrede) Rth. 115; ravit En. 7322. 11853. 12322; vâlant E II, 1302. Rth. 890. 1160. 3113. 3235. 3374 4273. 4685; march Rth. 867. 4932. 4964. 4976; dietdegen E II, 1199. R. 1714; urlouge AS 2926; verorloget Rth. 1393; magedin O 39. S 12, 2. 150, 4. 233, 3. 471, 1. Rth. 62. 89. 99. 110. 1565. 2935. OH 1171. En. 11268. 11395. 11525; êchone Rth. 4690; gehoubitôd Rth. 517; verchmâge Rth. 2701; maginkraft Rth. 2885; wal OE XIII, 60 (OH 2144). AS 3291; merestrân OE XIX, 15 (OH 2902) und öfter in S und E; geserwe Rth. 4933; selidin Rth. 1898; volgan Rth. 611; borsenfte Rth. 2676; barin Rth. 2220. 2946. 3943; merkère Rth. 2003. 2174. — 4 f. sich ... zu rühmen, vgl. AV 3 (AS 3). En. 5100. 5116. 13135. — 5. mit ... zu prahlen, vgl. Wackernagel, Littg. S. 196, Anm. 3. — 6 f. Manuskriptes, En. 13443 ff. — Gewährsmänner, UZ 2. — 7. Neider und Mißgünstige, UZ 19; sich selbst als Verfasser nennen sie erst später AV 4 (AS 4). En. 13433. — 8 lyrischen Dichtungen, vgl. K. Burdach a. a. O. S. 59. 67. 72. 83. R. Becker a. a. O. S. 195. Wackernagel a. a. O. S. 332. — 11. Sammlungen, Rückert zu Rother, Vogt zu Salman und Morolf, Behaghel S. CXXXIV ff. zu Heinrich von Veldeke, Bartsch S. 366 ff. zu Karlmeinet, Lichtenstein zu Eilhard, Jänicke zu Biterolf, Hldb. I. S. XVIII. XXI. XXIV f., Schütze, Greifsw. 1883, zu Ulrich von Zatzikhoven.

ihm nicht wichtig als Vertreter eines auch von ihm anerkannten Prinzipes, sondern nur weil sie am besten zahlen können, die Zeitereignisse lassen ihn gleichgültig, denn dem Grundzuge seines Wesens nach ist er heimatlos; nur insofern sie ihm Dichtungsstoff vermitteln, wie z. B. die Kreuzzüge, bemächtigt er sich derselben. Es scheint deshalb eine Betrachtung über die politische Lage Deutschlands richtiger mit der Betrachtung der geistlichen Poesie der Übergangszeit zu verbinden zu sein, denn in ihr klingt sie vielfach schärfer durch, als in den Spielmannsgedichten.

---

12. Einteilung des Stoffes.

Bei der vielfachen Berührung, die, wie wir oben nachgewiesen haben, zwischen der Spielmannspoesie und der geistlichen einerseits, sowie der ritterlichen Dichtung andrerseits stattfindet, sind Übergänge in Ton und Behandlungsweise selbstverständlich. Aber auch unter den Dichtungen, welche diesem Bande überwiesen sind, könnten sich in bezug auf die getroffene Gruppierung Grenzstreitigkeiten erheben, denen eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen wäre. Es ist indessen das Streben gewesen, jedes einzelne Gedicht in dem ihm eigenen Grundcharakter zu erfassen, und darauf hin ist die folgende Einteilung durchgeführt:

1. Reine Spielmannsdichtungen: Rother, Herzog Ernst, Oswalt Orendel, Morolt; Reineke Fuchs; Herger und Spervogel.

2. Spielmannsdichtungen geistlicher Verfasser: Roland, Alexander, Kaiserchronik, Anno; Goliaden.

3. Spielmannsdichtungen ritterlichen Ursprunges: Graf Rudolf, Floyris, Abor, Moritz von Craun, Athis und Prophilias.

In einem Anhange wird über das Drama in der Spielmannsdichtung gehandelt werden.

II. Die einzelnen Denkmäler.

I. Die Dichtungen der Fahrenden.

1. König Rother.

In der Dietrichssaga wird berichtet, König Wilkinus von Wilkinaland, welches jetzt Schweden, Gotland, Schonen, Seeland, Jütland, Wendenland sei, habe den König Hertnid von Rußland, dem auch große Stücke von Griechenland und Ungarland unterworfen waren, besiegt und tributpflichtig gemacht. Nach Wilkinus' Tode aber habe sich Hertnid gegen dessen Sohn Nordian erhoben und ihn besiegt. Nordian wurde ihm tributpflichtig und erhielt Schweden. Hertnid verteilte bei seinem Tode seine Länder unter seine Söhne so, daß Osantrix Wilkinaland mit dem Unterkönig Nordian erhält, Waldemar über Rußland, Polen und über die anderen Ostländer, und der jüngste, Ilias, über Griechenland gesetzt wurde. Nordian hatte vier Söhne: Etgeir, Aventrod, Widolf und Aspilian, die alle von riesiger Gestalt und Körperkraft waren. Nach Nordians Tode wurde Aspilian Unterkönig in Schweden. Widolf ist der stärkste der Brüder und so zornmütig, daß Aspilian ihm ein Eisen um Hals, Arme und Schenkel schlagen und ihn durch Etgeir an einer Kette führen ließ, von der sie ihn nur loslassen, wenn er kämpfen soll. Nun heißt es wörtlich weiter: König Osantrix war verheiratet und seine Königin heißt Juliana, deren Vater ein König war, Iran mit Namen, der beherrschte die Lande, deren eines hieß Skrottan und das andere Brittan, welche jetzt England und Schottland genannt werden. König Osantrix und Juliana aber hatten eine Tochter, die hieß Berta die kurteisa. Juliana ward krank und starb und jedermann trauerte darüber. (52) Melias hieß ein König, der herrschte über Hunaland, der war aller Männer reichster und mildester und hochmütigster, der hatte eine Tochter mit Namen Oda, die war aller Mädchen schönstes und anmutigstes, und es hatten um sie angehalten die reichsten Könige und Herzöge, aber der König, ihr Vater, liebte das Mägdlein so sehr, daß er sie keinem Manne

4. Dietrichssaga, ich citiere nach der Ausgabe von Joh. Peringskiöld, Wilkinasaga, eller historien om konung Thiderich af Bern och hans kämpar, Stockh. 1715; die Ausg. von Unger, 1853, ist mir nicht zur Hand. — berichtet, Kap. 45 ff. — 21 f. Nun ... weiter, Kap 51 ff.

geben wollte. König Osantrix war nun ohne Gattin und wollte sich nach einer umschauen. Er hatte gehört von dem reichen Könige Melias und seiner Tochter. Nun sendete König Osantrix zwölf (sechs) seiner Ritter wohl ausgerüstet und legte einen Brief in ihre Hände mit dem Insiegel, und dieses stand darin geschrieben: „Osantrix, König von Wilkinaland, sendet seinen Gruß dem reichen König Melias mit lang herabhängendem Barte. Uns ist gesagt von Eurer Herrschermacht und wir haben erfahren von Eurer Tochter, daß sie aller Mädchen schönstes ist. Nun wollen wir diese uns zu eigner Gattin erbitten, und sendet mit ihr großen Schatz, wie ihr geziemt, und mir sende Du Gold und teure Kleinode als Auszeichnung. Es soll Dein Vorteil sein, wenn Du also thust. Wenn Du Dich aber nicht um unsere Botschaft kümmerst, dann mache Dich darauf gefaßt zu versuchen, wer von uns beiden die größere Macht hat, Du oder ich.“ (53) Diese Ritter kamen nach Hunaland und demnächst in die Burg, in der König Melias war, und da sie ihn trafen, zeigten sie ihm Brief und Insiegel, und es schien ihm auffällig, daß König Osantrix ihm einen Brief gesendet, welcher mit ihm in keiner Freundschaft stand, die durch Wahrzeichen zwischen ihnen gemacht sei. Er las den Brief und sprach dann: „Ich wundere mich über diese Botschaft des Königs Osantrix, daß ich ihm meine Tochter senden soll, die ich nicht geben wollte den mächtigsten Königen oder Herzögen, deren Reich doch größer war als seines, und obschon sie bescheiden und höflich warben, verweigerten wir sie ihnen doch. Nun wirbt König Osantrix um diese Heirat hochmütig; und denkt er uns mit seinem Heere zu beunruhigen, so dünkt mir noch größere Furcht, daß ihm etwas anderes denn dieses zustoßen möge.“ Und er ließ die Sendmannen ergreifen und ins Gefängnis werfen, und sagte, daß sie von da des Königs Osantrix warten sollten. (54) Zu dieser Zeit kamen zu Osantrix zwei junge Männer, seines Bruders Söhne, die Söhne des Jarls Ilias von Gräcia, Hartnid und Osid. Hartnid war da elf Winter, doch Osid war zehn Winter. Hartnid war aller Männer höfischster und am besten gezogen in aller Ritterschaft, so weit Wilkinaland ist. König Osantrix setzte ihn zum Höfding über das Gesinde und gab ihm den Jarlsnamen, wie sein Vater Ilias war, und nun war Hartnid ein vornehmer Mann und bekam großes Lehen in Wilkinaland. (55) Nun erfuhr König Osantrix, daß seine Ritter in Eisen gelegt waren,

und nun sprach er zu seinen Höfdingen und Rittern und sagte, wie schimpflich König Melias seine Botschaft aufgenommen und seine Mannen in Eisen und ins Gefängnis gelegt hatte. Er sagte, daß er das bei sich erwöge, wie er gegen König Melias führe und die Schmach rächte. Da erwiderte ein weiser Mann dem Könige: „Herr," sagte er, „fassen wir einen anderen Rat; es kann sein, daß König Melias die Sendmannen nicht für so vornehm hielt, als sie sein sollten; sendet zu ihm Euren Freund den Jarl Hartnid und mit diesem Osid seinen Bruder und viele andere höfische Ritter mit kostbaren Kleinodien, großen Geldgeschenken in Gold und Silber und die sollen ihn damit wohl begrüßen." Das gefiel Osantrix dem Könige und er sprach das vor seinem Freunde Hartnid und sagte, daß er ihn wolle in Hunaland senden zu König Melias, und jener sagte, er sei bereit, wohin der König ihn auch als Boten haben wolle. Nun ließ König Osantrix die Fahrt bereiten, auf welche Weise er am stattlichsten konnte, dann ließ auch Osantrix dem Könige einen Brief schreiben mit diesen Worten: „Osantrix, König von Wilkinaland sendet Botschaft an Melias, den König von Hunaland. Ihr habt übel behandelt und schimpflich aufgenommen unsere Botschaft; doch hättet Ihr sie so aufnehmen sollen, als unser beider Ehre erforderte, und hättet unsere Botschaft wohl und besonnen entgegennehmen sollen, doch nun hast Du uns Schimpf zugefügt und unseren Mannen, die Ihr da ins Gefängnis warfet. Nun senden wir zu Euch Jarl Hartnid unseren Freund und mit ihm seinen Bruder Osid mit gleicher Botschaft wie zuvor; verfahret nun wohl mit denen und sendet uns, wie wir fordern, und wenn irgend ein Teil mangelt daran, dann wollen wir uns an Euch rächen, und hütet Euch und sichert aufs beste Eure Burgen und Kastelle." (56) Die fuhren nun hin und kamen zu König Melias und gingen vor den König, und Jarl Hartnid brachte die Botschaft vor und sprach eine lange Rede und manch gutes und tüchtiges Wort. Der König aber nahm seine Rede unfreundlich auf, da ergriff Jarl Hartnid ein Purpurkleid und zwei große Trinkbecher von rotem Golde und ein großes Reisezelt mit Gold gesäumt, und sagte, daß König Osantrix ihm diese Stücke geben wolle, damit seine Botschaft geschehe nach seinem Wunsche. Da erwiderte König Melias: „Meine Mägde sende ich ihm zur Entgegnung dieser Sendgaben, aber nicht sollst du von mir denken, daß Osantrix meine Tochter be-

komme, für Geldkauf, er habe großen Undank für seine Botschaft und ebenso du, der sie ausrichtete." Da ließ er den Jarl und Osid seinen Bruder ergreifen und in Eisen legen, wie die früheren, und sagte, daß sie dannen sollten des Königs Osantrix warten. (57) Nun erfuhr König Osantrix diese Kunde. Er ließ ein großes Heer zurüsten, und ehe er sie von dannen führte aus seinem Reiche, da sprach er vor seinen Mannen und sagte: „Der reiche König Melias hat meine Ritter ergriffen und ins Gefängnis gelegt, und nun sandte ich meine zwei Brudersöhne zu ihm und er that ganz das gleiche an diesen; aber welcherlei Buße soll ich für diese Kränkungen fordern? oder wie sollen wir nun verfahren? Meine Freunde, ratet ihr mir nun Gutes. Nun ist Melias so reich und gewaltig, daß es mir scheint, daß wir keinen Sieg gewinnen, außer wenn wir einigen Rat halten." Jetzt erwiderten seine Höfdinge und hießen ihn so verfahren, als es sich am besten schickte, doch sagten sie, daß sie ihm bereit seien, und ihm fröhlich folgen wollten in alle Bedrängnisse, in die er sich begeben wolle. Da fertigte König Osantrix Boten ab nach Seeland zu König Aspilian und kündete, daß er ihm seine drei Brüder senden solle, Etgeir und Aventrod und Widolf Mittumstangi, und alle Mannen, die er zusammenbringen könne. König Osantrix brach mit dem Heere auf, und sie kamen zu ihm, die Riesen, die Brüder König Aspilians, und großes Volk sonst. Etgeir und Aventrod führten Widolf Mittumstangi, und sie brachten ihn mit einer dicken Eisenstange und Eisenkette, wohin auch das Heer sich bewegte. (58) König Osantrix hieß alle seine Mannen ihn König Friedrich nennen, und alle hieß er ihre rechten Namen verbergen, und also thaten sie. Und nun hieß er da sich friedsam verhalten und keinen Schaden anrichten, wenn sie in seiner Feinde Land kämen, und hierin folgten sie ihm. Sie kamen nun nach Hunaland, und mit ihnen kam Friede über das Land, so daß da kein so geringer und unbekannter Mann war, der nicht an diesen ausländischen Höfdingen suchte, daß er zum Guten seine Sache hinausführen möchte, und darum gewann er viele Freunde und es entstand von ihm ein gutes Gerücht, und wo nur immer jemand von ihm hörte, da suchte er ihn auf, ihm Speise und Wein zu bringen, denn er gab jeglichem um die Hälfte mehr als der Wert betrug. Er begab sich nach der Burg, welche Valtzborg heißt, das war die Hauptstadt des Königs Melias. Da

sandte König Friedrich Botschaft vor sich her zu König Melias und wollte wissen, ob er ihnen gestatten wolle, in die Städte zu reiten, und sagte, daß dieses Heer vom Lande Spania gekommen sei, und sie wollten dem König Melias ihre Achtung bezeigen und ihm dienen. König Melias erwiderte und sprach, daß er bange sei vor so großem Volke, sie möchten ihn betrügen. König Friedrich entgegnete, daß sie nichts weniger thun wollten als ihn betrügen, daß er vielmehr bereit wäre sein Leben und seine Mannen für des Königs Leben einzusetzen. Nun verkündeten das viele Männer vor König Melias, wohin er auch sein so großes Heer im unbekannten Lande geführt habe und soviel Leute auch ihn aufgesucht haben, so gut sei er gegen alle verfahren und daraus ergebe sich gegründete Hoffnung, daß dem König Melias davon große Kraft sich ergeben würde. Aber er nahm dieses sehr zögernd auf und gab zu erkennen, daß es ihm verdächtig sei. (59) Die Bürger selbst hielten eine Beratung unter sich, und waren der Ansicht, daß ihre Stadt, wenn so gute Höfdinge hinein kämen, in ziemlich reichlichem Maße sich heben und reicher werden würde, und da es der Bürger Belieben also war, ritt Friedrich herein in die Stadt, und da König Melias das hörte, da fürchtete er sich sehr und wollte viel lieber, daß die Bürger sie nicht hätten hereingelassen. König Friedrich ritt nach der Königshalle und alle seine Mannen, da sagte König Friedrich zu Etgeir und Aventrod, daß sie sollten Widolf Mittumstangi im Auge behalten, und hieß sie draußen stehn vor der Halle. König Friedrich ging hinein in dieselbe und viele andere Ritter gingen mit ihm hinein, und er kam vor den Hochsitz des Königs Melias und fiel ihm zu Füßen und sprach: „Du mächtiger König Melias, verfahre so wohl für dein Königtum, daß du mich aufnimmst, und ich will mich zu deinem Manne machen, und darum suchte ich Euch auf, indem ich einen langen Weg westlich von Spanien her machte und ich will Euch meinen Dienst anbieten.“ König Melias entgegnete: „Verdächtig ist mir, daß du mir deinen Dienst ankündigest, und ich will selbigen nicht annehmen und bin dir wenig dankbar dafür, daß du ein so großes Heer in unsere Stadt führtest.“ Da sprach Friedrich: „Auf Erlaubnis der Burgmannen ritt ich in die Burg, und das dachte ich, daß Euch unser Hinkommen nicht mißfiele, und nicht wäre ich hierzu gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß Eure Gedanken dagegen wären. Und nicht

wollte ich, daß Unheil entstünde infolge unserer Hierherkunft, wenn man uns unseren Willen ließe. Verfahre nun wie ein sehr guter Herr und nimm mich von hier auf, da ich liege, und alle die Meinen sollen Euch dienen." Da sprach König Melias: „Speise gedenke ich nicht mit dir zu nehmen; Ihr und wir möchten uneins werden und eine Zwietracht uns trennen: da von Euch ein so großes Heergefolge in unsere Stadt kommt und nicht bringet Ihr künftig Eure Rede vor uns, und ich will dir deshalb nicht trauen und ich will dein Wort nicht länger hören." (60) Da die Riesen diese Rede hörten, da wurde Widolf Mittumstangi so zornig, daß er nach dem Könige Melias schlagen wollte, aber die anderen zwei Riesen hielten ihn, und nun trat er mit seinen beiden Füßen nieder in die Erde bis an die Knöchel und rief: „Herr, warum liegst du vor den Füßen des Königs Melias? du bist ein weit vornehmerer Mann als er. Laß uns seine Stadt verwüsten und unterwerfen und den Brand über sein ganzes Reich tragen, du nimm seine Tochter und halte sie als Magd." Da Friedrich des Riesen Geschrei hörte und erkannte, daß er zornig war, da sandte er Ritter aus und befahl, daß König Aspilian und die Riesen ihn an die Burgmauer binden sollten, und also thaten sie, und da ward er gebunden mit starken Eisenbanden an Händen und Füßen. Nun fiel Friedrich zum drittenmale dem Könige Melias zu Füßen und sprach: „Um Gottes und des Edelmutes willen, den zu haben jeglichem Höfding geziemt, und um deines Königtums und deiner Mannheit willen, gewähre mir und meinen Mannen hier Frieden in deinem Lande, daß ich mich halten könne in meiner Herrschaft vor dem mächtigen Könige Osantrix, denn wenn er auszöge und mich ergriffe, so ließe er mich alsbald aufhängen." Da erwiderte König Melias: „Stehe auf, Mann, und gehe hinweg und ziehe in Frieden heraus aus meinem Reiche. Diese Stadt ist ganz voll von Eurem Kriegsvolk, nicht wollen wir fremdes Volk in unserem Reiche haben. Aber wenn Ihr nicht also thut, dann sollen unsere Trompeten ertönen und unsere Ritter sich wappnen und Euch mit Zwang aus der Stadt treiben." Dieses Wort hörte König Aspilian, und er war so zornig, daß sein Herr vor König Melias' Füßen lag, und er ging hinein in die Halle und richtete sich auf und schlug König Melias ans Ohr, so daß er sogleich in Ohnmacht fiel. Und nun sprang König Osantrix auf und schwang sein Schwert und alle

Wilkinaleute, die darin waren. Und da Widolf Mittumstangi sah, daß sein Bruder Aspilian war zornig geworden, da brach er alle Eisenbande entzwei, womit er gebunden war, und erfaßte seine Eisenstange und lief innen in die Burg herein und traf beide, Männer und Weiber, und Vieh und Kinder und alles Lebendige was ihm in den Weg kam und rief: „Wo bist du nun, Herr, Jarl Hartnid? sei fröhlich und getrost, ich will gleich kommen dich zu lösen.“ Hartnid Jarl hörte die Rede des Riesen und ward erfreut und sie begannen um sich zu schlagen in dem Gefängnis, und da kam herein ein Ritter, der hieß Hermann, welcher so stark war, daß er ging und das Gefängnis aufbrach, und sie liefen dahin, wo sie die Stimme des Riesen hörten, und alle Wilkinaleute erschlugen da unzählige Männer, aber König Melias entkam auf der Flucht. (61) Da nahmen die Wilkinaleute Oda, die Tochter König Melias', und all seine bewegliche Habe, die in der Burg war, und die Wilkinaleute brachten sie zum Herrscher. Da sprach er zu ihr: „Obschon dein Vater dich nicht dem König Osantrix geben wollte, so will ich dich meinem Herrn bringen und mich so mit ihm in Frieden kaufen und so seine Freundschaft gewinnen.“ Sie erwiderte: „Herr, also ist es jetzt uns ergangen; daß Ihr jetzt entscheiden müsset, ob Ihr wohl oder übel thun wollet.“ Da nahm der Höfding einen Schuh von Silber geschmiedet, und nun setzte er die Königstochter auf seine Knie und zog den Schuh auf ihren Fuß. Der war nicht übergroß noch auch überklein, vielmehr war er so als sei er dazu gemacht. Da zog er den Schuh ab und zog einen anderen hervor, der war geschmiedet von rotem Golde und paßte den an ihren Fuß und wollte sehen, wie der ihr paßte, und dieser saß noch um die Hälfte besser als der vorige. Da fuhr die Königstochter an ihr Bein und sprach und sie sah auf in die Luft: „Gott im Himmel, nun sollst du so mein gedenken, daß ich den Tag erlebe, daß ich so meinen Fuß auf den Hochsitz des Königs Osantrix strecke.“ Da erwiderte der König und lachte: „Nun ist dieser Tag da, daß Gott dir so gewogen und deiner so gedenk ist, daß du deinen Fuß auf den Hochsitz des Osantrix, des Königs über die Mannen Wilkinalandes, strecken magst,“ und so ward sie gewahr, daß da König Osantrix selbst gekommen war, und sie begrüßte ihn minniglich. König Osantrix fuhr nun heim nach seinem Hause und führte mit sich die Königstochter. Bald darauf sandte König

Osantrix Leute nach König Melias aus und wollte nun sich mit ihm vergleichen. König Melias hatte seiner Tochter sein halbes Reich gegeben und dem Manne, der sie heimführte. Nun wollte König Osantrix die Oda zur eigenen Gemahlin haben, aber nicht wollte er das Reich seines Schwiegervaters, des Königs Melias, vermindern und wollte es ihm überliefern zur Führerschaft, solange er lebte, aber nach König Melias wollte er das ganze Reich nehmen mit seiner Gattin Oda; und auf diese Weise wurden da die Könige verglichen. König Osantrix ließ da einen prächtigen Brautlauf bereiten, darnach herrschte König Osantrix in seinem Reiche, aber König Melias über Hunaland. König Osantrix hatte mit seiner Gemahlin eine Tochter, die hieß Erka, die war aller Mägdlein schönstes und sittigstes in allen Dingen, worin eine Frau sich auszeichnen kann.

Diese Erzählung der Dietrichssaga enthält in einfacherer Fassung alles, was der Rother erzählt. Gleichwohl wird sich eine Abhängigkeit der einen Gestaltung der Sage von der anderen nicht behaupten lassen, schon wegen der Verschiedenheit des Namens des Haupthelden. Vielmehr werden wir in beiden zwei selbständige Ausbildungen einer und derselben Grundsage zu erblicken haben, und zwar in der Dietrichsage die norddeutsche, in dem Rother die süddeutsche Fassung. Die Dichtung von Salman und Morolf und noch mehr die von Herzog Ernst belehrt uns, wie in den den Spielmannsdichtungen zu Grunde liegenden Sagenstoffen ganz verschiedene Bestandteile mit einander verschmolzen sind. Diese bei dem Gedicht von Rother so zu entscheiden, daß wir ein Bild von der Genesis der Sage gewonnen hätten, ist noch nicht gelungen. Rückert vermutete mythische Grundbestandteile und erinnerte an das Lied der Edda von Skirnirs Fahrt, seine Deutung ging auf die dem wiederholten Werben des Sommers endlich sich ergebende froststarre Erde. Allein die Deutung ist nichts weniger als sicher, und da die Ähnlichkeit zwischen jenem Eddaliede und unserer Rothersage nur eine sehr oberflächliche ist, so dürfte Vorsicht am Platze sein, zumal uns andere Dichtungen der Zeit belehren, daß eine Spielmannssage sehr wohl auch aus der bloßen Verschmelzung ähnlicher historischer Stoffe sich gebildet haben konnte. Freilich auch mit den historischen Personen haben alle Erklärungsversuche bedeutende Schwierigkeiten, wenigstens läßt sich eine Anähnlichung eines Sagenkörpers an den anderen, wie

27 Rückert, Ausg. S. XXVIII ff

es z. B. im Herzog Ernst möglich ist, nicht nachweisen. Der Name Osantrix hat zu vergeblichen Erklärungsversuchen aufgefordert, aber auch die Deutung Rothers auf den bekannten Langobardenkönig, den Urheber des edictum, ist nicht unbestritten geblieben. Man nahm eine Vermischung der Personen des Rothari und des Authari an, welches letzteren bei Paulus Diakonus erzählte Brautwerbung um die bayrische Königstochter Theodelinde Ähnlichkeit hat mit der im Epos erzählten. Rückert versuchte auch eine Deutung des Namens im Sinne des oben angedeuteten Mythos. Indessen scheint trotz aller Mangelhaftigkeit der verbindenden Glieder die Deutung des Rother auf den Langobardenkönig (geb. 614, reg. 636—650) doch noch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Allein es sind viele andere Sagenelemente damit vereinigt worden. Rückert sah in Morolf eine Nachahmung Rothers, allein eine stoffliche Beziehung beider Gedichte ist wohl nicht anzunehmen, vielmehr ist der beiden gemeinsame Gegenstand der Brautwerbung auch anderen Gedichten eigen (z. B. Gudrun, Orendel, Oswalt, Ortnit, sowie den Wolfdietrichen); und wenn auch noch dazu kommt, daß im Rother wie im Morolf eine Variation des Themas des ersten Teiles im zweiten Teile erfolgt, so liegt das ebenfalls zu sehr in der Spielmannsmanier, als daß es Grund sein könnte, eine Abhängigkeit beider Gedichte anzunehmen. Unzweifelhaft aber ist, daß dem Rother mit Wolfdietrich A und B Teile gemeinsam sind. In der erhaltenen Gestalt sind die beiden letztgenannten Gedichte zwar sicher jünger als Rother, doch scheint eine ältere Fassung anzunehmen zu sein, welche dem Dichter des Rother als Vorbild gedient hat. Der Berchter von Meran mit zwölf Söhnen entspricht genau dem Berchtung von Meran mit deren sechzehn im Wolfdietrich, auch die Leiden der Getreuen in der Gefangenschaft und manche Einzelheiten stimmen so genau überein, daß an einer Abhängigkeit nicht zu zweifeln ist. Aus dem Rother entlehnt hat auch das Gedicht von Dietrichs Ahnen. — Was nun die einzelnen Personen unseres Gedichtes betrifft,

2. Erklärungsversuchen, Haupt, A. X, 171. Müllenhoff, A VI, 146. VII, 262. W. Grimm, Heldensage, 50—55 (Nr. 37). 357 f. (Nr. 8). 368 (Nr. 5). Rückert a. a. O. S. XXVI. Heinzel, AA. 9, 249 f. — 3 f. Langobardenkönig, Rückert a. a. O. S. XLV. A. Kirpičnikov, Versuch einer vergleichenden Theorie des westländischen und russischen Epos. Die Gedichte des lombardischen Cyklus, Moskau 1873, S. 89. — 4. edictum, Bd. 1, 5, 4 — 8. Rückert a. a. O. S. XLII f. — 10 ff. Indessen . . haben, W. Müller, Mythol. d. d. Heldens., Heilbronn 1886, S. 190 ff. — 14 Rückert a. a. O. S. IX. — 22. eine . . . anzunehmen, vgl. Fr. Vogt, Salman und Morolf I, S. CXIX. — 32. Dietrichs Ahnen, über die Beziehungen zu Oswalt s. Berger, B. XI, 391–453.

so ragt besonders Berchter von Meran (d. i. Maronia d. h. Dalmatien und Kroatien) hervor. Holzmann hatte in demselben den ungetreuen Peredeo erkennen wollen, welcher den Alboin tötete. Müllenhoff dagegen erinnert an die Treue, welche dem Theodebert von Austrasien, dem Sohne Theoderichs, seine Dienstmannen bewiesen, ja er ist der Ansicht, daß die Hauptzüge des Rother aus der Geschichte von Hugdietrich und Wolfdietrich abgeleitet sind. Eigentümliche Erscheinungen, welche der Erklärung bedürfen, sind auch die Riesen. Heinzel weist auch diese der langobardischen Sage zu, indem er an die cynoscephali erinnert, welche nach Paulus Diakonus die Langobarden in ihrem Lager zu haben behaupteten. Scherer dagegen nimmt eine Entlehnung aus der französischen Volkspoesie an. Wie dem auch sei, sicher ist, daß Kreuzzugserinnerungen dem Ganzen ein neues Gepräge verliehen, so daß es, während noch in der Thidrekssaga das Ganze zu Lande vor sich geht, die Zuthaten einer Seefahrt erhält. Besonders scheint der Zug des Bayernherzogs Welf im Jahre 1101 von Einfluß gewesen zu sein, aus welchem ähnliche Geschichten berichtet werden. Constantins Charakteristik entspricht dem Kaiser Alexius, und auch die Tötung des Löwen hat ihr Gegenstück in einem Ereignisse am Hofe des griechischen Kaisers.

In diese verschiedenartigen Bestandteile mitten hineingestellt sind aber eine Anzahl von Persönlichkeiten, welche nach Bayern weisen. Amelger und Wolfrat von Tenglingen sind Angehörige eines bayrischen Geschlechtes, auch der Titel eines Herzogs von Meran wurde im zwölften Jahrhundert den bayrischen Grafen von Dachau verliehen, wodurch der Dichter wohl bewogen wurde, sich den Grafen von Meran als bayrischen Großen vorzustellen. Auch die Herren von Diezen (V. 2935) sind ein am Ammersee ansässiges Geschlecht. Erwägt man nun neben diesen Hindeutungen, wie besonders der Dichter (V. 3844 f.) die Bayern lobt, und erinnert man sich der oben erwähnten Verwertung des Kreuzzuges des Herzogs Welf, so kommt einem ganz natürlich und von selbst der Gedanke, der Dichter müsse zu Bayern in Beziehung gestanden haben. Nun weisen aber andere Spuren nach dem Rheine, so

1. Berchter von Meran, v. Bahder, G. 29, 276 f., Anm. W. Müller a. a. O. S. 194. — 2. Holzmann, der große Wolfdietrich S. LXXXVIII. — 4. Müllenhoff, A. VI, 441 ff. — 9. Heinzel a. a. O. S. 248. — 12. Scherer, Gesch. d. d. Dichtung im 11. und 12. Jahrh. S. 92. — 19 ff. und ... Kaisers, Rückert a. a. O. S. LII ff. Edzardi, G. 18, 389 f — 24. Amelger, Müllenhoff, ZE. 36. — 25. bayrischen Geschlechts, Riezler, Gesch. Bayerns I, 861. Edzardi, G. 18, 433 ff.

die Erwähnung der heiligen Gertrud von Nivelle und des Ägidius (St. Gilge), die beide am Rheine die Stätten ihrer Verehrung haben. Diesem Thatbestande gegenüber erscheint Edzardis Annahme, das Gedicht sei am Rheine verfaßt und in Bayern umgearbeitet worden, zu künstlich, denn die nach Bayern weisenden Züge sind doch zu enge mit dem Gedicht verschmolzen, als daß sie spätere Interpolationen sein könnten. Richtiger und einfacher dürfte die Annahme sein, daß es von einem rheinischen (und zwar mittelrheinischen) Dichter in Bayern verfaßt ist.

Auf Grund dieser dem Inhalt des Gedichtes entnommenen Argumente wird es ersprießlich sein, die Überlieferung desselben zu betrachten. Es ist nur eine vollständige Handschrift vorhanden, die Heidelberger (H), cod. pal. 390, welche vielleicht noch in das zwölfte Jahrhundert reicht. Außerdem sind noch Bruchstücke: A das Arnswaldische, welches sich auf der Arnswaldischen Bibliothek in Hannover befindet, umfaßt V. 5139—5152, 5163—5178, 5187—5202 und stellt eine Umarbeitung dar; B das Badener Bruchstück aus dem dreizehnten Jahrhundert, jetzt auf der Bibliothek des germanischen Museums Nr. 27744, umfaßt V. 1002—1051; und, derselben Handschrift angehörend: E das Ermlitzer Bruchstück im Besitze von Dr. Apel in Ermlitz, V. 1387—1815. Es stellt mit B eine nach guter Vorlage gefertigte Bearbeitung dar in bayrischem Dialekt. Endlich M, das Münchener Bruchstück in oberdeutschen Sprachformen, V. 4062—4080, 4099—4114, 4143—4148, 4584—4604, 4621—4640. Bei diesem Stande der Überlieferung wird es hauptsächlich auf die Heidelberger Handschrift ankommen, die kritische Betrachtung und demnächst eine Untersuchung von Sprache und Metrik derselben werden als Anhalt für weitere Schlüsse dienen. Die Handschrift enthält das Gedicht nicht in seiner ursprünglichen Gestalt. Es sind Zusätze gemacht,

3. Edzardi, G. 18, 402. 437. — 8 f. daß es ... verfaßt ist, Haupt, A. 7, 272. Rückert a. a. O. S. LXI. v. Bahder, Ausg. S. 6; vgl Scherer a. a. O. S. 92 f. und Studien I, 14. — 13. die Heidelberger, vgl. Hoffmann, Fundgr. I, 215—19. Edzardi, G. 20, 403—11. — 15. das Arnswaldische, Maßmann, Ausg. S. 232—34. Edzardi, G. 20, 421. v. Bahder, Ausg. S. 157—59. — 17 f. das Badener Bruchstück, vgl. Graff, Diut. 17, 376—78. Maßmann, Ausg. S. 176—78. Edzardi, G. 20, 419 ff. v. Bahder, Ausg. S. 42 f. — 20. das Ermlitzer Bruchstück, v. Bahder, G. 29, 229—43. — 23. das Münchener Bruchstück, F. Keinz, Sitzungsber. d. Münch. Ak. 1869. II, 309—11. — 27. die kritische Betrachtung, Edzardi, G. 18, 428—53. 20, 114—18. v. Bahder, G. 29, 297—300. Lambel, Zeitschr. f. österr. Gymn. 1871, S. 168—71. Haupt, A. 15, 264. Rödiger, AA. 11, 109—16. — 30. Es sind Zusätze gemacht, wenn auch nicht so umfangreiche als Edzardi, G. 18, 437 ff. meint; vgl. auch Rückert, Ausg. S. LXV. v. Bahder, G. 29, 278 ff.

ausmalender Art, und an den Reimen ist gebessert worden. Die Sprache des Gedichtes ist die mittelfränkische, in welcher jedoch auch oberdeutsche Formen begegnen. Der Schreiber der Heidelberger Handschrift war aber in einer andern Gegend heimisch. v. Bahder nimmt sogar eine doppelte Abschrift, erst durch einen niederfränkischen, und aus dessen Texte durch einen rheinfränkischen Schreiber an. Die Metrik des Gedichtes giebt uns neben den historischen Beziehungen in demselben einen Anhalt zur Bestimmung der Abfassungszeit. Die Verse mit vier Hebungen sind durchgeführt, doch sind doppelte Senkungen vielfach gestattet. Die schon sonst beobachteten Langverse begegnen auch in Rother und weisen denselben der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts zu, auf welche Zeit auch die noch häufigen Allitterationen deuten. Auch der Reim zeigt noch Formen, die in diese Zeit passen, und wir werden ihn eher noch etwas früher als 1140 zu setzen haben, als später. Nach Scherers Ansicht setzt das Gedicht indessen die bayrische Machtstellung unter dem von Lothar begünstigten Heinrich dem Stolzen voraus. Rückert setzt es erst um die Mitte des Jahrhunderts, und ihm folgt v. Bahder, der es gar bis um 1152—60 hinabrückt, indem er namentlich darauf fußt, daß Konrad von Dachau erst 1152 auf dem Reichstage zu Nürnberg als dux Meraniae erscheint; allein daß dieser Grund nicht stichhaltig ist, ist schon anderwärts gezeigt worden. Halten wir uns also an die Zeit von 1140. Wenn Schade auch hier sechszeilige Strophen herzustellen sucht, so gilt dasselbe, was wir an anderer Stelle über diesen Versuch gesagt haben.

Es sei noch bemerkt, daß an zwei Stellen (V. 4859 und 5199) der Urheber des uns erhaltenen Textes sich rihtêre nennt, und Jakob Grimm erklärte diesen als einen Umarbeiter einer älteren poetischen Vorlage, Rückert dagegen will dafür tihtêre schreiben. Allein da die Stelle der Handschrift zweifellos ist, so werden wir wohl den rihtêre beizubehalten haben, und zwar in

1 f. Die Sprache des Gedichtes, Edzardi, G. 18, 403—29. v. Bahder, G. 29, 257—76; Ausg. S. 11—14. Rückert, Ausg. S. LXXI—LXXIX. — 5. v. Bahder, G. 29, 275 ff. — 7. Die Metrik des Gedichtes, vgl. Amelung, P. III. 253—305. Rückert, Ausg. S. LXXXII ff. v. Bahder, G. 29, 288—93. Edzardi, G. 18, 388—402. — 13. Allitterationen, Rückert, Ausg. S. LVII Anm. Edzardi, G. 18, 427 f. — 15. etwas früher, Edzardi a. a. O. S. 399 setzt ihn 1130; vgl. auch Berger, Beitr. XI, 380 f. — 16. Nach Scherers Ansicht, Gesch. d. d. Litt. im 11. u. 12. Jahrh. S. 93 und A. 18, 305. — 18. Rückert, Ausg. S. LI. — 19. v. Bahder, Ausg. S. 8. G. 29, 277 u. 288 f. — 24. Schade, Crescentia, Berlin 1853, S. 54 f. — 29. Jakob Grimm, Reineke Fuchs, Einl. S. LXII; vgl. auch Edzardi, G. 18, 421. — 30. Rückert, Ausg. S. LXVII.

Grimms Deutung, denn Bahders Deutung als Verfertiger ist nicht überzeugend. Ohne Zweifel ist das Gedicht in die Reihe der Spielmannsepen zu stellen. Ich möchte weder so subtil, wie Edzardi, den Kern des Gedichtes zwar einem Spielmanne, die Zuthat aber einem Gebildeten zuschreiben, noch auch mit Rückert für das Ganze an einen Geistlichen als Verfasser denken; vielmehr ist es das Werk eines echten, rechten Spielmannes, freilich eines an Bildung höher stehenden. Der stolze spileman (V. 3713), der formelhafte Gebrauch bestimmter Zahlen, die Verwendung volkstümlicher Worte, Wendungen, Beiwörter, auch die oben erwähnte Allitteration weisen ihn mit Bestimmtheit der Klasse der Spielleute zu. Seine kühnen historischen Kombinationen (er macht z. B. Rother zum Ahnherrn des großen Karl) sprechen sicher nicht dagegen, natürlich auch nicht die Stelle (V. 4285 ff.), wo die Durchprügelung der Spielleute erzählt wird, denn dem Spielmann kam es nicht darauf an, sich selbst zu verhöhnen.

Das Gedicht wird zuerst von dem Marner an der oben (S. 50, 20) angeführten Stelle genannt, ferner von des Marners Nachahmer und Bewunderer, Hugo von Trimberg, endlich auch von Reinfrid von Braunschweig. In neuerer Zeit hat zuerst L. Tieck das Gedicht bekannt gemacht, und nach dessen Abschrift aus der damals noch in Rom befindlichen Heidelberger Handschrift hat es von der Hagen herausgegeben. Nach neuerer Vergleichung der Handschrift mit Benützung der Badener und Hannöverschen Bruchstücke hat es Maßmann bearbeitet. Die neuesten Ausgaben sind die durch Rückert und v. Bahder besorgten. Eine Neubearbeitung existiert von G. L. Klee.

Der Inhalt ist folgender:

1. Am Westmeere, zu Bari, saß König Rother, und zweiundsiebenzig mächtige Könige dienten ihm, so daß er der mächtigste war, der je zu Rom Krone trug. (13) Nichts fehlte ihm als eine Frau. Er klagte seinen Mannen, daß er keine wüßte, die auch ihnen allen würdig schien. (45) Da riet ihm Graf Lupolt, die

1 v. Bahder, G 29, 280. — 4. Edzardi, G. 18, 122. — 5. Rückert, Ausg. S LXVII. — 19 f Hugo von Trimberg, Rückert, Ausg. S VI f. — Reinfrid von Braunschweig, Grimm, deutsche Heldensage, S. 174, Nr. 80. — 20. L. Tieck, Fragment aus einer alten Handschrift, Zeitung für Einsiedler 1808, Nr. 3—5. — 22 f von der Hagen, deutsche Gedichte des Mittelalters I. Berlin 1808, XII u. 64 S; vgl. J. Grimm, kl. Schr IV. 28 ff — 25. Maßmann, deutsche Gedichte des 12. Jahrh., Quedlinb. u. Leipz. 1837, II, 162—234. — 26. Rückert, Leipz. 1872, XCIV u. 278 S; vgl Gött Gel Anz 1872, S 710 ff — v. Bahder, Halle 1884. 162 S. — 27 G. L. Klee, Gütersloh 1880, 128 S.

Tochter des Königs Constantin von Constantinopel zu nehmen, wennschon zu bedenken sei, daß es jedem ans Leben ginge, der um sie würbe, (84) und Markgraf Hermann riet sogleich, den Lupolt als Werber zu senden. Mit Ehren fordert der König diesen auf, die Botschaft zu übernehmen. (150) Lupolts jüngerer Bruder, Graf Erwin, wurde Ritter. Als Lupolt Urlaub nahm und zu Schiffe gehen wollte, spielte ihm Rother auf der Harfe drei Leiche vor, an denen sollten sie seine Annäherung erkennen, kämen sie in Not. (180) Von Rothers Segenswünschen begleitet, fuhren sie ab. Nach glücklicher Meerfahrt kamen sie nach Griechenland. Ein Kaufmann verwahrte ihre Schiffe, während sie zu Hofe gingen. (234) Mit großem Gepränge zogen sie in gesonderten Scharen dorthin. Die Königin hieß sie wohl empfangen, und der König that nach ihrem Wort. Frau Herlint wunderte sich über ihre Pracht. (288) Lupolt richtete Rothers Botschaft aus. Constantin geriet in Zorn und hieß sie in einen Kerker werfen. (363) Während sie sich klagend in ihr Schicksal fügten, besah der König ihre Schätze und barg sie sorgsam.

II. (430) Jahr und Tag lagen Rothers Boten im Gefängnis, und Rother klagte um sie. Er fragte den alten getreuen Berchter um Rat, den Grafen und Herzog von Meran. Von dessen Söhnen war Helfreich, der zwölfte, in den Krieg jenseits der Elbe geschickt und dort erschlagen worden, sieben andere gehören zu den gefangenen Boten, darunter besonders Lupolt und Erwin. Berchter rät, mit tausend Rittern eine Heerfahrt dahin zu unternehmen. (546) Rother teilte diesen Vorschlag seinen anderen Helden mit, diese aber waren der Meinung, um der Gefangenen willen, damit diese nicht in Gefahr kämen, solle nicht ein Heereszug unternommen werden, sondern Rother selbst solle in recken wis (560) die Fahrt unternehmen. Ein alter Herzog, der zu widersprechen wagte, erhielt von Berchter einen Faustschlag hinter die Ohren. Der König besandte seine Mannen, namentlich auch den Riesen Asprian (632 ff.), den kein Roß ertrug und der eine stählerne Stange trug, vierundzwanzig Ellen lang. Mit ihm kamen die anderen Riesen. Berchter wurde voll Freude bei dem Anblick der furchtbaren Helden. Rother klagte ihnen seine Not (716), und der Zug ward beschlossen. Man brachte Berchter als Vertreter des Königs während dessen Abwesenheit in Vorschlag, dieser aber lenkte die Wahl auf Amelger von Tengelingen.

III. (748) Nun brach Rother auf mit zwölf Herzogen, deren jeder zweihundert Ritter hatte, ferner mit König Asprian mit dessen zwölf Riesen, von denen einer, Widolt, besonders stark war und wie ein Löwe in Ketten gebunden ging. In Bari schifften sie sich ein. Die Fahrzeuge waren mit Schätzen reich beladen, und Goldschmiede wurden mitgenommen. Seine Harfe nahm Rother auch mit. So fuhren sie nach Constantinopel (808). Seinen Mannen befahl der König, ihn Dietrich zu nennen. Die Bürger strömten heraus, die Fremden zu sehen, besonders erschraken sie über die Fechtkünste der Riesen. Die Nachricht gelangte an den Hof und König Constantin geriet in Sorge (876). An einem Ostertage hielt Constantin Hof in dem Poderamushof (dem Hippodrom), und dahin kam Dietrich mit den Seinen. Sie wurden willkommen geheißen. Dietrich kniete vor Constantin nieder und erzählte ihm, der mächtige König Rother habe ihn aus seinem Reiche verbannt, und so erbiete er sich dem Constantin zu Dienste mit seinen Mannen. Asprian (942) unterdessen stampfte vor Ärger den Fuß tief in den Boden. Constantin beriet mit seinen Mannen, und diese sind für Gewährung. Constantin nahm sie nun an seinem Hofe und in seinen Schutz auf, aus Furcht mehr, denn aus christlicher Liebe, wie er glauben machen will. Rothers Boten lägen hier im Kerker. Asprian ward darüber zornig und Constantin sucht ihn zu beschwichtigen. Die Kämmerer schafften sieben Nächte lang in zwölf Wagen das Gold aus den Schiffen. Widolt, von sechs Riesen geführt, war als Wächter dabei und erschreckte durch seine Kraft die Bürger. Auch die Königin erschrak sehr bei seinem Anblick (1060) und beklagte, daß sie ihre Tochter Rother versagt hätten, der so mächtige Dienstmannen hätte. Nun gingen die Helden wieder zu Hofe, besonders Dietrich stattlich gerüstet. Die Kämmerer und Truchsesse hatten vollauf mit der Bewirtung zu thun. (1146) Einen wilden Löwen Constantins, vor dem sich jeder fürchtete, wirft Asprian an die Wand, daß er zerbricht. Das ärgerte zwar den König, aber er verbarg den Zorn. Die Königin aber machte ihm Vorwürfe, daß er Rother als Eidam verschmäht habe. Berchter bemerkt die Gewogenheit der Königin und baut darauf Hoffnungen. Dann nimmt Dietrich Urlaub nach seiner Herberge. Den erteilt Constantin, bittet ihn aber, künftighin seine Leute sich besser betragen zu heißen. Asprian entschuldigt sich damit, daß der „berwelf“ (junge Bär) ihm sein Brot genommen habe.

IV. (1291) Dietrich begab sich nun zu den Schiffen und hielt sich vierzehn Tage daselbst ganz ruhig. Alles, was arm und obdachlos war in der Stadt, strömte heraus und wurde gespeist und reich beschenkt. Denen, die Ritter darunter waren, gab man Roß, Rüstung und Mantel. Besonders ermahnte Berchter dazu, sich so Freunde zu erwerben. Scharenweis traten sie in Dietrichs Dienste. (1393) Namentlich war darunter ein „verorloget", d. h. ein durch Krieg verarmter Mann, Graf Arnold, der mit seinen Mannen von einem Kaufmann an Dietrich empfohlen und von diesem reich ausgestattet wurde, so daß er sich einen stattlichen Hof in der Stadt kaufen konnte. Die Königin, welche von Dietrichs Freigebigkeit hörte, beklagte es wieder (1464), daß ihre Tochter einem Könige versagt worden sei, der solche Helden vertreiben könne. Auch Constantins Mannen beklagten das, denn Rother hätte sie herrlich ausgestattet. Nun wollten sie alle in Dietrichs Dienste treten, der so viel freigebiger war als ihr Herr.

V. (1523) Reich beschenkt kamen alle von ihm zurück, und die Frauen sprachen früh und spät von ihm in den Kemenaten. Die junge Königin möchte ihn gerne sehen, wagt es aber nicht ihres Vaters wegen. Herlint, eine ihrer Frauen, giebt ihr den Rat, ihren Vater zu bitten, zu Pfingsten ein Ritterfest zu veranstalten, um seine Macht zu zeigen. Constantin entbietet denn auch willig alle Ritter an seinen Hof. An der Weide solle es der büßen, der zögerte oder sich zu entziehen trachtete. Sechzig Herzoge und dreißig Grafen kamen nach dem Poderamushof, und die Kämmerer wiesen jedem seine Statt an. (1601) Asprian sorgte für Dietrich und seine Mannen, und richtete glänzend für sie den Aufenthalt her. Dabei kam er in Streit mit dem Kämmerer des Herzogs Friedrich, welcher für seinen Herren die größere Ehre beanspruchte, und als ihm von den Gegnern eine Bank umgestoßen wurde, gab Asprian dem Kämmerer einen Ohrschlag, daß ihm der Kopf zerbrach. Nun wappnete sich Herzog Friedrich mit den Seinen. (1659) Da zerbrach Widolt seine Kette, ergriff die Stahlstange und schlug alles nieder, was ihm in den Weg kam. Kaum vermochten ihn Grimme und Asprian zu beschwichtigen und ihm seine Stange zu nehmen. Herzog Friedrich aber gab sich noch immer nicht zufrieden, und Widolt griff nun unbewaffnet in den Kampf ein. Dem Herzog riß er den Helm vom Haupte und

teilte manchen Puff aus. (1713) Ein Spielmann berichtete dem Constantin von dem Kampfe.

daz weiz der heilige Crist,
ich sage dir alsez ist.
dâr gaf einer daz fôter
mit der lengistin rôten
die ich mit den ougin ie gesach,
biz man sie ime ûze der hant brach.
dô wart her dancnême.
sie sin ime alle gezême,
armen unde riche:
her rôfit sie vreisliche.
mir is lieb, daz ich sô vrô inran
doch warf her mich over vêr man,
daz mîne vôze
die erden niene berôrtin.
ich stônt ime ouch vor deme liechten:
her nebedorfte mîn dar zo niechte.

Widolt ward zwar wieder in Sicherheit gebracht, allein Constantin war doch ungehalten über so ungefüge Gäste. Dietrich erbot sich, den Widolt zu Hofe zu bringen und ihn zu richten, Herzog Friedrich aber sagt, er solle ihn nur ferne lassen, es sei ihm gar nichts Übles geschehen. Der König klagt der Königin, daß ihm solches Gebahren Fremder an seinem Hofe wenig Ehre bringe, diese aber wirft ihm vor, daß er Rother zurückgewiesen habe. Hätte er es nicht gethan, so stände es jetzt besser um sie und sie könnten vor Dietrichs Mannen bestehn. Der König hieß jetzt seine Tochter an den Tisch rufen, und sie kam mit hundert Jungfrauen, alle kostbar gekleidet; die junge Königin selbst mit einer güldenen Krone. (842) Aber auch Dietrichs Mannen waren prächtig gekleidet, Dietrich selbst war mit einem kostbaren Karfunkel geschmückt. Seinen Mantel hatte Asprian von den Plattfüßen erhalten. Drei Tage währte das Fest, am dritten kamen die fahrenden Leute zu Dietrich, und der gab ihnen mit vollen Händen. Seinen kostbaren Mantel gab er einem Spielmann, und seinem Beispiele folgten die Seinen, die alles weggaben, was sie bei sich trugen. Darnach ging alles wieder in die Heimat, Dietrich mit den Seinen zu der Herberge bei den Schiffen.

VI. Die hôfzîch was irgangen.
dô lief man wider manne
zô vrôner kemenâtin
unde sagite von der gewête,
die der recke Dietherîch
hette gevazzit ane sich.
alsô der eine inne was,
der ander vor den turin was,
wante die magit sô vil virnam,
daz sie den tuginthaftin man
von aller slachte sinne
in iren herzen begunde minnen.
noch dan was sie ime vremide:
sint gewan sie mit deme helede
manige werltwunne,
unde ouch trûbe dar under.
In der kemenâtin wart iz stille.
dô sprach die kuninginne:
„owî, vrouwe Herlint,
wie grôz mîne sorge sint
umme den hêrren Dietherîche.
den hetich sichirlîche
vorholne gern gesên,
unde mochtiz mit gevôge geschên,
umbe den tuginthaftin man,
vunf bouge lossam
die mochte ein bote schîre
umbe mich verdienen,
der den helit drâte
brâchte zô mîner kemenâten.“
„in trouwen,“ sprach Herlint,
„ich wille mich heven an den sint.
iz sî schade oder nesî,
ich gê zô den herbergen sîn.
doch pflegit her sulicher zuchte,
daz wir sîn wâren âne laster.“
Herlinit gienc drâte
zô einir kemenâtin
unde nam die tûrlîchen wât,

alsô manich vrouwe hât.
dar in zierte sie den liph.
dô ginch daz listigez wiph
zô deme hêrren Dietheriche.
her intfînc sie vromeliche.
vil nâ sie zô ime saz,
deme recken sie in daz ôre sprach:
„dir imbûtit holde minne
mîn vrouwe die kuninginne
unde ist der vruntschefte underdân,
du salt hin zô ir gân.
dâr wil die magit zwâre
dich selve wol infân
nicht wene durch dîn êre.
aller trûwin, hêrre,
des machdu vil gewis sîn
an der juncvrouwen mîn.“
Alsus ridede dô Dietherich:
„vrouwe, du sundigis dich
an mer ellenden manne.
ich bin ouch zô kemenâtin gegangen
hie vore, dô daz mochte sîn.
war umme spozeder mîn?
leider sô tôd man den armen ie.
ûwer vrouwe ingedâchte die rede nie.
hie is sô vile herzogen,
unde vorsten in deme hove,
daz ir mit einen anderen man
ûwerin scheimf mochtin hân,
des hettir minnir sunde.
ir virdienit daz afgrunde,
daz er mich sô tôrecht woldit hân,
ich nebin nê sô arm man,
ine wâre doch zwâre
dâr heime ein richer grâve.“
Herlint sprach deme hêrren zô
(sie kunde ire rede wale gedôn):
„neinâ, hêrre Dietherîch,
nicht nedenke des ane mich.

ich nehân is weiz got nicht getân.
mich hiez mîn vrouwe here gân,
sie nimit michil wunder,
daz du sô manige stunde
in desseme hove heves gewesen
unde sie newoldis nie gesên.
daz ist doch seldene getân
von eime sô statehaften man.
nu wîzet mer der rede nicht:
der kuninginne wâre lieph,
swelich êre der geschê,
swie du sie nie nigesê.
woldistu aber dar gân,
dune tâdis nicht ubelis dar anne."
  Dietherîch zô der vrouwin sprach
(her wiste wole daz iz ir ernist was):
„hie ist der merkêre sô vile,
swer sîn êre behaldin wille,
der sal gezogenlîche gân.
iâ wênit der ellende man,
daz her nimmeř sô wole getô,
daz siez alle vůr gôt
nimen, die in deme hove sîn.
nu sage der iuncvrowin dîn
mîn dienist, ob sie is gerôchit.
ich nemach sie nicht gesôchen
vor der missehelle.
ich vorte, daz iz irschelle
uns beiden lasterlîche;
sô virbûtit mer daz rîche
Constantîn der hêrre,
sô môz ich immir mêre
vluchtich sîn vor Rôthere
unde nemach mich niergin generen."
  Herlint wolde dannen gân.
der hêrre bat sie dâr bestân
unde heiz die goltsmide sîn
zwêne schô silverîn
îlinde giezin,

(wie sie dô zouwin liezin!)
unde zwêne von golde,
alser sie geven wolde.
dô bat her Aspriân,
daz sie zô einime vôze quâmen,
daz her die beide nême
unde der vrouwen gêve,
unde ênin mantil vile gôt,
zwelf bouge goltrôt:
„sô sal man einir kuninginne
ir botin minnin."
dô sprach si vrôlîche
von deme hêrren Dietherîche.
Herlint quam drâte
zô ir vrouwin kemenâten
unde sagete ir von deme hêrren,
her pflêge sînir êren
harte vlîzelîche.
„daz wizzin wêrlîche,
ime sîn des kuninges hulde lieb,
her nemach dich gesên nicht
mit nicheinir slachte vôge.
nu warte an dise schôhe,
die gab mir der helit gôt
unde tete mir lievis genôch,
unde einin mantil wol getân,
(wol mich, daz ich ie dare quam!)
unde zwelf bouge, die ich hân,
die gaf mir der helit lossam.
iz nemochte ûffe der erdin
nie schônir rîtâr werden
dan Dietherîch der degin.
sô lâze mich got liebin,
ich kaffedene undankis ane,
daz ich mich is imer mach schamen."
„Iz schînit wole," sprach die kuningîn,
„daz ich nicht sêlich nebin,
nu her mîn nicht wil gesehen.
machdu mir die schô geven,

durch des hêrren hulde,
die vullich dir mit golde.“
schîre wart der kôf getân.
sie zôch dene guldînen an
unde nam dene silverînen schôn,
der gînc an den selven vôz.
„owî,“ sprach die kuningîn,
„wie wer nu gehônit sîn,
dô diser schôen lossam
ist missegrife getân.
ich nebringen nimer an.
in trouwen du môst hine widir gân
unde bitten Dietherîche
harde gezogenlîche,
daz her dir den anderin schôn gebe
unde mich selbe wille gesên,
och her in sîme kunne
ie gôter slachte gewunne.“
„Owî,“ sprach Herlint,
„wie gare die laster danne sint
unser beider, vrouwe!
nu wizzis taz in trouwin,
soldich immer schande hân,
ich môz abir widir gân.“
dô hôb die magit wol getân
ir wât lossam
vaste an dê knê.
sie nigedachte der zucht nie,
vrouwelîcher gange sie virgaz.
wie schîre sie ober den hof geloufin was
zô deme hêrren Dietherîche!
her infînc sie vromichlîche
in allen den gebêre,
alser sie nie gesêge.
dô wiste der helit wole sân,
war umme sie dar wider quam.
Herlint sprach zô deme hêren:
„ich môz immer mêre
in bodescheffe gân.

der schôn ist missegrife getân.
sie sîn der kuninginne
gegeven durch dînin willin.
noch solde wir den einin haven,
des heiz dich mîn vrouwe manen.
daz du ir den anderen schôn geven woldis
unde sie gesêges selbe,
ob du undir dime kunne
ie gôt geslechte gewnnis.“
„Ich dâtiz gerne,“ sprach Dietherîch,
„wane die kamerêre die meldin mich.“
„nein sie,“ sprach Herlint,
„mit vrouweden sie in deme hove sint,
die rîtâre schiezen den schaft.
dâr ist michil spilis kraft.
ich wil hin vore gân,
nu nim zwêne dîner man
unde heve dich vil drâte
nâ mer zô der kemenâten.
mit deme grôzen schalle
virmissin sie dîn alle.
ich gescheffe ein gestille
von der kuninginne.“
Herlint wolde dannen gân,
dô sprach der listiger man:
„nu beide des kamerêris,
ich wille nâ den schôn vrâgen.“
sch re quam Asprian,
her sprach: „owî, waz hân ich der getân?
die wege ich nicht irlîdin nemac.
du môwis mich allen disen tac
mit itenûwim mêre
dan du ie getâtis, hêrre.
ir was hie ein michel teil geslagen,
die hân die knechte zotragin.
ist ir dâr ich irvallen,
ich bringe der sie alle.“
dô nam Asprian
dê anderen schôn lossam

unde einin mantil vile gôt
unde zwelif armbôge rôt
unde gab dê al der vrouwin.
dô gienc sie alsô tougin
vil harte vrôlîche
von deme hêrren Dietherîche
unde sagite ouch zwâren
ir vrouwen lieb mâre.
Der megede wartin was grôzlich.
sich beriet der hêrre Dietherich
mit Berkere, deme alden manne;
wê iz mit gevôge mochte gân.
„vile wole,“ sprach der herzoge,
„an deme Poderamus hove
sal ich machen grôzen schal:
dar zût daz lût ubir al,
sone wardit dîn nichein man.“
her heiz die riesen ûz gân,
selve bedacter sîn ros.
sich hôf der lût ûffe dene hof.
dô vôrte der alde iungelinc
dûsint rîtâr in den sint.
Widolt mit der stangen
vôr dâr scrickande
in allen den gebêre,
alser heriz wâre.
dâ ubirwarf sich Asprîân,
der was der riesen spileman,
Grimme zwelif klâfter spranc,
sô dâtin die anderin al intsamt.
her greif einin ungevôgen stein,
daz der merkêre nechein
Diederîche virnam,
dô sie begunden umbe gân.
In deme venstere die iunge kuninginne stunt.
schîre quam der helit iunc
over hof gegangin.
dâ wart er wole infangen,
mit zwên rîtârin êrlîch.

dar gînc die recke Dietherîch,
dô wart die kemenâte ûf getân,
dar în gînc der helit wol getân.
den hiez die iunge kuningîn
selve willekume sîn
unde sprach, swes her dâr gebête,
daz sie daz gerne dête
nâ er beider êren
„ich hân dich gerne, hêrre,
durch dîne vromicheit gesên,
daz ne is durch anderis nicht geschên.
desse schôn lossam
die saltu mir zien an.“
„vile gerne,“ sprach Dietherîch,
„nu irs gerûchit an mich.“
der hêre zô den vûzen gesaz.
vil schône sîn gebêre was;
ûffe sîn bein sazte sie den vôz
iz newart nie vrouwe baz geschôt
dô sprach der listiger man:
„nu sage mer, vrouwe lossam,
mêre ûffe die trûwe dîn,
alse du cristin wolles sîn
(nu hât dîn gebetin manic man)
ob iz an dînin willin solde stân,
wilich under in allen
der beste gevalle.“
„Daz sagic der,“ sprach die vrouwe,
„vil ernistlîche in trouwen,
hêrre, ûffe die sêle mîn,
alsich getoufet bin:
der ûze allen landen
die tûrin wîgande
zô einander hieze gân,
sone wart nie nichein man,
der dîn genôz mochte sîn.
daz nemich an de trûwe mîn,
daz nie nichein môter gewan
ein barin alsô lossam,

daz iz mit zuchtin, Dietherich,
mochte gesizzin ineben dich.
von dû bistu der tuginde ein ûz genumen man.
soldich aber die wele hân,
sô nemich einin helit gôt unde balt,
des botin quâmin her in diz lant
unde ligin hie zwâre
in mînis vater kerkenêre;
der ist geheizin Rôthere
unde sizzet westert uber mere.
ich wil ouch immer magit gân,
mer newerde der helit lossam.“
Alsiz Diederîch virnam,
dô sprach die listege man:
„wiltu Rôthere minnen,
den wil ich dir schîre bringin.
iz nelevet nichein werltman.
der mer sô lêve hette getân.
des sal her noch geniezen.
bit in die hônede liezin,
her bôzte mer dicke mîne nôt,
des lône ime noch got.
wir nuzzen vrôlîche daz lant
unde leveten vrôlîche samt.
her war mir ie genêdich unde gôt,
allên have mi nu virtriven der helit gôt.“
„In trûwen,“ sprach die iunge kuningîn,
„ich virstâ mich an der ride dîn.
der ist Rôther alsô leib,
her nehât dich virtriven nicht.
swannen du verist, helit balt,
du bist ein bode her gesant.
di sint des kuningis hulde lieb,
nune virhel mich der rede nicht!
swaz mir hûte wirt gesagit,
daz ist imer wole virdagit
biz an den iungistin tac.“
der hêrre zô der vrouwen sprach:
„nu lâzich alle mîne dinc

an godes genâde ande dîn.
jâ stênt dîne vôte
in Rôtheris schôze."
Die vrouwe harte irscricte,
den vôz sie ûf zuchte
unde sprach zô Dietheriche
harde blôtliche:
„nune wart ich nê sô ungezogin,
mich hât mîn ubermôt bedrogen,
daz ic mîne vôze
sazte in dîne schôze.
ande bistu Rôther sô hêr,
sô machtu, kuninc, nimir mêr
bezzer tugint gewinnen.
der ûz genumener dinge
hâstu von meisterschaf list.
sowilchis kunnis du aber bist,
mîn herze was hellende.
unde hete dich got nu her gesendet,
daz wêre mer innencliche lieb.
ich nemach is doch getrûwen niet,
dune scheinis mir die wârheit.
unde wâriz dan al der werlde leit,
sô rûmde ich sichirliche
mit samt der die riche.
sus ist iz aber immir ungetân.
doch nelebet nichein man
sô schône, den ich dâ vor nême,
ob du der kuninc Rôthere wêrist."
Alsus redite dô Dietherich
(sîn gemôte war harte listich):
„nune hân ich vrunde mêre
dan die armin hêrren
in deme kerkenêre.
swâ mich die gesêhin
dâr mochtis dich an en virstân,
daz ich der wâr gesagit hân."
„in trouwin," sprach die kuningîn,
„de irwerbich umbe den vatir mîn

mit ettelicheme sinne,
daz ich sie ûz gewinne.
her negevet sie aber nicheinime man,
her nemôze sie ûffe den liph hân,
daz er nichein intrinne.
biz man sie abir wider bringe
in den kerkenêre,
dâr sie mit nôtin wâren."
Des antwarte dô Dietherîch:
„ich wil sie nemen ubir mich
vor Constantîne deme rîchen.
morgin sichirlîche
sô sal ich her zô hove gân."
die vrouwe alsô lossam
kuste den hêrren.
dô schiet er danne mit êren
ûz van der kemenâtin
zô den herbergen drâte.
alsô daz Berker gesach,
wie schîre der rinc zelâzen was!
dô sagete der hêrre Dietherîch
die mêre alsô wunniclich
deme tûrlîchen herzogen,
des begundin sie beide got loven.

VII. (2323) Unruhige Gedanken quälten die Jungfrau in der Nacht. Als es Morgen ward, ging sie in Pilgerkleidung, als wollte sie aus dem Lande ziehen, zu ihres Vaters Kemenate und sagte diesem, ein Traum habe sie erschreckt und sie wolle zur Sühnung ihrer Sünden eine Wallfahrt thun. Nur wenn Constantin ihr die Boten auf drei Tage freigäbe, um sie zu baden und zu pflegen, könne sie davon abstehen. Constantin willigte darein, wenn jemand für die Gefangenen bürgen wolle. Bei Tische bat die Königstochter die versammelten Ritter, es möchte einer mit seinem Leibe Bürgschaft leisten, allein niemand fand sich bereit, außer Dietrich. Als die Gefangenen aus dem Kerker stiegen, konnte sich Berchter bei ihrem jämmerlichen Anblick nicht der Thränen enthalten, besonders als er seinen Sohn Erwin erblickte. Alle zwölf Grafen waren fast nackend, besonders auch der Führer

der Gesandtschaft Lupolt. Erwin ahnte in dem weinenden alten Manne den Vater. In Dietrichs Herberge wurden sie bewahrt, dann aber in der Kemenate der Königstochter gekleidet und mit Speise und Trank erquickt. Während sie so aßen und Berchter ihr Truchseß war, ließ Dietrich zum Harfenspiel einen Leich erklingen. Sogleich erkannten ihn Lupolt und Erwin als den König, und dies war auch der Jungfrau eine Bürgschaft, daß er wirklich Rother war. (2530) Die Gefangenen ließ man nun frei umhergehn. Unterdessen ward ihr Kerker gesäubert, Betten und gute Speise wurden heimlich hineingeschafft und ein unterirdischer Gang von Dietrichs Herberge nach dem Gefängnisse gegraben. So kam es, daß sie in den zwanzig Tagen, welche sie noch darinnen zubrachten, zu neuen Kräften kamen.

VIII. (2563) Da geschah es, daß König Ymelot von der wüsten Babilonie mit zweiundsiebenzig Königen gegen Constantin eine Heerfahrt unternahm, um ihn zu unterwerfen. Sein Weib hieß Simelin. Ein eilender Bote brachte die Botschaft nach Constantinopel. Zuerst war Constantin übermütig und siegesgewiß; als ihm aber Kunde kam von dem gewaltigen Heereszuge, sank sein Mut. Dietrich tröstete ihn und ermahnte ihn, die Gefangenen unter seiner Bürgschaft frei zu lassen, die würden ihm gute Dienste leisten. Constantin besandte nun die Seinen und brachte binnen drei Tagen fünfzigtausend Mann zusammen. Die Gefangenen wurden zu Dietrichs Schar gestellt, welche zwanzigtausend Kämpfer zählte. Sieben Nächte ritten sie, bis sie an den Feind kamen. (2651) Dietrich mit den Seinen war der vorderste. Sie überlegten im geheimen, wie sie durch einen kühnen Handstreich Ehre gewinnen möchten. Asprian mit Widolt und den übrigen Riesen wappneten sich. Der Herzog von Meran ließ auch die anderen sich rüsten unter dem Vorgeben, Constantin habe nach Dietrich gesendet. Sie schlichen an das feindliche Lager. Dietrich, welcher sich für einen Nachzügler ausgab, fragte nach Ymelot, und ihm und Asprian gelang es, diesen zu fangen. Unter dem Heidenheere ward nun von Dietrich und seinen Mannen ein großes Blutbad angerichtet, so daß sie fliehen mußten. Darnach ging Dietrich in sein Lager zurück, und als über dem Lärmen nun auch das übrige Heer Constantins zu den Waffen eilte, blieben Rother und seine Mannen ruhig, als sei nichts geschehen, und mußten sich den Vorwurf der Feigheit gefallen lassen. (2779)

Constantin selbst rief Dietrich zum Kampf auf, da aber trat Ymelot hervor und bezeugte, was geschehen war. Um ihn für seine Tapferkeit zu ehren, sandte nun Constantin den Dietrich-Rother als Überbringer der Siegesbotschaft nach Constantinopel zu den Frauen. Dort angekommen mit den Seinen, sagte er, sie wären die einzigen, die entronnen wären, Constantin sei erschlagen und Ymelot rücke gegen die Stadt. Die Königin brach in Klage aus und beschloß, mit ihren Frauen auf Dietrichs Schiffe zu gehn. Dietrich aber nahm nur die Tochter in das Schiff, die alte Königin mußte am Gestade bleiben. Dietrich berichtete ihr jetzt die Wahrheit und sagte, er sei Rother. Da frohlockte die Königin und sagte, ihr sei es gleich, wie Constantin nun toben möge. Die Tochter empfahl sie St. Gilges (des h. Ägidius) Schutz.

IX. (2943) Daheim fand Rother einen andern Reichsverweser vor. Amelger von Tenglingen war gestorben, und an seine Stelle war sein Sohn Wolfrat getreten, der Rothers Königreich gegen den Usurpator Hademar von Rieß verteidigt hatte. Der zog ihm entgegen, und Rother schuf wieder Ordnung und Gesetzlichkeit im Lande. (2987) Als Constantin nach seiner Stadt zurückkehrte, erfuhr er von der Königin, was geschehen war, und erschrak so, daß er in Ohnmacht fiel. Die nun entstehende Verwirrung benutzte Ymelot zur Flucht. Bei dieser neuen Hiobspost geriet der König in Sorge wegen seiner Herrschaft, und die Königin mußte Fürsten und Herren durch reiche Gaben wieder an ihn fesseln. Ein Spielmann aber machte ihm den Vorschlag, er wolle mit Steinen, Wasserperlen, Gold und Scharlach als Kaufmann verkleidet ausziehen und ihm durch List die Tochter wiederbringen. (3084) Constantin verhieß ihm erfreut großen Lohn. Ein Schiff ging nun nach Bari und Riflanden (Ripuarien) ab. In Bari gab er seine Kostbarkeiten um geringes Geld her an die Käufer, doch am Strande aufgelesene Kiesel wollte er für tausend Pfund nicht lassen und sagte, wenn die Königin solchen Stein in die Hand nehme, so leuchtete er über das Land, daß niemand stürbe, und selbst schon Gestorbene könne man damit erwecken, auch allerlei Gebresten heilen. Da hatte ein Kaufmann in Bari zwei kranke Kinder, und mit sechzehn Genossen ging er zur Königin (3185) und bat sie um St. Peters willen die Heilung zu veranlassen durch die kostbaren Steine. Die Königin ging mit zwanzig Rittern zu des Spielmannes Schiffe, dieser aber hieß alsbald vom

Lande stoßen und die Königin nach Griechenland entführen. Vergebens war ihr Klagen nach Rother. Hocherfreut empfing sie Constantin, ihrer Mutter aber war ihr Kommen leid.

X (3269) In Bari fürchteten sich alle vor Rothers Zorn, aber Lupolt, dem die Sorge für die Königin übertragen war, versprach für die Bürger sich zu verwenden. Als Rother von seinem Heereszuge heimkehrte, nahm Lupolt alle Schuld auf sich und erbot sich mit dem Leben zu büßen. Der König aber, seiner treuen Dienste eingedenk, verzieh ihm. Darüber wurden alle so froh, daß der Herzog von Meran in seinem und aller anderen Ritter Namen sich zu einer großen Heerfahrt gegen Constantin erbot. (3379) Asprian, Widolt und alle anderen stimmten dem bei. Auch Wolfrat von Tenglingen erbietet sich, zwölftausend Ritter zu stellen. Berchter habe ihm dereinst gegen Herzog Elvewin vom Rhein beigestanden, so wolle er ihm das jetzt vergelten. Lupolt verspricht, aus der Stadt Meylan zwanzigtausend Mann zu bringen, ebenso viele verhieß Berchter zu versammeln. In zwölf Wochen sollte das Heer beisammen sein. Sie alle wollten dem Könige Pipinchins Mutter, von dem Karl (so heißt es hier V. 3473 ff.) und St. Gerdrut, die Äbtissin von Nivelles, abstammen, wiedergewinnen. (3528) Zu rechter Zeit trafen alle ein, wohlausgerüstet und herrlich geschmückt. Erwin, Berchters Sohn, erwies den ankommenden Fürsten die Ehren des Hofes. Rother wählte aus den Helden dreißigtausend aus, den übrigen gab er Gold und sandte sie wieder heim. Zweiundzwanzig Kiele wurden beladen, und in sechs Wochen (3640) kamen sie nach Constantinopel. In einem Walde wurde das Heer versteckt. Rother selbst ging mit Berchter und Lupolt als Waller nach der Stadt. Der Schall seines Hornes sollte den Seinen das Zeichen zum Hervorbrechen geben.

XI. (3694) In Pilgerkleidern gingen die drei nun zur Stadt. Auf dem Wege begegnete ihnen ein Ritter Constantins, den sie um nümäre baten. Der erzählte ihnen außer dem ihnen bereits Bekannten, wobei er Rother hohes Lob erteilte, noch, daß Ymelot von der wüsten Babilonie von neuem mit Heeresmacht herbeigezogen sei und Constantin in seine Gewalt gebracht habe. Letzterer habe sich nur durch das Versprechen lösen können, ihm Rothers Weib als Gattin seines Sohnes zu geben. Am selben Abende noch solle sie die Seine werden. Dreißig Könige seien mit Heeresmacht in Ymelots Gefolge nach Constantinopel gezogen. Rothers

Weib aber sei voll Herzeleid und Verzweiflung. Der Ritter zog nun weiter nach dem Walde, Rother aber zur Stadt. Bei dem königlichen Mahle, wo Rothers Weib neben Ymelots Sohn Basilistium saß, erzählte Constantin seiner Tochter einen Traum, nach dem ein Falke von Rom geflogen käme, sie wieder übers Meer zu führen. Rother hatte sich mit den Seinen versteckt und alle diese Worte gehört. Die Heiden vermaßen sich, Rother zu ertränken, falls er jetzt käme. Rother steckte der Königin heimlich ein Ringlein mit seinem Namen zu. Diese lachte vor Freude und sagte ihrer Mutter von Rothers Ankunft. Vergebens suchen beide ihre Freude anders zu deuten. Ymelot spricht den Verdacht aus, es seien Späher des Königs von Bari im Saale. (3906) Basilistium hatte überdies das Ringlein bemerkt, das die Königin ihrer Mutter gab. Da hieß Constantin zwölf seiner Mannen als Wache an die Thür treten, damit niemand entschlüpfe. (3930) Auf Berchters Rat trat im Vertrauen auf Gott und St. Gilge (Ägidius) Rother mit den Seinen hervor. Alle drohten ihnen den Tod. Basilistium versprach, daß Rother einst seinen Vater gefangen hätte, solle jetzt an ihm gerächt werden, und Constantin ist auch für Rothers Tod. Letzterer willigt zum Scheine in das Los gehenkt zu werden und bittet sich nur aus, daß er in der Nähe des Waldes auf einem Berge in Gegenwart aller Könige hingerichtet werde. Das ward ihm bewilligt und Ymelot versicherte sich seiner Person, die junge Königin aber weinte und klagte vor bitterem Herzeleid.

XII. (4030) Rothers Schicksal ward in Constantinopel bekannt, und alle, denen er einst wohl gethan hatte, klagten laut, besonders Graf Arnold mit seinen siebenhundert Lehnsleuten war bereit ihm zu helfen. Zwölfhundert Schilde brachte er zusammen, und ihre Schar wuchs bald auf fünftausend. (4087) Basilistium und die dreißig Könige mit ihren Mannen führten unterdessen Rothern aus der Stadt zum Galgen. Hunderttausend Balwen (Finnen) gaben das Geleite Aber auch Arnold mit den Seinen rüstete sich. Eine Kefse (Reliquienbehälter) band er an seinen Speer und zog mit seinen in schneeweiße Brünnen gekleideten Helden aus. Ymelot versprach, da er sie sah, auch ihnen das Leben zu nehmen. (4115) Nun wurde der Galgen errichtet, Arnold aber, nachdem er die Seinen ermuntert hat, für ihren Glauben zu fechten, drang gegen die Heiden vor und tötete ihrer viele. Gegen die hürnenen Rüstungen der Heiden half ihnen die

Reliquie. Arnold zog sein gutes Schwert Mal und tötete sechs der Könige. So schaffte er Rother, Berchter und Lupolt Luft und löste ihre Bande. Rother blies nun sein Horn. (4191) Noch standen sieben Heidenkönige mit achtzigtausend Mann unversehrt. Nun aber kamen Rothers Helden, Widolt, Asprian und die zwölf Riesen. Ymelot dachte auf Flucht. Grimme schonte niemanden, und Widolt kämpfte, bis ihm die Stange zerbrach. Die sieben Könige flohen. Einen erschlug Erwin, fünf wurden gehängt. Den Ymelot ließ man entkommen, damit er daheim verkünden möchte, was geschehen war. (4293) Hundert Spielmänner, die Ymelots Heereszug begleiteten, ließ Grimme mit schwanken Ruten streichen. Einer von ihnen floh zu Constantin, welcher nun erfuhr, was geschehen war und daß Basilistium gehängt sei. (4329) Constantin ward nun sorgenvoll. Die Helden hatten unterdessen die Rosse der Feinde eingefangen, und Berchter hatte dem Grafen Arnold Dank gesagt für seine wackre That. Nun beriet man, was mit Constantin geschehen solle. Grimme riet, ihn in der Burg zu verbrennen, Widolt solle an der Thür stehn und niemanden entkommen lassen. Asprian aber heißt die Stadt stehen zu lassen, da in derselben sieben von den zwölf Aposteln gewohnt hätten, und Helena, welche das heilige Kreuz gefunden. (4422) Widolt bereute es nun, an die Zerstörung dieser heiligen Stadt gedacht zu haben, und alle Riesen warfen die Stangen von sich. (4459) Rother folgte dem Rate der Seinen, den ihm sein väterlicher Freund Berchter vortrug.

XIII. (4510) Constantin bereut jetzt bitter sein Verfahren gegen Rother und klagt der Königin seine Not. Diese verhöhnt ihn noch und rät ihm, sich doch von seinen babilonischen Freunden helfen zu lassen. Da hieß Constantin seine Tochter und deren achtzig Jungfrauen die schönsten Gewänder anlegen und goldne Kronen aufsetzen. Edle Steine und Eisperlen erklangen an den Zeltern, auf denen sie in den Poderamushof einritten. Mit diesen zog Constantin und die alte Königin Rother entgegen. Da Rothers Mannen einen Zug nahen sehen, rät Erwin zur Milde, Asprian aber ist dafür, Constantin einen bûlslac zu versetzen. Dem widerspricht Berchter, und Rother heißt die Frauen freundlich empfangen. Widolt tobte wild, als er Constantin sah. Dieser wird von der Königin gewarnt, welche nunmehr dem Rother sein Weib zuführt. Constantin belohnte nun, um Rother zu gefallen, den getreuen Arnold reich, indem er ihn zum Könige in Gräcia machte. Dieser

zog nun nach Griechenland ab. Die alte Königin ehrte Rothers Helden, und diese fuhren nun zur Heimat, während Constantin nach Constantinopel zurückkehrte. Als Rother in Bari ans Land stieg (4762), gebar ihm die Königin den Pipin, der sogleich getauft wurde. Später verheiratete er sich mit Bertha, und sein Sohn war Karl. (4823) Rother lohnte nun den Seinen reichlich, was sie für ihn gethan. Allen den Seinen verlieh er Schottland und setzte Grimme als Verwalter ein, Asprian erhielt Remis, andere erhielten Lothringen, Brabant, Friesland und Holland, Erwin erhielt Spanien, die Grafen Lupolts erhielten Sachsen, Thüringen, Meißnerland und das Sorbenland (Svurven), Wolfrat von Tenglingen bekam Österreich, Böhmen und Polen. Lupolt ward König zu Kerlingen (Frankreich), Apulien und Sizilien und Berchters Nachfolger. Alle zogen nun ab voll Dankbarkeit gegen den König und mit dem guten Vorsatze, ihm stets gegen alle seine Feinde beizustehen. (4927) Auch der Herzog von Meran, welcher den Stein Claugestian im Schilde führte, den Alexander einst auf seinen Heereszügen erbeutet, nahm Urlaub von dem Könige. Rother beklagte, daß sie alle von ihm gingen. Widolt und Asprian herrschten in ihren Reichen zweiundzwanzig Jahre. Als Pipin herangewachsen war und das Schwert nehmen sollte, entbot der König eine „lantsprâche“ nach Aachen. Alle kamen dahin mit stattlichem Gefolge, und drei Tage und drei Nächte ward die Schwertleite herrlich gefeiert. (5080) Als die Versammlung auseinanderging, kam Berchter noch mit zweitausend Mannen. Rother empfing ihn erfreut und die Königin küßte ihn. Er aber riet eindringlich dem Könige an sein Seelenheil zu denken. Der König und die Königin gehorchten dem guten Rate und „clûseten“ sich, d. h. gingen ins Kloster. Nach Pipin waltete Karl der Krone (5202).

---

2. Herzog Ernst.

In dem Spielmannsgedichte von Herzog Ernst besitzen wir ein merkwürdiges Beispiel, wie geschichtliche Sage verschmilzt mit allerlei phantastischer Zuthat von gelehrter Erfindung. Diese beiden Elemente haben sich in unsrem Gedichte noch nicht durchdrungen, sondern sind noch getrennt von einander blieben, indem der erste Teil die geschichtliche Sage enthält.

Dieser geschichtliche Teil schweißt nun wieder in merkwürdiger Weise verschiedene Personen und verschiedene Zeitabschnitte zusammen und stellt so dem Betrachtenden eine Mischung dar, bei der man nach einem Prinzip vergeblich sucht. Nicht die packendsten Züge aus den zu Grunde liegenden geschichtlichen Ereignissen sind beibehalten und verwertet, so nicht das traurige Ende eines edlen Fürstensohnes, die aller Gefahren spottende Mannentreue seines Freundes und Vasallen, auch nicht der Konflikt zwischen der Liebe zu Gatten und der zum Sohn in der Kaiserin — alles das wird ganz beiseite gestellt oder kommt nur nebensächlich zur Geltung, wohl aber wird der Held gefeiert, der sich gegen kaiserliche Macht auflehnt, der kühne Reisende, welcher die wunderbarsten Völker aufsucht, der mutige Ritter, welcher die Unschuld rettet, und der von Gott mit besonderer Stärke ausgerüstete Christ, welcher das Heidentum erfolgreich bekämpft. Wir erkennen, daß die Sagenbildung sich in anderer Weise vollzieht, als mit Rücksicht auf die Wirkung der Erzählung auf Geist und Gemüt der Hörer. Die früheren Gestalten derselben bieten in diesem und jenem Zuge eine Ähnlichkeit mit einem neuen Sagenkörper, welche dessen Anlehnung verstattet, und das Gesetz der sich nun vollziehenden Neubildung besteht darin, daß Widersprüche zwischen den beiden ursprünglich selbständigen Teilen auf Grund des jeweiligen Verständnisses des Volkes oberflächlich ausgeglichen werden. Da aber historische Kunde den breiten Schichten des die Sage tragenden Volkes fehlt, so ist die Verschmelzung der neuen Teile sofort so innig und dauernd, daß eine Trennung nicht mehr möglich erscheint. So vereinigt sich ein Sagenkrystall mit dem andern, und es entsteht jenes wunderbare Kleinod, aus welchem uns sinnverwirrend die verschiedensten Geschichtsperioden und Personen entgegenleuchten, je nachdem wir es betrachten.

Sehen wir nun zu, welche historischen Ereignisse in dem Bestande des ersten Teiles der Herzog Ernstsage vertreten sind.

Ekkard hatte die Sage aus Odos lateinischem Gedichte gekannt und hatte als die derselben zu Grunde liegenden historischen Personen den Markgrafen Ernst von der böhmischen Mark, den Schwiegervater Karlomanns (welchen Ludwig der Deutsche 861

33. Ekkard, Commentarii de rebus Franciae orientalis, Wirceb. 1729, II. 510—23. — 35. Markgrafen Ernst, vgl. über diesen E. Dümmler, Gesch. des ostfränk Reichs, I, 370. 397. 399. 463—65. 559. 878. Bartsch, Herzog Ernst S. LXXXVI f. Haupt, A VII 300 f. Piper, Arnolf und die Gründung Spremberg̃s, Spremberg 1886, S. 15 f.

seiner Lehen entsetzt hatte und der 865 starb) und Werner (den Markgrafen der pannonischen Mark, welcher wegen verräterischer Verbindung mit Rastislav von Mähren 865 seine Lehen verloren hatte) erkennen wollen, und auch Haupt hatte die Möglichkeit nicht von der Hand gewiesen. Allein abgesehen davon, daß durch die Geschichte eine so enge Verbindung zwischen Ernst und Wernher, wie sie die Sage kennt, nicht gerechtfertigt erscheint, so wäre es doch seltsam, wenn beim Anschießen des zweiten Sagenkörpers (für das ja an sich die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, da in der Empörung Liutolfs und seiner Bestrafung ja der oben als Vorbedingung einer Sagenvereinigung verlangte ähnliche Zug gegeben war) nicht der Name Ernsts dem des Königssohnes Liutolf Platz gemacht hätte.

Sicher nahm die Sage ihren Ausgang von der Empörung Herzog Liutolfs von Schwaben gegen seinen Vater, den großen Otto. Das war ein Ereignis, welches die Gemüter in ganz Deutschland schmerzlich bewegte, denn beide, Liutolf wie Otto, waren dem Volke gleich teuer. Otto der Erste, der Große, der Enkel Herzog Ottos von Sachsen, der Sohn König Heinrich des Voglers und der Mathilde, der 936 erwählt und zu Aachen gekrönt und 962 römischer Kaiser wurde, der die Ungarn bei Augsburg schlug, die Wenden [und Friesen] unterwarf und gutes Recht in seinem Reiche stiftete, war in erster Ehe mit der frommen Eadgitha (Ottogebe) aus England, welcher er Magdeburg als Mitgift gab, in zweiter mit Adelheid vermählt, der Witwe Lothars, welche auch durch Frömmigkeit berühmt war. Liutolf, Ottos Sohn aus erster Ehe, war zugleich mit seinem Oheim Heinrich mit dem Herzogtum Schwaben 945 belehnt worden. Heinrich war dem aufstrebenden Königssohne überhaupt hinderlich, und als noch durch neue Lehen seine Macht vermehrt wurde, ward Liutolf eifersüchtig auf ihn und verband sich mit Herzog Konrad von Lothringen zu einer Verschwörung. In Mainz sagten ihm Liutolf und Konrad offen, was sie gegen Heinrich im Schilde führten, und Otto mußte sich zu einem Vertrage mit ihnen verstehn, den er aber für nichtig erklärte, als er aus ihrer Gewalt war. Liutolf und Konrad

1. Werner, vgl. Dümmler a. a. O. S. 559. 693; daß Werner und Wetzel, wie Ernsts Dienstmann im Gedichte heißt, derselbe Name ist, hat Eckard a. a. O. S. 513, Bartsch a. a. O. S. LXXXV nachgewiesen. — 4. Haupt, a. a. O. S. 300. 303 erklärt er es für unsicher, welcher Ernst es gewesen sei. — 14. Sage, vgl. Bartsch a. a. O. S. XCV ff. Dümmler, A. XIV, 265—71 und 559 f.

wurden 958 in die Reichsacht gethan und der Kaiser belagerte sie in Mainz. Dann ging Liutolf nach Bayern, welches nun der Kriegsschauplatz wurde, während Konrad in Lothringen kämpfte. Die Bayern halten treu zu Liutolf, Pfalzgraf Arnolf öffnete ihm die Thore von Regensburg, auch die anderen Festungen fielen ihm zu. Im Jahre 954 belagerte Otto Regensburg, welches sich ergeben mußte. Liutolf und seine Anhänger flohen nach Schwaben. Es wurde von Vater und Sohn nun die Entscheidung einem Reichstage anheimgestellt. Aber schon vorher ergab sich der Sohn dem Vater, und in Sachsen bat er ihn um Verzeihung, die ihm gewährt wurde. Im folgenden Jahre wurde er von dem Vater an der Spitze eines Heeres nach Italien geschickt, starb aber daselbst 957.

Die Nachricht von seinem Tode wurde in Deutschland mit allgemeiner Trauer empfangen, denn Liutolf war allgemein beliebt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Sage sich seiner Person bemächtigte. Die Grundzüge der Erzählung des Spielmannsgedichtes stimmen mit dieser Geschichte: die Personen Ottos, der Ottogebe und Adelheids, des Pfalzgrafen Heinrich, die Stiftung des Erzbistums Magdeburg, die Bekämpfung der Wenden, die Belagerung von Regensburg, die Versöhnung zwischen Vater und Sohn.

An die sich an diese Ereignisse anschließende Sagenbildung klangen spätere Ereignisse so sehr an, daß sie damit verschmolzen wurden.

Ernst I., Herzog von Schwaben, starb 1015 auf der Jagd, als sein Sohn Ernst (II.) noch ein Knabe war. Seine Gattin Gisela, die Tochter des Schwabenherzogs Hermann II., hatte aus ihrer ersten Ehe mit Graf Brun einen Sohn Liutolf. Sie vermählte sich zum drittenmale mit Konrad II., welcher 1024 in der Nähe von Oppenheim zum römischen König gewählt ward. Ernst war unterdessen mündig geworden und saß als Herzog von Schwaben in der Reihe der Fürsten. In Mainz fand die Krönung statt. Darnach hielt Konrad mit Gisela den Königsritt durch Deutschland, und in Köln wurde auch an Gisela die Krönung vollzogen. Ernst erhob nun Anspruch auf die Hinterlassenschaft

15 f. denn ... beliebt, Bartsch a. a. O. S. CV f. — 19. Pfalzgrafen, Bayern ward damals schon vielfach mit der Rheinpfalz verbunden, so daß ein Herzog von Bayern leicht zum Pfalzgrafen bei Rhein werden konnte; vgl. Bartsch a. a. O. S. XCV.

des kinderlosen Rudolf von Burgund, doch auch Konrad als Reichsoberhaupt begehrte dieselbe. Schon Ostern 1025 machte Ernst einen Empörungsversuch, der aber niedergeschlagen wurde, Februar 1026 versöhnte ihn Gisela mit Konrad. Allein während des Königs Romfahrt empörte er sich von neuem und brach in Burgund ein, während der mit ihm verbündete Graf Welf Bayern verwüstete. Nach der Rückkehr des Kaisers mußte sich Ernst endlich zu Ulm unterwerfen und wurde nach Gibichenstein in Haft gebracht. Der Kaiser bezwang nun die Burgen von Ernsts Anhängern, von denen sich Kiburg, die Feste von Ernsts trautestem Freunde, dem Grafen Wernher, am längsten hielt. 1029 erhielt Ernst die Freiheit wieder und wurde mit Bayern belehnt, Ostern 1030 wurde ihm Aussicht gemacht auf die Neubelehnung mit Schwaben, wenn er gelobe, Wernher von Kiburg als Feind des Reiches zu verfolgen. Dessen weigerte er sich und verließ den Hof. Nun wurde die Acht über ihn ausgesprochen, und sein jüngerer Bruder Hermann erhielt Schwaben. Ernst begab sich nun mit Wernher hilfesuchend zu Odo von Champagne, dort zurückgewiesen, ging er nach Schwaben und fristete mit einer Schar Getreuer auf der Burg Falkenstein sein Leben durch Raub und Plünderung. In einem Gefechte mit Graf Mangold fiel er 1030, ebenso Wernher. Er wurde im Familienbegräbnis zu Roßstall in Franken beigesetzt.

Auch sein Geschick fand allenthalben Teilnahme, und so lehnte sich der neue Sagenstoff an die alte Sage an. Die Vermittlung dafür war gegeben. Wenn man von Liutolfs Aufstand sagte und sang, so mochte leicht einer im vierten Jahrzehnt des elften Jahrhunderts, der sich genauer Kunde rühmte, sagen: Das war ja gar nicht Liutolf, der ältere Sohn der Gisela, sondern Ernst, der zweite Sohn. Im übrigen lagen ja viele Ähnlichkeiten vor zwischen dem Schicksal des Königssohnes Liutolf und Herzog Ernsts: das Stiefverhältnis, welches dort zwischen Liutolf und der Mutter, hier zwischen Ernst und dem Vater vorlag, die unglückliche Empörung, auch die Parallele Liutolf — Konrad und Ernst — Wernher. Und so kam es, daß Züge aus den beiden Geschichten in der Sage zu einem wunderbaren Ganzen verschmolzen. Aus der jüngeren Sage ersetzte der bekanntere Name Ernst den schon

22f. Er wurde ... beigesetzt, vgl. H. Prutz, Staatengesch. des Abendlandes im Mittelalter I, Berlin 1885, S. 301.

vergessenen Liutolf, während der größere Otto nicht durch den weniger bedeutenden Konrad verdrängt werden konnte. Auch andere Dinge, in denen eine Ungenauigkeit nicht so leicht im Volke auffiel, blieben aus der alten Sage, so das Herzogtum Bayern als Besitz des aufrührerischen Herzogs, und der Unheil stiftende Herzog Heinrich, dessen Umtriebe sehr dazu beitrugen, die Spannung der Zuhörer zu mehren. Aber aus der jüngeren Sage fanden die Krönung Konrads in Mainz, die Rundreise durch Deutschland, der Reichstag, Graf Wetzel Aufnahme, auch Ernsts Gattin Irmgart ward in der Bearbeitung D erwähnt, ebenso Ernsts Begräbnisstätte.

An Konrads Regierung erinnert auch der Waise, jener kostbare Stein, den dieser in die Krone setzen ließ. Dieser hat vielleicht auch den Anknüpfungspunkt abgegeben für den zweiten Teil, in welchem Ernsts wunderbare Fahrten erzählt werden.

Der bunte abenteuerliche Hauptinhalt des zweiten, weit längeren Teiles ist eine Schöpfung aus der frühesten Zeit der Ernstsagenbildung. Die Kranichschnäbler im Lande Grippia stammen vielleicht aus orientalischer Sage. Kranichhälse mit Schweineköpfen und Bärentatzen sind in dem niederdeutschen S. Brandan erwähnt, ebenso erwähnt eine prosaische Erzählung hörnechte lüte und snebelecht, und in den gesta Romanorum heißt es: In Europa sunt homines formosi sed capite et collo gruico cum rostris. Isti designant indices qui debent habere ad modum gruis collum longum, ut prius prudenter cogitent, in corde, que per sententiam proferenda sunt in ore. Die Sage vom Lebermeer, wenn auch nicht der Name, geht auf Isidors Etymologie zurück, dem von Plinius, und diesem wieder von Pytheas die Sage von einem geronnenen Meere im Norden Europas zugegangen war. Erwähnt ist dasselbe im Merigarto, im Lucidarius, im Orendel, bei Wolfram u. ö. Der Magnetberg tritt in Verbindung damit auf in S. Brandan andeutungsweise, im jüngeren Titurel und ausdrücklich im Heinzelin von Constanz, in der Minne Lehre, das Lebermeer (auch klebermer genannt) bei Heinrich von Krolewicz,

18. Kranichschnäbler, Haupt, Z. VII, 295. Bartsch a. a. O. S CXLIV. — 20. S. Brandan, hrsg v. C. Schröder, Erlangen 1871, S. 146, V. 905 ff. — 21. prosaische Erzählung, altd. Bll. I, 124. — 22. gesta Romanorum, ed. H. Oesterley, Berlin 1872, S. 576, Kap. 175. — 26 ff. Die Sage ... war, vgl. über das Lebermeer Müllenhoff, Dkm[2] S. 388. Bartsch a. a. O. S. CXLV f. — 32. S. Brandan a. a. O. S. 132, V. 227 ff. — 33 Minne Lehre, hrsg. v. Fr. Pfeifer, Leipz. 1852, S. 68, V. 1733 ff. — 34. Heinrich von Krolewicz, ed. Lisch, Quedlinb. 1838, S. 70, V 1313.

sowie in der Martina Hugos von Langenstein. Der Magnetberg, welcher ebenfalls aus orientalischen Sagen herübergekommen ist, und wie die Greifen und der leuchtende Karfunkel an Sindbads Abenteuer in 1001 Nacht erinnert, heißt in Deutschland der agistein, doch scheint derselbe hier nicht vor dem zwölften Jahrhundert bekannt gewesen zu sein. Bekannt ist die Erzählung in der Gudrun, wo von dem magnêten und dem vinster mer die Rede ist, welches letztere gleichbedeutend ist mit lebermer und dem oceanus caligans des Adam von Bremen entspricht. Häufig findet sich mit der Sage vom Magnetberge die andere von den Sirenen und Greifen verbunden, letztere auch im Liede von Ernst. Auch diese sind sicher orientalischen Ursprungs. Im Annoliede, in der Gudrun, Rabenschlacht, in Dietrichs Drachenkämpfen werden sie erwähnt, als Wächter des Goldes besonders im jüngeren Titurel und im Willehalm Ulrichs von dem Türlin und öfter. Der Waise (d. i. unio, weil, wie Isidor berichtet, von ihnen immer bloß einer, nie mehrere zugleich gefunden werden), welchen Ernst im Dunkel des Felsenschlundes leuchtend findet und mit dem Schwerte abhaut, ist jener glänzende Edelstein, welcher später den Hauptschmuck der kaiserlichen Krone bildet und der in den Gedichten des Mittelalters oft erwähnt wird. Bisweilen wird er auch Karfunkel, carbunculus, genannt, welchem dieselben Eigenschaften zugeschrieben werden. Von den wunderbaren Wesen, mit welchen Ernst zu thun hat, sind die Arimaspen oder Cyklopen, die nur ein Auge auf der Stirne tragen (daher einsterne), durch Isidors Vermittlung aus dem Altertum dem Dichter zugekommen, doch für die weitere Ausführung der Erzählung sind orientalische Einflüsse anzunehmen. Ebenfalls aus Isidor stammen die Plattfüße, die Sciopodes. Dieselben sind schon in der gereimten Genesis, sowie im Rother. Auch die Langohren oder Panotii

1. Martina Hs. v. Langenstein, ed. Ad. v. Keller, Stuttg. 1856, S. 10. 4, 60. — 11. Sirenen, vgl. Bartsch a. a. O. S. CLI ff. und Albrecht von Halberstadt, Quedlinb. 1861, S. LXXV ff. und CCLIII. — Greifen, Bartsch a. a. O. S. CLIII. — 16. Der Waise, vgl. über denselben J. Grimm, Mythologie S. 1168. W. Müller, mhd. Wörterbuch III, 560. Bartsch a. a. O. S. CLXXI ff. — 24. Arimaspen oder Cyklopen, vgl. Haupt, A. VII, 293. Bartsch a. a. O. S. CLXVI; auch im himmlischen Jerusalem kommen dieselben vor, woselbst auch die Greifen erwähnt sind. Zuerst sind sie erwähnt im Annolied; vgl. Bartsch, Albrecht von Halberstadt, S. CXIX f. Maßmann, Kaiserchronik III. 491. Gesta Romanorum, ed. Oesterley, Berl. 1872, Kap. 175, S. 571, 30 ff. — 29. Sciopodes, vgl. Haupt, A. VII, 289 f. 293. Bartsch a. a. O. S. CLXIX. Haupt, liber monstrorum, Berol. 1863, I, 17 (S. 10, 6). Gesta Rom. Kap. 175 (S. 575, 28). Seb. Münster, Cosmographey (1556) S. 1225. — 30. Panotii, Haupt u. Seb. Münster a. a. O. Gesta Rom. Kap. 175 (S. 575, 17 ff.).

haben daher ihren Ursprung und werden schon in der Wiener Genesis genannt. Derselben Herkunft sind die Pygmäen und die kananäischen Riesen, welche letztere auch im Rolandsliede und in der Genesis begegnen. Auffallend ist, daß nicht auch die Hundsköpfe, die Cynocephalen, erwähnt werden, die sich doch in allen ähnlichen Dichtungen finden, und man glaubt daraus auf eine verloren gegangene Bearbeitung der Ernstsage schließen zu dürfen, zumal da Ulrich von Eschenbach im Alexander ausdrücklich das Vorkommen derselben im Ernst erwähnt.

Dieser Sagengehalt des Ernstliedes ist also, wie wir sehen, ein alter, indessen die Einleitung für denselben, die Kreuzfahrt Ernsts, ist jüngeren Ursprungs und zeigt Anklänge an den zweiten Kreuzzug, vor allem aber an die Kreuzfahrt, welche Heinrich der Löwe 1172 unternahm, und hier haben wir Gelegenheit, den wechselseitigen Einfluß zu beobachten, welchen zwei verwandte Sagenkörper auf einander ausüben. Thatsächlich hatten die Schicksale Heinrichs des Löwen ja manche Ähnlichkeit mit denjenigen Ernsts. 1156 war er mit Bayern belehnt worden, und dieser Zug ging in die Sage über, in der ja, wie wir wissen, Herzog Ernst kaum mit Recht als Herzog von Bayern bezeichnet wird. Heinrich war der mächtigste deutsche Reichsfürst, der sogar dem Kaiser trotzte; einen Kreuzzug unternahm er, um demselben nicht auf seinem Römerzuge folgen zu müssen. Herzog Heinrich von Österreich gab ihm ehrenvolles Geleite die Donau herab, aber im Bulgarenwalde hatte er manches Ungemach zu erdulden. Im griechischen Reiche hingegen fand er die freundlichste Aufnahme und wurde reich beschenkt. Nach einer gefährlichen Seefahrt landete er in Akkon. In Jerusalem wurde er ehrenvoll empfangen, Templer und Johanniter zogen ihm entgegen. Vom Sultan von Ikonium erhielt er fürstliches Geleit, auch der Sultan von Ararat empfing ihn festlich, doch bekehrte er sich nicht zum Christentum, wie Heinrich wünschte. Auf seiner Rückkehr wurde er in Ungarn von König Bela III. freundlich aufgenommen.

Aus diesen Ereignissen sind mancherlei Züge, wie man sieht, in die Ernstsage hinübergenommen worden; aber auch umgekehrt

2. Pygmäen, vgl. lib. monstr. I, 23 (S. 11, 7). Haupt u. Bartsch, Seb. Münster a. a. O. — 3. kananäischen Riesen, Haupt, A VI, 293 f. Bartsch a. a. O. S. CLXXII. Bartsch, Albrecht von Halberstadt, S. XLVIII. — 4 f. Hundsköpfe, vgl. gesta Rom. Kap. 175 (S. 574, 26). lib. monstr. I, 16 (S. 10, 5). — 6. ähnlichen Dichtungen, Genesis, Rolandslied, S. Brandan, Seb. Münster — 8 f. zumal ... erwähnt, G I, 161.

hat die Sage von Herzog Heinrich dem Löwen sich in ausgiebiger Weise der von Ernst erzählten Abenteuer zu ihrer Ausschmückung bedient. So verschmilzt das Lied Michael Wyssenheres über Heinrich den Löwen die Ernstsage mit der des alten Möringerliedes, in welchem erzählt wird, wie ein Ritter, der zum h. Thomas wallfahrtete, nach siebenjähriger Abwesenheit heimkehrt, als eben seine Frau einen andern Mann nehmen will, was durch seine Dazwischenkunft gehindert wird. Auch in den späteren Liedern auf Heinrich den Löwen begegnen diese Züge aus der Ernstsage. Ja schon um das Jahr 1300 erweist Bartsch in dem Reinfried von Braunschweig ein Gedicht, welchem die Geschichte Heinrichs des Löwen unter Anlehnung an die Ernst- und die Möringersage zu Grunde liegt.

Die Sage von Ernst hat besonders auf die späteren Bearbeitungen des französischen Gedichtes von Huon de Bordeaux unzweifelhaft eingewirkt; auch deutsche Gedichte, wie das von Ludwigs Kreuzfahrt, haben es benützt.

Die erste Erwähnung eines Liedes von Ernst geschieht in einem Briefe des Grafen Berthold von Andechs an den Abt Ruprecht von Tegernsee († 22./5. 1186), indem er sich libellum teutonicum de herzogen Ernesten ausbittet. Also um 1180 hat das Gedicht schon bestanden. Es ist wahrscheinlich zwischen 1173—1180 gedichtet worden, und zwar von einem niederrheinischen Dichter, welcher in Bayern am Hofe Heinrichs dichtete. Später wird es öfter erwähnt, so an den schon erwähnten Stellen des Meier Helmbrecht, ferner bei Reinmar von Zweter, bei Heinrich von Krolewicz und bei Ulrich von Eschenbach. Der Dichter des

3 f. Lied ... Heinrich den Löwen, Maßmann, Deutm. deutscher Spr. u. Litt., München 1828, I, 122 ff. — 4. Möringerliedes, s. Goedeke, Littg. 1², 310. Bartsch a. a. O. S. CX ff. F. Vogt, B. XII, 431—53, welcher den Möringer mit dem Minnesänger Heinrich von Morungen und seinen Nebenbuhler mit Gottfried von Neifen identifiziert, und die Elemente einer alten Thomassage in der Erzählung nachweist; vgl. über die Sage noch v. Tettau, Jahrbb. der kgl. Akad. gemeinnütziger Wissensch. zu Erfurt, N. F. Heft IV (1870), S. 243—91. v. Liliencron, D. Nat.-Litt. Bd. 13, S. 101—109. — 8 f. Auch ... H. d. Löwen, über das deutsche und das niederländische Volkslied, die Bearbeitung von Hans Sachs, das Meisterlied von Puschmann, sowie über das dänische und das schwedische Volkslied vgl. Bartsch a. a. O. S. CXXI ff. — 10. Bartsch a. a. O. S. CXXX ff. — 11. Huon de Bordeaux, hrsg. v. Guessard und Grandmaison, Paris 1860; vgl. J. Grimm, Heidelb. Jahrbb. II (1809), 217 ff. Haupt A. VII, 298. Bartsch a. a. O. S. CXLIII f. — 15 f. Ludwigs Kreuzfahrt, hrsg. von v. d. Hagen, Leipz. 1854, V. 607. 8154; vgl. Zarncke, B. II, 584. Jänicke, A. XV, 154 f. — 19. Ruprecht von Tegernsee, Pez, cod. epist. II, 13; vgl. Haupt, A. VII, 253. Bartsch a. a. O. S. I f. — 21 f. Es ist ... worden, vgl. Bartsch a. a. O. S. II. CXXVIII. Berger, B. XI, 382. — 23. welcher ... dichtete, Bartsch a. a. O. Scherer, Studien I. 14. — 24 erwähnten Stellen, s. S. 61, 28. — 25 f. Reinmar von Zweter, vgl. Haupt, A. VII, 263. — Heinrich von Krolewicz a. a. O. V 1336. — 26. Ulrich von Eschenbach, Bartsch a. a. O. S. CXL.

Ernstliedes (B, also wahrscheinlich auch A) beruft sich auf ein lateinisches Buch als Quelle, in dieser wäre uns somit noch eine frühere litterarische Gestalt der Ernstsage bekannt, die wir etwa in die Mitte des zwölften Jahrhunderts zu setzen hätten. Allein außer dieser Berufung ist uns keine Spur derselben erhalten. Die Bearbeitungen, in welchen uns die Ernstsage aufbewahrt ist, sind die folgenden:

A. Das niederrheinische Gedicht ist uns nur in Bruchstücken erhalten, welche in Prag und Marburg gefunden sind und aus dem zwölften und Anfange des dreizehnten Jahrhunderts stammen. Die Reime sind noch meist nur Assonanzen. Hoffmann vermutete irrig in Heinrich von Veldeke den Verfasser. Aus dem niederrheinischen Gedichte floß ein hochdeutscher Text, der den Bearbeitungen B und D zu Grunde lag, aber jetzt verloren ist.

B (bei Haupt W). Die älteste Umarbeitung schloß sich ziemlich genau an das niederrheinische Gedicht an, wenigstens verfuhr es nicht so frei, als sonst die Spielleute mit ihren Vorlagen zu verfahren pflegten. Der Bearbeiter war in Bayern oder Österreich heimisch und dichtete etwa um 1190. Von Handschriften sind erhalten a) eine Papierhandschrift des germanischen Museums zu Nürnberg Nro. 2285 vom Jahre 1441, und b) eine ebensolche der Wiener Bibliothek Nro. 3028 aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Letztere hat viel an dem Texte gemodelt, besonders altertümliche Reime und Worte entfernt, auch hat sie aus einer lückenhaften hochdeutschen Vorlage geschöpft.

C (bei Haupt M). Die lateinische Prosa ist bekannt aus a) einer unvollständigen Straßburger Pergamenthandschrift (Joh. A 68) aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, b) aus

7 f. Bruchstücken, die Prager Bruchstücke hrsg. von H. Hoffmann v. Fallersleben, Fundgruben I, Breslau 1830, S. 228—30; weitere Stücke derselben Handschrift Fr. Pfeiffer, G. VI, 350—57; aus einer andern (Marburger?) Handschrift des 12. Jahrhunderts Bartsch, G. XIX, 195 f; die Prager Bruchstücke auch bei K. Bartsch, Herzog Ernst, Wien 1869, S. 1—12 und I—VI, wo auch Sprache und Reime behandelt sind; über den Dialekt vgl. auch Haupt A. VII, 261 ff. — 10. Hoffmann, Fundgr. I, 228; dagegen Lachmann, über Singen und Sagen S. 116. (Kl. Schr. I, 472.) — 14. Die älteste Umarbeitung, hrsg. v. Bartsch a. a. O. S. 13—186 u. XXV—XXXVI. — 17 f. Der . . heimisch, vgl. Haupt, A. VII, 257. — 18. um 1190, auf diese Zeit deuten die noch erhaltenen dialektischen und unreinen Reime (Bartsch S. XXXIV ff). O. Jänicke, A. XV, 157—65 suchte zu zeigen, daß der Dichter schon unter dem Einflusse der höfischen Poesie stehe und zwischen 1215—1230 zu setzen sei. — 20. Nro. 2285, vgl. Bartsch, Ausg. S. XXV. — 21. Nro. 3028, vgl. Joh. v. Müller Mus. f. altd. Litt. u. Kunst I, 553. Docen, ebenda II, 252 f. 255 f. Jen. Litt.-Ztg. 1810, Nr. 109. Schellings Zeitschr. I, 231 ff. Haupt, A. VII, 253 ff. Hoffmann, Verz. d. Hdss. S. 333 f. — 25. Die lateinische Prosa, hrsg. v. Haupt, A. VII, 193—252; vgl. J. Grimm, lat. Gedd. S. 222 ff. — 27. Joh. A 68, vgl. Pertz' Archiv VIII, 163 Haupt, A. VII, 267. Bartsch a. a. O. S. XXXVII—XLVI.

der Münchner Papierhandschrift (Cl. 850) vom J. 1471, c) aus der Münchner Papierhandschrift (Cg. 572) der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Alle drei weisen auf ein gemeinsames Original. Die Verse, welche die Prosa stellenweise enthält, stammen aus lateinischen Dichtern des Altertums oder sind auch ein zugegebener Schmuck des geistlichen Bearbeiters, ebenso wie die eingeflochtenen Reime. Die Prosa ist nach dem niederrheinischen Gedichte bearbeitet, vermutlich im dreizehnten Jahrhundert, doch bestrebt sich der Verfasser möglichster Kürze, wodurch manche Unklarheit entsteht, andrerseits ist manches hinzugefügt, namentlich an Reden und geistlichen Betrachtungen.

D (bei Haupt G). Die zweite deutsche Umarbeitung ist nur in einer Gothaer Papierhandschrift (welche Lücken enthält) Nr. XLVIII aus dem fünfzehnten Jahrhundert erhalten. Da der Dichter von diesem Stücke seine Vorlage Heinrich von Veldeke zuschrieb, so folgerte man, dieser sei der Verfasser von D, doch wurde dieser Irrtum bald widerlegt. Der Verfasser, ein Geistlicher, beruft sich auf eine Quelle, daz buoch, auch die schophbuoch. Er ahmt Wolfram von Eschenbach nach. In seine Darstellung verwebt er ritterliche und geistliche Zuthat. Seine Heimat ist Bayern und er mag um 1300 gedichtet haben. Dahin weisen die Reime und die Sprache. Als Dichtungswerk ist seine Leistung gering. Der Dichter schöpfte wohl nicht direkt aus dem niederrheinischen Gedichte, von dem er im Inhalte öfter abweicht, sondern aus derselben hochdeutschen Vorlage wie B.

1. vom J. 1471, vgl. Haupt, A. VII, 267. Bartsch a. a. O. — 3. fünfzehnten Jahrhunderts, Haupt und Bartsch a. a. O. — 4. Die Verse, vgl. Schmeller, lat. Ged. S. 222 f. Haupt, A. VII, 267. — 7 f. Die Prosa ist ... bearbeitet, vgl Haupt, A. VII, 288. — 11. Reden ... Betrachtungen, vgl. Haupt, A. VII, 270—86. — 12. Die zweite deutsche Umarbeitung, hrsg. von v. d. Hagen, deutsche Gedichte des Mittelalters I, Berlin 1808, XX und 64 S. — 14. fünfzehnten Jahrhundert, vgl. Hoffmann, Fundgr. I, 227. v. d. Hagen, litter. Grundriß S. 181 f. J. Grimm, Heidelb. Jahrbb. II (1809), S. 210 ff. Docen in Schellings Zeitschr. I, Nürnb. 1813, S. 231 ff. Bartsch a. a. O. S. LIV. — 16 f. so folgerte man, Gottsched, Büchersaal d. schönen Wissensch. X, 195 ff. Adelung, Magazin II, St. 3, S. 9. Koch, deutsche Littg. I, 96. v. d. Hagen a. a. O. S. VI f. u. XX. — doch wurde ... widerlegt, Docen, Mus. a. a. O. — 18 f. Er ahmt ... nach, Haupt, A. VII, 261. Bartsch S. LV f. G. Voß, die Sage vom H. E. unter dem Einflusse Wolframs, Colmar 1886. — 20 f. Seine Heimat ist Bayern, J. Grimm, A. V. 497. Haupt, A. VII, 261. Bartsch S. LVII. — und ... gedichtet haben, Jänicke will (A. XV, 151—57) die Zeit 1277—1285 als Abfassungszeit feststellen, indem er irrige Schlüsse aus dem Vorkommen des Ländernamens Ubia hier und im Gedicht von Ludwigs Kreuzfahrt zieht; vgl. Zarncke, B. II, 580—85. Voß a. a. O. S. 37. — 21 f. die Reime und die Sprache, Bartsch S. LVII ff — 24. abweicht, a. a. O. S. LXII—LXV. — 25. Vorlage wie B, Voß a. a. O. S. 36.

E (bei Haupt O). Odos lateinisches Gedicht ist in Ton und Äußerlichkeiten eine Nachahmung der Alexandreis des Walter von Chatillon. Es ist dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg (1205—1232) gewidmet und wahrscheinlich 1205 oder 1206 vollendet. Sein Verfasser ist vielleicht Otto Bauwarus, ein Geistlicher aus dem Gefolge des Erzbischofs, der in einer Urkunde des Jahres 1213 erwähnt wird. Auch er folgte dem niederrheinischen Gedichte, und zwar ziemlich treu, was ein Vergleich mit A und B zeigt. Einzelne gelehrte Zuthat ist leicht als solche zu erkennen.

F. Das deutsche Volksbuch bietet eine prosaische Darlegung der Ernstsage auf Grund der lateinischen Prosa, jedoch mit Zusätzen. Das Stück ist in der Münchner Handschrift Cg. 572 erhalten, außerdem in einer Anzahl älterer und jüngerer Drucke, die aber sämtlich auf jene Handschrift zurückzugehen scheinen.

G. Das strophische Bänkelsängerlied ist um 1300 von einem niederrheinischen Verfasser gedichtet und zwar in dem sogenannten Herzog Ernsts-Ton oder der Bernerweise (auch Flammweise), einer zwölfzeiligen Strophe in klingenden Versen mit drei, und stumpfen mit vier Hebungen, in der Reimfolge: a a b c c b d e d e f f. Der Volksdichter tritt scharf darin hervor und giebt sich als würdigen Nachfolger des Spielmannes zu erkennen durch seine Anreden an das Publikum, die Beteurungen seiner Wahrhaftigkeit und durch das Verlangen nach einem Trunke Weines. Das Lied spielt die Sage aus der Regierungszeit Otto I. in diejenige Friedrich Barbarossas hinüber, auch sonst finden sich nicht unwesentliche Änderungen darin.

Nachdem wir so die Entwicklung der Sage verfolgt haben, möge eine Übersicht des Inhaltes der ältesten Bearbeitung folgen.

1. Odos lateinisches Gedicht, herausg. von Martène, Thesaurus novus anecdotorum III, 307—66; die früher in Tours befindliche Hds. ist jetzt verschollen. — 2 f. eine Nachahmung ... W. v. Chatillon, vgl. W. Toischer, A. XXIV, 96. — 4 f. und ... vollendet, Zarncke, B. II, 576—80. — 6 f. der ... erwähnt wird, Chroniken der niedersächs. Städte, Magdeburg I (1869), 422 f. — 10. Das deutsche Volksbuch, s. Bartsch a. a. O. S. LXXII—LXXVIII und 227—308. — 12 f. Das Stück ... Drucke, vgl. Bartsch a. a. O. S. LXXIII f. und Goedeke, Littg. I², 311 f. — 15. Das strophische Bänkelsängerlied, nach a) einem Nürnberger Drucke in 89 Strophen in A. VIII, 477—507, b) eine verkürzte Bearbeitung von 55 Strophen im Heldenbuche Kaspars von der Rön abgedruckt bei v. d. Hagen, Heldenbuch II, 227—33 (vgl. dazu Hügel, B. IV, 476 ff.); nach beiden Texten von Bartsch a. a. O. S. LXXIX — LXXXV und 187—225; nach (A) der Dresdener Hds. M. 8[9d] in 71 Strophen (vgl. Böhme, altd. Liederbuch, Leipz. 1877, S. 22 und S. 772, A. 11) v. J. 1452 abgedruckt von R. Hügel, B. IV, 480—99. — 24 ff. Über den Inhalt s. Haupt, A. VII, 290—92. Bartsch a. a. O. S. LXXXIII ff. — 28. Übersicht ... Bearbeitung, nach Bartsch a. a. O. S. VI ff.

In einer moralischen Einleitung führte der Dichter den Gedanken aus, daß den biedern Menschen Erzählung von tapfern Thaten erfreue, dem verzagten dagegen ein Ärgernis sei. Er, der Dichter, will von einem Helden erzählen, der des Bayerlandes waltete, das Erbteil seines Vaters in Würden und Ehren, ein gerechter und milder Herrscher, inne hielt, und nachdem er des römischen Kaisers Huld verloren, mit vielen Rittern in die Fremde fuhr und große Not erlitt. (57) Sein Vater starb, als er noch ein Knabe war; seine Mutter hieß Adelheid, ein Weib von hoher Abkunft und ehrenhaftem Wandel, die ihren Sohn im Lateinischen und Welschen unterrichten ließ und nach Griechenland sandte, um dort höfisches Wesen zu lernen. Er gewann frühe Lob und Ruhm, seine Dienstmannen waren ihm willig und hold. So wuchs er heran und nahm das Schwert; mit ihm zugleich einer seiner Mannen, Graf Wetzel, mit dem ihn innige Freundschaft verband. Nach dem Ritterschlage kehrt er heim und regiert sein väterliches Erbe in Frieden und Ehren. (159) Die Herzogin Adelheid freute sich des Ruhmes, den ihr Sohn erlangte: sie wollte, wiewohl von vielen Fürsten umworben, sich nicht wieder vermählen.

Zu dieser Zeit waltete des römischen Reiches König Otto, der die deutschen Völker, Wenden und Friesen, mächtig beherrschte, ein gerechter Richter war und den besten Frieden schuf, der je in Sachsen war. (197) Er stiftete das Bistum Magdeburg an der Elbe und baute dem heiligen Mauricius und seinen Genossen eine Kirche, die er reich begabte. In seiner Jugend hatte er ein Weib genommen, von England geboren, Ottogebe genannt: diese starb bald und ward in der genannten Kirche begraben. Sie war eine fromme Frau, deren Gemüt sich zum Herrn wandte, daher Gott nach ihrem Tode viele Wunder an ihrem Grabe geschehen ließ. Otto dachte wieder daran sich zu vermählen und berief seine Fürsten, um ihm zu einer geziemenden Gemahlin zu raten. (301) Sie stimmen alle für Adelheid, begeben sich zum Könige und teilen ihm den Erfolg ihrer Beratung mit. Otto ist einverstanden und schreibt eigenhändig einen Brief an Adelheid, den ein Fürst als Bote ihr überbringt. Die Herzogin empfängt den Boten wohl, verneigt sich, als sie den kaiserlichen Brief nimmt, und besendet, nachdem sie den Inhalt erfahren, ihren Sohn. Dieser rät den Antrag des Kaisers anzunehmen. Der Bote kehrt fröhlich mit dem Jaworte heim und wird vom Kaiser und den Fürsten willkommen geheißen.

(449) Alle freuen sich der Botschaft. Die Hochzeit soll über sechs Wochen in Mainz stattfinden. Otto reitet mit seinen Mannen nach Bayern, um die Braut einzuholen. Mit großer Pracht wird die Hochzeit gefeiert: es war die schönste, die man je gesehen. Als sie zu Ende ging, nahmen die Fürsten Urlaub: der König und die Königin ritten heim. Nach einiger Zeit läßt Otto durch einen Ritter Ernst an den Hof entbieten: er kommt mit zahlreicher Begleitung. Der König und Adelheid empfangen ihn wohl. (582) Otto erklärt, er wolle Ernst an Sohnes Statt annehmen; Ernst möge ihm das Reich in Frieden regieren helfen. Sie lebten nun im besten Einverständnis: Ernst ward des Königs Ratgeber. Aus diesem Grunde neidete ihn der Pfalzgraf vom Rhein, Namens Heinrich, und verleumdete ihn bei Otto. Der König will anfänglich den Einflüsterungen nicht glauben, allein der Pfalzgraf weiß ihn durch Beteuerungen zu bethören. (797) Otto zürnt der vermeinten Untreue: der Pfalzgraf rät ihm, es der Königin und dem Hofgesinde geheim zu halten, denn Adelheid würde sonst ihren Sohn warnen. Er solle heimlich ein Heer sammeln und des Herzogs Burgen verwüsten: so werde er denselben nötigen, das Land zu räumen. Dies geschieht: im Namen des Königs fällt der Pfalzgraf in Ernsts Lande ein und thut ihm viel Schaden, hauptsächlich in dem Teile von Ostfranken, den später Herzog Ernst dem Bistum Würzburg schenkte. (878) Er belagert Nürnberg, das von seinen Bewohnern tapfer verteidigt wird. Nachdem von beiden Seiten viele gefallen, senden die Belagerten einen Boten an Ernst und bitten ihn, bald zu Hilfe zu kommen. Ernst hält mit den Seinen Rat, was zu thun sei. Graf Wetzel mahnt, nichts gegen das Reich zu thun; erst wenn ihn der Kaiser vertreiben wolle, dann möge er sich verteidigen. Allein Ernst folgt diesem Rate nicht, sondern sammelt ein Heer von zwei- bis dreitausend Mann, überfällt den Pfalzgrafen in der Nacht und liefert ihm eine Schlacht, in der er siegt. Der Pfalzgraf entflieht und klagt dem Kaiser seinen Verlust. (949) Nun sendet Ernst einen Boten an seine Mutter und läßt ihr sagen, welches Unrecht ihm geschehen. Sie hört es weinend und bittet den Boten, die Nacht über zu bleiben, begiebt sich zum Kaiser und ersucht ihn, den Herzog kommen zu lassen, damit er sich verantworte. Zornig weist er sie ab, sie entfernt sich, läßt ihrem Sohne durch den Boten die Ursache des königlichen Unwillens sagen, daß der Pfalzgraf ihn verleumdet, und rät ihm, sein

Land zu wehren, vorher jedoch die Vermittelung der Fürsten nachzusuchen. (1093) Auf den Rat seiner Mutter sendet Ernst einen Boten an die Fürsten, die zu vermitteln gerne bereit sind, aber, wie die Königin, abgewiesen werden. Der Bote kehrt zurück. Ernst fleht zu Gott ihn zu rächen; er ist entschlossen, nicht gutwillig zu weichen. (1243) Er begiebt sich mit Wetzel nach Speier, wo der Kaiser Hof hält, dringt in die Kemenate und erschlägt den Pfalzgrafen, der darin mit dem Kaiser des Rates pflegt. Der Kaiser entrinnt kaum. Ernst sagt, wenn er den Kaiser bekommen hätte, würde er ihn ebenfalls getötet haben, und betet für die Seele des Pfalzgrafen. Dann steigt er mit seinen Begleitern zu Roß und entkommt ungehindert. In der Burg erhebt sich Lärm, als der Mord des Pfalzgrafen bekannt wird. Man setzt nach, erreicht aber die Flüchtlinge nicht und muß unverrichteter Sache zurückkehren. (1389) Der König schwört Rache und klagt um den Toten: nachdem er denselben begraben lassen, ruft er die Fürsten zur Versammlung, denen er sein Leid klagt. Mit Zustimmung aller Anwesenden wird Ernst in die Acht gethan. (1453) Otto sammelt ein Heer von dreißigtausend Mann, fällt in Bayern ein und belagert Regensburg. Die Belagerten wehren sich tapfer und machen, mit einer grünen Fahne, einen Ausfall, wobei auf kaiserlicher Seite tausend Mann fallen. Der Kaiser schlägt Zelte auf und baut Belagerungsmaschinen, mit denen er der Stadt großen Schaden thut. (1599) In ihrer Bedrängnis senden die Bürger einen Boten an den Herzog und fragen ihn, was sie thun sollen. Ernst rät ihnen, sich zu ergeben. Mit dieser Antwort kehrt der Bote zurück. Am folgenden Morgen lassen sie dem Kaiser ihren Entschluß kund thun: die Fürsten raten, die Ergebung anzunehmen. So zieht Otto in die Stadt, steckt sein Banner darin auf und besetzt sie mit seinen Mannen. Dann bricht er die Zelte ab, verbrennt die Herbergen und zieht verwüstend weiter in des Herzogs Land. Er ermahnt sein Heer, das ihm bis dahin treu gewesen, es auch ferner zu sein und beschenkt seine Dienstleute. Sein Heer teilt er in drei Teile: den einen sendet er die Donau hinab nach Österreich, den zweiten nach dem Lech, er selbst zieht mit dem dritten den Main entlang.

Er zerstört Burgen und Städte, verliert aber durch die Gegenwehr der Angegriffenen viele seiner Mannen. (1701) Ernst verwüstet mit den Seinen hinwiederum des Königs Land, bricht seine Burgen nieder, tötet und verstümmelt seine Lehensmannen. Auch

die Fürsten, die gegen ihn geschworen hatten, sucht er heim. Fünf Jahre hält er sich, endlich aber geht ihm das Geld aus. Da erwählt er fünfzig seiner besten Ritter und schildert ihnen seine Lage. Er beschließt, übers Meer zu gehen zum heiligen Grabe. Alle stimmen bei und nehmen das Kreuz. Sein Entschluß wird bald bekannt, des freuen sich viele. Sie rüsten sich stattlich aus, damit man nicht denke, daß sie durch Armut gezwungen entwichen. (1894) Die Königin sendet ihrem Sohne fünfhundert Mark, dazu manch grauen und bunten Pfellel, und Kleider mit Golde genäht. Ernst empfängt die Geschenke dankend und verteilt sie sofort an die Genossen. Der Tag der Abreise nähert sich. Es kommen eine Menge Ritter zum Herzoge und bitten ihn, sie an der Fahrt teilnehmen zu lassen. Er nimmt sie in seine Gesellschaft und freut sich, daß er so viele werte Männer zu Fahrtgenossen erworben; er wolle nicht ihr Herr, sondern ihr Geselle sein. Die Zahl seiner Begleiter wächst auf tausend. (1999) Nach traurigem Abschiede räumen sie das Land. Ernst verläßt Land und Burgen, Eigen und Dienstmannen. Sie kommen zuerst nach Ungarland, dessen König sie wohl empfängt und reich beschenkt entläßt. Er giebt ihnen Geleit durch den bulgarischen Wald. (2037) Zunächst gelangen sie nun nach Griechenland, nach Constantinopel. Auch hier werden sie ehrenvoll aufgenommen denn der König hatte schon von des Herzogs langen tapferen Kämpfen gegen das Reich erfahren. Er trägt seinen Dienern auf, der Gäste wohl zu pflegen. Der Herzog verweilt drei Wochen in der Stadt, weil man kein hinreichend großes Schiff auftreiben konnte. Endlich findet sich ein passendes. Der König rüstet sie mit Speise auf ein halbes Jahr aus. Der Herzog nimmt Urlaub; der König läßt ihm Gold wägen und wünscht ihnen glückliche Reise. Viele griechische Schiffe schließen sich an. (2123) Die Segel werden aufgezogen, und sie fahren ab. Am fünften Morgen erhebt sich ein Sturmwind, zwölf Schiffe versinken, die andern werden auseinander getrieben, sie sahen sich niemals wieder. Das Schiff, auf welchem der Herzog und seine deutschen Genossen sich befanden, entkam dem Sturme. An einem Morgen klärte sich der Himmel wieder, und das Wetter wird gut. So schweben sie zwei Monate auf dem Meere, ohne Land zu sehen. Nach und nach geht ihnen die Nahrung aus. Endlich eines Morgens wird die Luft helle. (2202) Sie sehen in der Ferne ein schönes Land, Namens Grippia, steuern darauf los und laufen glücklich in den Hafen ein. Sie

gewahren eine herrliche Burg, mit einer marmornen Mauer umgeben, die in blauen, gelben, grünen, roten, weißen Farben schachbrettartig erglänzte. Verschiedene Tierbilder waren daran eingehauen. Ein Graben, mit Wasser gefüllt, umschloß die Mauer, deren Zinnen vergoldet waren.

(2251) Als die Helden sich dem Lande näherten, ließen sie die Segel nieder, setzten die Barken aus und ankerten. Da sprach Ernst zu Freunden und Mannen: „Da Gott uns in dies schöne Land gesendet, so dünkte mich gut gethan, in dieser Burg um Speise zu werben. Laßt uns daher erfahren, ob Christen oder Heiden sie bewohnen. Sind es Christen, so wollen wir uns Speise kaufen; sind es aber Heiden, um dieselbe kämpfen. Denn da wir um Gottes willen ausgezogen sind, so ist es besser, wir werden hier erschlagen, als daß wir in dem Schiffe Hungers sterben." (2285) Diesem Entschlusse stimmten alle bei. Sie waffneten sich und traten in die Barke. Als sie ans Land kamen, band Herzog Ernst eine rote Fahne an, mit welcher auf sein Geheiß Graf Wetzel voranschritt. So zogen sie mutig über das Feld bis vor die Stadt. Das Thor war offen, auch niemand an den Zinnen zu sehen. Das nahm sie alle Wunder und sie sprachen unter einander, es wäre aus List geschehen, damit sie, wenn sie hineindrängen, gefangen würden. Ernst gebietet ihnen, sich dicht an die Fahne zu halten und so geschlossen über die Brücke zu ziehn, damit sie, wenn ihnen Feinde entgegenträten, sogleich mit diesen hineindringen könnten. (2333) Unter Wetzels Führung gelangen sie ans Thor, niemand hemmt ihnen den Weg, und ihren Leisen singend betreten sie die Stadt. Sie erblicken einen grünen Hof und eine Wurmlage (d. i. ursprünglich ein Schlangengarten), in welcher herrliche Tische und Sitze, mit kostbaren Pfelleln bedeckt, standen: auf den Tischen allerlei Speisen und Getränke, Moras, Meth, Wein, dabei goldene Becher, die Schüsseln waren von Silber. (2398) Da sprach Ernst: „Nun danket Gott, daß er uns diese Speise beschert hat. Nehmt so viel als ihr braucht, das andre laßt liegen, auch ihr Gold und ihr Silber und ihre Pfellel. Gott hat uns wunderbar gerettet, dankt ihm dafür; mit den andern Gaben will uns Gott versuchen. Eßt, bis ihr satt seid, und laßt uns dann rasch unser Schiff mit Zehrung beladen, denn ohne Zweifel sind die Bewohner in der Nähe und kommen bald zurück." Sie waschen ihre Hände, essen und trinken, ohne daß man eine Verminderung der Speise wahrnimmt, dann stehen sie auf und

gehen in der Stadt umher, die Wunder von Gold, Silber und edlen Steinen zu betrachten. In allen Häusern fanden sie Speise und Trank, so viel daß ein König mit seinem Heere hätte lange davon zehren können. Sie speisen ihre Schiffe auf ein halbes Jahr und kehren zurück, um auszuruhen. (2481) Nach kurzer Zeit sprach der Herzog zum Grafen: „Mich gelüstet in die Stadt zu gehen, um alles noch genauer zu besehen; wollt Ihr mich begleiten?" Der Graf war bereit. Ernst bat nun seine Genossen, ihnen, wenn sie Schlachtlärm hörten, mit der Fahne zu Hilfe zu kommen Jene gelobten es. Als sie wieder in die Stadt eintraten, sahen sie manch herrlich geschmückten Palas, manch Gewölbe, das wie die Sterne leuchtete und meisterlich erbaut war. Die Stadt stand so nahe am Ufer, daß, wenn ein König mit seinem Heere sie angreifen wollte, er ihr doch nichts schaden könnte. (2557) Nachdem sie alles aufs neue betrachtet, gingen sie wiederum von dannen und kamen zu der Wurmlage, wo sie vorher gesessen hatten. Im Vorübergehen erblickten sie einen reichen Palas, mit Gold bedeckt; die Wände von grünem Smaragd: darin eine Kemenate, mit Edelsteinen geziert, die in Gold gefaßt waren. In der Kemenate stand ein Bett, mit Gold durchschlagen, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt. Verschiedene Tiere, Drachen und Löwen aus lichtem Golde waren daran eingegraben. Auf den vier Stollen lagen vier edle Steine, die gleich der Sonne leuchteten. Darauf waren zwei Federbetten gelegt, mit reichem Pfellel bezogen, die Leilachen von Seide, die Decke von Hermelin mit einer Leiste schön benäht und mit Steinen besetzt, darüber ein seidener mit Gold beschlagener Blialt. Neben dem Bette stand ein Stuhl von Elfenbein, mit erhabener Arbeit in Gold geschmückt. Vier große rote Amethysten lagen oben auf den Knöpfen. Ein teurer Pfellel war darüber gespreitet. Ein viereckiger Sammet bedeckte, mit einer Borte geziert, den Estrich. Zwei kostbare goldne Becher mit edlem Weine standen daneben: kurz, alles war aufs reichste und schönste gemacht. (2615) Weiter gingen sie aus der Kemenate in einen Hof, in dem grünende Cederbäume standen. Dort sahen sie zwei Brunnen, von denen der eine warm, der andre kalt war. Dieselben flossen schön und hell in ein Bad, das von grünem Marmor gewölbt war: darin standen zwei goldene Bütten, die hell leuchteten. Silberne Röhren trugen das Wasser in die Bütten, und zwar war die Einrichtung so kunstvoll, daß man nach Belieben kaltes und warmes Wasser haben

konnte. Ein ehernes Antwerk (d. h. eine Maschine) leitete das Wasser über die ganze Stadt, deren Straßen mit grünem Marmor gepflastert waren: ließ man nun das Wasser darüber laufen, so schwemmte es Schmutz und Mist hinweg, und die Stadt war sofort rein.

(2699) Beim Anblick dieses Bades sprach der Herzog: „Ich habe Lust mich zu baden; wir brauchen keine Angst zu haben, denn es ist kein lebendes Wesen hier, das uns schaden könne. Wir haben auf dem wilden Meere wenig Gemach gehabt und wollen Gott loben, daß er uns hierher geführt hat.“ Der Graf antwortete: „Wenn es nach meinem Willen ginge, so ließen wir es sein; da Ihr es aber wollt, so laßt es uns wenigstens bald thun.“ Sie zogen sich aus und setzten sich in die Bütten, stießen die Röhren auf und ließen kalt und warm Wasser herein. Nachdem sie sich gebadet, traten sie in die Kemenate und legten sich auf das Spannbette, um auszuruhen. Das ward manchem zu Leide. (2759) Nicht lange, so sprach Wetzel zu seinem Herrn: „Es ist Zeit, daß wir aufstehn und zu unsern Schiffen gehen, wo unsre Gefährten warten und groß Verlangen haben zu wissen, wie es uns hier in der Burg ergehe. Ich habe große Sorge, daß sie uns zürnen. Zieht Eure Kleider an, damit Ihr kampfbereit seid. Wir haben die Stadt jetzt wohl beschauet und können wohl sagen, daß wir noch keine so reiche gesehen. Sie ist weit und kräftig, schön und mächtig, man kann keine so kunstreich gebaute finden; sie ist aller Burgen beste.“ (2793) Ohne Zögern kleideten und waffneten sie sich. Ihre Waffen waren so schön, sie hätten damit der Schar des mächtigsten Kaisers geziemt. Sie nahmen ihre Schilde und gingen aus der Kemenate in den schön gezierten Palas.

(2817) Plötzlich hörten sie eine wundersame Stimme, als ob Kraniche von allen Seiten die Burg umgäben. Das nahm sie sehr Wunder. Sie traten in ein finsteres Gewölbe, aus welchem ein Fenster über die Wurmlage ging. Von dort betrachteten sie alles, was geschah, ohne selbst gesehen zu werden. Als sie eine Weile gestanden, sahen sie sich dem Burgthor eine seltsame Schar von Männern und Frauen nähern. Die Leute waren schön und wohlgestalt, bis auf ihre Hälse, die Kranichhälsen glichen. In großer Menge ritten sie auf die Stadt zu. Sie trugen Schilde und Bogen, Köcher mit Pfeilen, ihre Kleider waren von Pfellel und Seide. Sie hatten an ihrem Leibe nichts Tadelnswertes als ihre Hälse. Dies Volk hatte einen König, dem es unterthan war.

Derselbe war mit seinem Heere zu Schiffe nach India gezogen und hatte den König des Landes mit seinem Weibe und den Seinen ins Meer versenkt, nur die Tochter blieb leben, denn diese wollte er zur Frau nehmen. Die Bürger waren ihm entgegengezogen und hatten die Wirtschaft in der Stadt bereitet. Jetzt standen sie vor dem Thore und stiegen ab. Als die beiden Helden das alles sahen, sprach der Herzog zum Grafen: „Wir wollen hier bleiben und abwarten, was geschieht; sie können uns nichts thun, wir kommen immer noch von hinnen." (2961) Diese Ansicht teilte der Graf und vermaß sich allein ihrer tausend zu töten. Sie sahen nun zum Thore herein zwei Männer in seidenen Hemden kommen, ihre Röcke waren von Triblat, ihre Hosen aus verschiedenem Zeuge zusammengesetzt und mit Gold geschmückt. Weiße Leinwand glänzte hindurch, golden waren ihre Sporen. Beide waren nach dem Könige die edelsten: auch sie hatten Kranichhälse. Sie trugen Hornbogen mit seidenen Sehnen, Köcher aus weißem Elfenbein mit Steinen besetzt, mit Pfellel überzogen, Schilde von Gold, die an Stelle der Buckel einen großen hellleuchtenden Almatin hatten. Nach ihnen kamen zwei andere in Sammet und Seide, die Kleider mit Gold benäht, mit Perlen und Edelsteinen bis an die Beine geschmückt. Köcher, Bogen und Schilde auch dieser beiden waren herrlich.

(3057) Nun folgte ein schöner Mann in reichen Kleidern. Seine Hosen waren mit Perlen und Steinen bis vorn auf die Spitzen besetzt, goldene Sporen trug er an den Füßen, sein Hemde war von weißer Seide, der Rock von Blialt mit einer Leiste, an der bis auf die Hände reiche Borten herabliefen. Einen golddurchschlagenen Gürtel hatte er umgeschnallt, auf dem Haupte einen Reif mit Edelsteinen, der seine Gewalt kennzeichnete. Hals und Haupt glichen denen eines Schwanen. Ihm folgten zwei hochgeborne Männer, die eine schöne Jungfrau führten. Deren Haut war weißer als der Schnee, ihr Haar wallte bis auf die Erde. Sie hatte ein Menschenantlitz und war sehr traurig. (3110) Über ihr trugen zum Schutze gegen die Hitze vier Männer an vier rotgoldenen Stangen einen Pfellel. Sie war die Tochter des Königs von India und weinte um ihrer Eltern Tod. Alle diese zogen unter wunderlichem Gesange in die Burg und führten die Braut in ein herrliches Gemach, wo schöne Sitze waren. Sie war traurig und weinte, denn sie konnte niemand verstehen. Der Truchseß ging mit seinem Stabe umher,

die Leute zu setzen. Die Jungfrau erhielt ihren Platz neben dem Könige. Die Kämmerer boten in goldenen Becken Wasser, darnach weiße Handtücher. (3190) Nun bemerkte der Truchseß, daß von der Speise verzehrt war. Er ließ in die Küche eilen und neue holen. Weder er noch irgend jemand glaubte, daß fremde Gäste dagewesen. Auch für die Menge wurden jetzt die Tische im Saale gerichtet, man gab allen Wasser. Ehe sie sich jedoch setzten, gingen sie vor den König und verneigten sich ihm. Alle waren fröhlich bis auf die Jungfrau, sie wollte nicht essen. Das war auch nicht zu verwundern, wenn es sie nicht lüstete; denn so oft der König sie küßte, stieß er seinen Schnabel an ihren Mund. Solche Minne war ihr in India unkund; jetzt in Grippia, unter fremdem Volke, lernte sie dergleichen kennen. Die Augen der edlen Frau waren rot vom Weinen.

(3256) Das sahen Ernst und der Graf. Es erbarmte sie, und der Herzog sprach zu seinem Begleiter: „Wir sollten diesem minniglichen Weibe von hinnen helfen; mich jammert sie, soll sie ihr Leben lang unter Leuten bleiben, deren Sprache sie nicht versteht. Darum laß uns in den Saal springen. Ehe sie sich zur Wehr richten, haben wir unter ihnen Mord und Schaden gestiftet, den sie nicht verwinden können. Ihre Geschosse schaden unsern Panzern nicht. Wir dringen dorthin, wo der König sitzt, schlagen ihn tot und bringen sie von hinnen. Bevor sie die Waffen ergreifen, sind wir vor dem Thore und dringen bis zu unseren Gefährten hindurch.“ (3319) Der Graf erwiderte: „Folgt meiner Lehre! Sie sind in der Überzahl, und beginnen wir den Streit, so töten sie die Jungfrau. Wir können ihr auf bessere Weise helfen. Wenn sie vom Tische aufstehen und sich alle aus der Wurmlage entfernt haben, so gehen wir in die Kemenate, erschlagen den König und nehmen die Frau. Ehe sie es bemerken, sind wir am Burgthor. Da kommen uns unsre Gefährten zu Hilfe, und so bringen wir sie auf das Schiff.“ Mit diesem Vorschlage war Ernst einverstanden. Nach dem Essen tanzten und sprangen die Leute vor dem Könige, um die Braut zu ehren; sie aber wurde nicht heiter. (3385) Der König befahl dem Volke, sich zu entfernen, er wollte zur Kemenaten gehn. Da sah einer von den Helden des Königs in einem Winkel die beiden Helden. Er lief rasch in die Kemenate zurück und verkündigte, was er gesehen. Sie wähnten, es wären die von India, die ihnen nachgefolgt, um ihnen die Jungfrau zu

nehmen. (3426) Darum erstachen sie dieselbe mit ihren Schnäbeln. Ihr Geschrei hörten der Herzog und der Graf, sprangen rasch in die Kemenate und töteten den König und alle die darin waren. Nur einer entrann, derjenige, der sie entdeckt und verraten hatte. Dieser sprang, ohne Urlaub zu nehmen, hinter ihnen aus der Thür.

(3457) Während er in der Stadt die Märe verbreitete, trat der Herzog zu der Jungfrau hin und fragte, ob es möglich wäre, daß sie noch genäse. Wenn das sei, so wollte er sie heim in ihr Land bringen; verliere sie aber ihr Leben, sie rächen. In großem Schmerze lag die Jungfrau da, mit Blut befleckt, ihr Herz begann zu brechen. (3502) Sie sprach: „Gott lohne dir die Arbeit, die du um mich bestanden hast. Genäse ich und brächtest du mich nach India, so wollte ich dich reich machen und zu aller Könige Genossen. Meinem Vater diente mancher Held. Da kam zu uns auf dem Meere der König von Grippia, der ihm und meiner Mutter das Leben nahm. Nur ich bin übrig, darum sollte mein Haupt Krone tragen. Das ist nun anders gewendet, ich muß bis zum jüngsten Tage in der Fremde wohnen. Gott gebe dir fröhliche Heimkehr!" Somit starb sie. (3577) Der Herzog und der Graf weinten um ihren Tod, deckten sie mit einem Pfellel von Gold zu und baten Gott, daß er ihr gnädig sei. Hierauf enteilten sie vor die Thür und suchten sich nach dem Thore durchzuschlagen. Dies war unmöglich; sie wurden von allen Seiten mit Pfeilen beschossen und streckten viele nieder. Inzwischen hatten die Schiffsgefährten den Streitlärm vernommen und kamen herbei. Das verschlossene Thor hieben sie mit den Schwertern auf. Da fiel mancher. Die Bürger liefen auf die Zinnen und warfen mit Steinen. Der Herzog und die Seinen traten den Rückzug an und gingen fröhlich nach dem Schiffe. (3712) Da sahen sie ein großes Heer herankommen: es waren die Bewohner des Landes, welche die Braut sehen wollten, alle beritten, mit Hornbogen und Schilden bewaffnet. Es erhob sich ein grimmiger Streit, in dem mancher das Leben verlor. Ernst tröstete die Seinen: „Jetzt sollt ihr zeigen, daß ihr tapfere Helden seid, jetzt den Himmel mit eurem Leben erkaufen. Bittet unsern Herrn, daß er uns helfe. Um Gottes willen sind wir ausgezogen: wenn wir auch hier sterben, so sind wir genesen. Vorher aber wollen wir ihrer so viele erschlagen, daß sie's nimmer verwinden können." (3777) Nach diesen Worten rüsteten sie sich zum Kampfe. Der Herzog nahm die

Fahne und ging den Seinen voran. Die Feinde schossen mit Pfeilen aus der Ferne, wogegen nicht Schild noch Helm schützte. Mit den Schwertern konnten sie sie nicht erreichen, dennoch töteten sie eine große Menge. Als der Herzog sah, daß sie ihnen nicht standhielten, ergriff er die Fahne und drang nach dem Meere zu, nachdem fünfhundert seiner Mannen erschlagen worden. Er und Graf Wetzel standen auf dem Sande und wehrten die Feinde ab, bis die Schiffsleute mit Barken herankamen, sie einzeln nahmen und in das Schiff brachten. Zuletzt sprangen auch die zwei in die Barke und gelangten ins Schiff. Die Segel wurden aufgezogen, es wehte ein günstiger Wind. Dessen waren sie froh. Ernst gebot vom Gestade zu stoßen. Die Heiden eilten ihnen in Galinen nach, allein der Wind entführte sie ihren Feinden. Da kehrten diese um und klagten, als sie den Tod des Königs erfuhren. Sie begruben die Gefallenen und heilten die Wunden; dann wählten sie einen andern König, denn diesen mußten sie fahren lassen. Jene aber waren in Gottes Namen entkommen.

(3883) Aber noch hatten sie viel Not zu erleiden. Am zwölften Tage sahen sie einen hohen Berg vor sich, nach welchem das Schiff seinen Lauf wandte. Sie gewahrten viele Mastbäume, gleich einem Walde. Des waren sie froh, denn sie hielten es für eine Stadt und hofften dort Ruhe zu finden. Fröhlich fuhren sie auf dem wilden See weiter. Da stieg einer der Schiffsleute auf den Mast, und als er den Berg bemerkte, erschrak er und rief in das Schiff hinab: „Nun rüstet euch zum ewigen Leben! Der Berg, den ihr sehet, steht im Lebermeer. Es ist der Magnet, auf den wir zufahren, von dem ich euch sagte. Nun bereut eure Sünden! Der Stein hat die Kraft, die Schiffe anzuziehen, und ihr Eisen fliegt von selbst auf ihn zu. Dort an dem dunklen Berge müssen wir sterben, wie alle, die vor uns dahin gefahren sind. Darum bittet Gott um Gnade, wir sind dem Steine nahe!" (3967) Der Herzog ermahnte die Seinen, Gott zu loben und zu danken, denn wenn sie auch hier stürben, so sei es ihrer Seele Heil. Sie beteten und beichteten. Inzwischen kamen sie dem Steine immer näher, der sie mit Kraft heranzog. Von dem Anpralle zerbarsten viele der älteren Schiffe. Es war ein Wunder, daß die Leute darin mit dem Leben entkamen. Sie gehen nun aus ihrem Schiffe heraus und besehen die andern: darin finden sie große Schätze, Silber, Gold, edles Gestein, Purpur und Pfellel. Sie

sahen sich von dem Berge um, aber nirgend erblickten sie Land. So mußten sie vor dem Steine große Not leiden, bis sie ihre Nahrung verzehrt hatten und einer nach dem andern Hungers starb. (4119) Nur sieben blieben in dem Schiffe am Leben: die andern führten die Greifen von dannen. Wenn nämlich einer gestorben war, legten sie ihn auf des Schiffes Bord: da kamen die Greifen und trugen ihn ihren Jungen ins Nest. Der Herzog klagte und jammerte um den Tod seiner Genossen. Es war so weit gekommen, daß die sieben nur noch ein halbes Brot zu verzehren hatten. Da ergaben sie sich Gott, fielen in Kreuzes Form an ihre Venia und baten um Gnade.

(4165) Als sie ihr Gebet vollendet, sprach Wetzel: „Ich habe eine List erdacht, die uns rettet. Laßt uns in den Schiffen Meerrinderhäute suchen, dann unsere Waffen anziehen, uns darein nähen und auf das Schiff legen. Dann kommen die Greifen und tragen uns von hinnen. Sie vermögen uns aber wegen der Rüstungen nichts anzuhaben. Wenn dann die Alten auf Futter ausgehen, schneiden wir uns heraus und steigen herab. Wenn wir nicht davon kommen, so ist es besser, wir sterben dort einen redlichen Tod, als hier so jämmerlich." Da kam es ihnen allen vor, als habe Gott ihnen das eingegeben. Sie liefen auf die Schiffe, fanden die begehrten Häute, kehrten mit denselben auf ihr Schiff zurück und schnitten eine Haut in Streifen. (4217) Nun gingen sie zu Rate, wen man zuerst einnähte. Der Graf sprach: „Das bin ich und mein Herr. Wir scheiden uns nicht von einander. Wenn wir das Leben behalten, so werdet auch ihr von den Greifen hingetragen und sehet uns wieder." Die beiden Helden zogen ihre Rüstung an, nahmen ihre bloßen Schwerter in die Hand und ließen sich vernähen. Ihre Genossen weinten. Der Herzog tröstete sie und forderte sie auf zu thun wie sie und das übrige Gott zu überlassen. (4271) Man legte die beiden auf des Schiffes Rand. Die Greifen kamen nach Gewohnheit geflogen, nahmen sie in ihre Klauen und brachten sie ihren Jungen. Diese versuchten es auf alle Weise, ihnen beizukommen, allein sie vermochten die Häute nicht aufzutrennen. Die beiden schnitten sich heraus und gingen in einen Wald, wo ihnen die Greifen nicht schaden konnten. Die Greifen holten abermals zwei Männer, die sich ebenfalls losmachten und herabstiegen. Dann noch zwei: der dritte übrigbleibende mußte in dem Schiffe sterben. Die andern führten die

Greifen wie die früheren ihren Kindern zur Speise: die Jungen versuchten es an allen Enden, konnten ihnen aber ebenso wenig anhaben, wie jenen. Die vier gingen nun in den Wald und trafen den Herzog. (4335) Als dieser sie kommen sah, lief er ihnen entgegen und küßte sie hocherfreut. Er erkundigte sich nach dem noch fehlenden Genossen und erfuhr, daß derselbe zurückgeblieben. Er beklagte ihn und betete für seine Seele.

In dem Walde zogen sie weiter, sich von Wurzeln, Kräutern und Schwämmen nährend. (4389) Endlich gelangten sie an ein Wasser, das schnell und reißend dahinfloß. Es war fischreich. Die Helden fingen die Fische mit den Händen und brieten sie. Sie folgten dem Ufer des Flusses, einen Übergang suchend. So kamen sie an einen Berg, durch dessen Höhlung der Strom hindurchfloß. Auf den Rat des Grafen machten sie ein Floß, indem sie Bäume fällten und mit starkem Bast aneinander hefteten. Sich Gott und seinen Heiligen empfehlend, betraten sie das Fahrzeug. Beim Hindurchfahren stießen sie sich vielfach an den Wänden, das machte die große Finsternis in dem Berge. Doch leuchteten inwendig viele edle Steine, namentlich glänzte einer darunter hervor. Ihn brach der Herzog ab und brachte ihn später mit nach Deutschland. Das ist der Waise, den man in des Reiches Krone sieht.

(4477) Endlich kamen sie wieder ans Tageslicht und verließen das Floß. Sie mußten durch einen großen Wald gehen und gelangten aus diesem in ein schönes Land, in welchem sie viele Städte erblickten. Das Land hieß Arimaspi, seine Bewohner hatten nur ein Auge vorn an der Stirne und wurden Einsterne, auf lateinisch Cyclopes, genannt. Die Wandrer nahten einer schönen Burg, die von einem Grafen des Königreiches bewohnt war. Dieser war um Kurzweil willen vors Thor gegangen und empfing die Fremden freundlich. Sie verstanden seine Sprache nicht und machten sich ihm durch Zeichen verständlich. Er versah sie mit Speise und Trank, beschenkte sie mit Pfelleln und hielt sie in hohen Ehren. (4558) Zu der Zeit entbot der König des Landes einen Hof und befahl, daß alle seine Unterthanen auf demselben erschienen. Von nah und fern eilte das Volk herbei. Auch der Graf kam und nahm seine Gäste mit sich. Als der König hörte, daß er so seltsame Leute mitgebracht, ließ er durch Boten ihn auffordern, sie vor ihn zu bringen. Sie erschienen in ihren Rüstungen und erregten großes Erstaunen. Der König bat den

Grafen, sie ihm zu schenken, was dieser auch that. (4601) Auf Befehl des Königs ward ein Roß herbeigebracht, das Ernst bestieg und ritterlich tummelte. Der König gebot seinen Leuten, des Herzogs und seiner Mannen wohl zu pflegen und sie mit allem, was sie wollten, zu versehen. Sie blieben ein Jahr am Hofe und lernten während der Zeit des Landes Sprache. Einst ließ der König den Herzog vor sich holen und fragte ihn, aus welchem Lande er wäre, wie er hieße und wie er zu ihnen gekommen. Da sagte ihm Ernst, daß er daheim ein Herzog gewesen, aber von dem mächtigsten Könige, den es seit Anbeginn gegeben, vertrieben worden sei; auch erzählte er ihm von des Landes Sitten und seinen Irrfahrten. Seit der Zeit ehrte ihn der König noch mehr denn zuvor.

(4667) Nun wohnte nahebei ein wunderbares Volk, Plattfüße genannt. Sie hatten große Füße, mit denen sie sehr geschwind durch Wald und Busch liefen. Wenn Ungewitter eintrat, legten sie sich auf die Erde und hoben zum Schutze einen Fuß über sich, wenn dieser müde geworden, den andern. Ihre einzige Waffe waren Geschosse. Sie suchten den König von Arimaspi oft mit Krieg heim. Der Herzog riet dem Könige ein Heer zu sammeln. Auf einer Heide begegneten sich die Heere. Ernst nahm das Banner und führte die Schar. Das Feld lag mit Toten bestreut. Der Plattfüße entkamen wenige, viele wurden gefangen, der Herzog gewann den Sieg. (4747) Bis zum andern Tage blieb der König auf der Walstatt und berief sein Volk, um mit ihm dem Herzoge zu danken. Er sprach zu ihm: „Du hast mir mein Land gerettet, darum sollst du darüber gebieten." Ernst ward mit einem Herzogtum belehnt, auch alle seine Mannen belohnt. Graf Wetzel erhielt eine Grafschaft. Hierauf ritt der König nach Lucerne, so war eine seiner Städte genannt. Der Herzog machte sich in seinem Lande bald durch Freigebigkeit bekannt und beliebt, weshalb ihm alle seine Untergebenen in Freud und Leid beistanden. Auch unterließ der Graf nicht, in Ehren die ihm verliehene Gewalt zu behaupten.

(4813) Der Herzog hörte von einem wunderbaren Volke sagen, das hatte so lange Ohren, daß sie bis auf die Füße herabgingen. Andere Kleider trugen die Leute nicht. Sie thaten dem Lande des Königs großen Schaden. Das klagten ihm seine Unterthanen und baten um Abhilfe. Als Ernst die Märe vernahm, besandte

er seine Mannen und ließ sich in das Land der Langohren weisen. Es kam mit ihnen zu hartem Kampfe, in welchem der Herzog siegte. Die Nacht lagerte er auf dem Walplatze. Dann unterwarf er das ganze Land und zwang das Volk Zins zu geben und seinem Heerschilde zu folgen, wohin er auch führe. Zwei von ihnen behielt er bei sich.

(4891) Bald darauf vernahm Ernst von einem Volke kleiner Leute, die Pygmäen hießen (das Land Prechami). Ihr Land war voll von Kranichen, vor denen sie in Furcht verborgen lebten. Von den Eiern der jungen Vögel, die sie erbeuteten, nährten sie sich. Mit hundert Rittern fährt der Herzog zu Schiffe in ihr Land und läßt sich zu dem König der Pygmäen führen. Von dessen Leuten werden ihm die Aufenthaltsstätten der Kraniche gezeigt. Die Kraniche wehrten sich tapfer: auf beiden Seiten wurden viele erschlagen. Der Pygmäenkönig bat ihn zu bleiben und an seiner Statt das Land zu regieren. Ernst lehnte es ab und erbat sich nur zwei Pygmäen, die er auch erhielt und mit denen er, Urlaub nehmend, nach Arimaspi zurückkehrte.

(5013) Noch wohnte ein anderes Volk in der Nähe, die kananäischen Riesen, die manches Land zu Zinse bezwungen hatten. Ihrem Könige ward geraten, nach Arimaspi seinen Boten zu senden und den König dieses Landes aufzufordern, wenn ihm sein Leben lieb sei, ihm Zins zu geben und sein Land als Lehen von ihm zu empfangen. Der Bote war ein Gigant und setzte, indem er seine Botschaft ausrichtete, den König und seine Mannen in großen Schrecken. Sie rieten den verlangten Zins zu gewähren. Da sprach Ernst, der auch im Rate zugegen war: „Ihr ratet eurem Herrn zu seiner Schande. Bei mir daheim thäte das kein Lehensmann. Ich rate euch Besseres. Entbietet dem Könige hinwieder, er sei euch zu niedrig, um euer Land von ihm als Lehen zu nehmen. Wolle er in Frieden leben, so solle er dessen nicht mehr gedenken. Greift er euch mit Heeresmacht an, ihr wollet euch wohl wehren, daß ihm der Zins sauer werde." Diesem Rate folgte der König und ließ die vom Herzog gegebene Antwort entbieten. (5089) Der Bote kehrte heim und berichtete seinem Herrn. Dieser wunderte sich höchlich über den Bescheid. Der Bote fügte hinzu: „Ich habe dort einen kleinen Mann gesehen, der mir kaum bis ans Knie ging, der gab ihm den Rat." Da schwur der König dem Herzoge Verderben. Er sammelte tausend Riesen und zog

in das Land Arimaspi. Mit stählernen Stangen waren die Riesen bewaffnet. Ernst ließ den Seinigen Schwerter und Speere schmieden und befahl ihnen, sich in dem Walde, durch den die Riesen mußten, zu verbergen. Dort könnten diese nicht Gebrauch von ihren Stangen machen. (5201) So geschah es, und sie schlugen die Riesen unten an die Beine. Da zeigte sich die Weisheit des Herzogs. Dreihundert Riesen fielen, die übrigen flohen. Ernst verfolgte sie und fing einen, der nicht fliehen konnte, weil er verwundet war. Man zwang ihn sich zu ergeben. Der Herzog führte ihn mit sich heim, alles Volk von Arimaspi dankte ihm für den errungenen Sieg. Der König veranstaltete ein großes Fest, bei welchem Ernst sehr geehrt und mit Gold und Edelsteinen beschenkt ward. Darauf kehrte er in sein Land zurück und freute sich des gefangenen Riesen. Er heilte ihm seine Wunden und ließ ihn ledig umhergehen. Der Riese, der sich an ihn angeschlossen und gewöhnt hatte, blieb bei ihm. Er war jetzt fünfzehn Jahre alt und hoch wie ein Baum im Walde.

(5333) So blieb der Herzog sechs Jahre in dem Lande. Eines Morgens ging er um Kurzweil willen am Rande des Meeres spazieren. Da sah er ein Schiff landen, das aus Morland kam. Er fragte die Schiffer, wer sie wären. Sie erwiderten, sie seien morische Kaufleute, der Wind habe sie an das Land verschlagen. Sie baten um Erbarmen und Frieden und verhießen ihm dafür Geld und Gut. Da fragte sie der Herzog, ob in ihrer Heimat irgendwo Krieg wäre, und erfuhr von ihnen, daß der König von Babylon ihrem Herrn, dem Könige von Ubian, mit Kriege viel Schaden thue, um ihn zu zwingen, vom Christentum abzulassen und Heide zu werden; allein er werde seinen Zweck nicht erreichen. Nun fragte Ernst die Kaufleute, ob sie ihm von hinnen helfen wollten. Sie versprachen es. Er ließ nun das Schiff mit Speise und Gut beladen, nahm seine Wunderleute und zwei Männer von Arimaspi mit sich, und so fuhren sie ab. (5435) Mit gutem Winde kamen sie nach Morland, stiegen aus und gingen in Herberge. Die Kaufleute begaben sich auf eine Burg, wo der König des Landes war und sagten ihm, wen sie mitgebracht. Der Herzog nahm seine Wunder und ging mit ihnen vor den König, der ihn wohl empfing. Die Wunder, namentlich der Riese, erregten allgemeines Erstaunen. Ernst bot dem Könige seine Dienste an, wofür dieser ihn belohnen wollte, was aber der Herzog ablehnte. Er blieb am Hofe.

(5505) Eines Tages kamen Märe, der König von Babylon falle mit manchem Helden in das Land ein. Der König von Morland sammelte ein Heer auf einer weiten Heide. Es kommt zum Kampfe, in welchem der Riese die Fahne trägt und Wunder von Tapferkeit verrichtet. Ernst selbst kämpft mit dem Könige von Babylon und zwingt ihn sein Schwert aufzugeben. Einer seiner Ritter, der mit ihm den Greifen entrann, fiel in der Schlacht. Die Heiden fliehen, die Sieger kehren fröhlich heim. Der König von Babylon wird geheilt. Nachdem er genesen, besendet er die Fürsten und unterhandelt wegen seiner Lösung. Es werden Geisel gegeben, die Gefangenen ausgewechselt und der Friede auf ewige Zeiten beschworen. (5631) Hierauf bittet Ernst den König von Babylon, ihn mit sich zu nehmen und auf die Straße nach Jerusalem zu bringen. Er beurlaubt sich beim König von Ubian, der es bedauert, daß Ernst nicht bleiben will, ihn dem Könige von Babylon empfiehlt und mit Silber und Gold beschenkt verläßt. Sie kommen in das Land zu Babylon, dessen Bewohner ihrem Könige entgegenziehen und ihn herrlich, mit Harfen, Fiedeln und Tanz empfangen. Des Herzogs Wunderleute werden auch hier staunend angegafft.

In Babylon bleibt der Herzog über einen Monat, da erinnert er den König an sein Versprechen. Der König willfahrt ihm und giebt ihm vier seiner Fürsten als Begleiter, beschenkt ihn mit Gold und Pfelleln und sendet außerdem ein Gefolge von zweitausend Mann mit ihm. (5667) Als sie Jerusalem sich nähern, nehmen die Heiden Urlaub. In Jerusalem verbreitet sich das Gerücht von des Herzogs Ankunft. Man zieht ihm entgegen und führt ihn in das Münster. Hier opfert er am heiligen Grabe und läßt einen Teil seiner Wunder als Geschenk zurück.

(5699) Länger als ein Jahr weilte er in Jerusalem, während welcher Zeit er für die Tempelherren mit den Heiden kämpfte. Auch der Kaiser und die Kaiserin vernahmen durch Pilger von Ernsts Anwesenheit und Thaten in Jerusalem. Adelheid betet inbrünstig für ihren Sohn, daß es ihr vergönnt sei, ihn wiederzusehen. Sie wirbt um Huld für ihn bei den Fürsten, und diese versprechen, ihm zur Gnade des Kaisers zu verhelfen. Nun entbieten sie dem Herzoge zurückzukehren. Ernst nimmt Urlaub in Jerusalem und schifft sich zu Ackers ein. Sechs Wochen dauert die Fahrt. Endlich kommen sie nach Bare, wo der Plattfuß stirbt. (5789) Auf S. Nicolaus Grabe opfert der Herzog. Von dort begiebt er sich nach

Rom. Die Römer ziehen ihm, als seine Ankunft bekannt wird, entgegen und führen ihn in das Münster zu S. Peter, wo vieler Heiligen Gebeine ruhen. Er muß seine Schicksale erzählen. Seine Wundermenschen erregen auch hier großes Aufsehen. Er nimmt Abschied und zieht nach Bayern, denn er hat gehört, daß der Kaiser in Babenberg zu Weihnacht Hof halten wolle.

(5846) Am Christabend nähert er sich der Stadt und birgt sich bis zur Messezeit in einem Walde. Dann geht er mit Wetzel in die Kirche, wo sie die Kaiserin betend finden. Mutter und Sohn erkennen sich. Die Kaiserin umarmt und küßt ihn und giebt ihm den Rat, erst vor dem Kaiser zu erscheinen, wenn die Messe gesungen und das Evangelium gelesen sei. Dann solle er ihm zu Füßen fallen, inzwischen wolle sie die Fürsten für ihn bitten. (5887) Sie besendet diese und teilt ihnen ihres Sohnes Ankunft mit, indem sie um Gottes willen ihre Hilfe erfleht. Sie geloben es und meinen, der Kaiser müsse ihm Huld gewähren. Die Zeit war herangekommen. Der Kaiser legt sein königliches Gewand an und tritt mit den Fürsten in das Münster, unter Krone neben der Kaiserin gehend. Der Bischof singt Messe, das Volk macht ein großes Gedränge. Nachdem der Bischof das Evangelium gelesen, besteigt er das Lektorium und predigt Gottes Wort. Als er geendet, dringt Ernst vor den Kaiser und fällt ihm zu Füßen. (5926) Die Fürsten treten hinzu und mahnen den Kaiser, um Gottes und des heiligen Tages Ehre willen ihm zu verzeihen. Der Kaiser thut es, noch ohne ihn zu erkennen, hebt ihn auf und küßt ihn. In dem Augenblicke erkennt er ihn, und sein Versprechen wird ihm leid. Aber die Fürsten erinnern ihn daran, daß ein Kaiser sein Wort halten müsse. Da sprach er: „Nun es euch alle so gut dünkt, so will ich ihm verzeihen.“ Als die Messe gesungen war, drängte sich alles Volk um den Herzog. Ein Bote wird gesandt, um sein wunderbares Gesinde herbeizuholen. Dasselbe wird allgemein angestaunt. Ernst schenkt dem Kaiser den Waisen. Auf Bitten des Kaisers tritt er ihm, wiewohl ungern, auch einen Teil seiner Wunder ab, nämlich den Langohren, den Arimaspen und den Riesen. Der Kaiser ließ sich vom Herzoge seine Schicksale erzählen und saß zwölf Tage in seiner Kemenate, um es anzuhören. Er gebot alles aufzuschreiben. Ernst bekam sein Land wieder und wurde vom Kaiser bis an sein Ende lieb und wert gehalten. (6022)

Die niederrheinischen Bruchstücke (A) des Gedichtes sind folgende

I.

(oug hiez in dicke) dâ ze hove
der kuning an sînen rât gân.
dâ kunde wale de kûne man
gesprechen bit sulichen zuhten,
dat it bit êren hôren mohte
de kuning ind allit dat rîche.
he rette wîslîche.
sves sô her begunde,
der helit vil wale kunde
aller ṣlagte frumicheit
ind was ein rittêre gemeit.
Ernest der herzoge
de mogte wale dâ ze hove.
ime was de kuning vil gût
ind dede ime lîves gnûg:
dat verdînet her wale bit êren
wider den kuning hêren.
sô wâ hes bedorfte zu der nôt,
dâ gaf her ime dat golt rôt
dicke âne wâge.
sament si dô wâren
vil gûde frunt, dat is wâr,
bit êren vil manig iâr,
dat si nie inwurden gevê.
dat dede eim Hênrîche wê,
de was des keiseris neve
ind was ellenclîch sîn râtgeve,
de hatte di pelenze dâ ze Rîne.
de begunde den helit nîden
durg anderis inkeine sculde
wene dat he des kuningis hulde
sô gnêdenclîche hette.
dô dâgter wat he rette,
dâ mide hers ime intwente
dat her in sô gescente,
dat her ime van herzen worde gram,
wande man in dâ ze hove niet invernam

alsô wale sô dâ bevorn.
dat was im leit inde zorn.
Do begunde de ungetrûwe man
bit listen vor den kuning gân
ind sagede ime wêrlîche,
in wolde vanme rîche
der herzoge stôzen,
he hûve sig sô grôze.
„ime sint die vursten alle holt,
ig vorten, herre, dat du solt
dîn êre verliesen.
zwû inwoldis du dir nu kiesen
einen anderen trût?
iog sprichet her overlût,
he wille sig dir gelîchen
in geburte iòg anme rîche.
ig wil dir wêrlîche sagen,
he geit ze râde alle dage,
wie he des beginne,
dat he dir ane gewinne
dîn lant ind dîne burge.
he wilt dig gerne verderven,
alsô gerne sô he levet.
dat hânt mir intrûwen geseget
di it an der rede hôrten,
ind bâden dat ig dir sagete
duse miche[len mêre].

II.

„[des weiz got wale di] wârheit,
dat ig si âne mîne sculde hân verlorn.
nu zounit her mir sînen zorn
vil harte grôzliche.
ig wil dog inme rîche
eine wîle sament ime bûwen.
zvâre he mir des getrûwe,
it sî im leit ove lief,
ig nerûmen iz ime niet.
it indû mir nog grôzer nôt.

ig hân sô manichen helit gôt,
di mir niet ingeswîchent,
dat ig ime wêrliche
wil vil gerne widerstân,
it inis sô schire niet irgân,
dat ig ime lâze mîn lant,
dat mir," sprag de wîgant,
„van allen erven ane kumen is,
he hât it nog vil ungewis."
  Ernest de helit gût
de havede einen grimmichen mût,
dat bescheinede wale der degin hêr.
dô intwalter niet mêr,
wande ime leide was gedân.
dô nam he zvêne sîne man
der ellen he wale irkande.
hine ze Franken he dô rande
zu einer burg, di hîz Spîre,
di steit nog bîme Rîne.
da besaz de kuninc einen hof.
des wunderit maniche lûde nog,
dat he den freisen ie bestût.
des âvendis, dô der helit gût
ûf den hof geriden quam,
den grêven Wezzel he zu ime nam
ind hîz den anderin degin bewaren,
dat he di ros hete gare,
of sîne wille irginge,
ê si ieman vinge,
dat si dannen riten âne danc.
der herzoge dô hine dranc
zeinir kemenâte.
dâ saz de kuninc ze râte
bit deme palenzgrêven sîme trûte.
oug was dâ mê lûde,
di ig genennin niet inkan.
der herzoge inde sîn man
die sprungen in zu der dure,
de kamerêre stûnden dâ vure

ind hatten it ubele bewart.
si dô zucten di swert
inde scancten eine minne.
di zvêne iungelinge
zerstôrden dat gerûne.
der kuninc losede kûme,
des sagede he iemer gode danc.
dô spranc he over eine banc,
dat he in eine kapelle quam.
der palenzgrêve sîn man
de wart des râdes unfrô.
der herzoge gaf ime dô
einen alsô freislîchen slag
dat [he vil smêlîche lag.]

III.

oug nam dà mich[elen] scaden
der keise[r ind] allit sîn here.
ei[n tû]sint was dere
[di in dem wîge stur]ven
âne di vil . . . .
[die van den] wunden irsturv[en
di si in dem wale] irwurven.
Alse de sturm [was irgangen,
dô kêrten] si dannen
in [freislîchen sorgen
ind] vingen herberg[e.
dô wurden ûf deme] velde
hêrlîch[er gezelde
harte vil] ûf geslagen.
dô [hatten michelen scaden]
di mêre burg[êre oug genomen,]
wande sie hat[ten verloren
ein teil] ires gesindes.
[die helde wîggrimme]
wunten vil d . . .
sumelîchen d . . .
grôzen sîner . . .
[dô si bit de]me vanen d[an

kêrten gegin de]me burge do[re.
dâ nâmen si grôzin sca]den vore.
dô . . . . .
. . . . . hen volle
[bit steinen ûz erkêren.]
sig wereten [sêre
di kûnen iungelinge.
si] wolden niet in[trinn]en.
[Dô] der keiser dit [gesag,
dat sîn here al]le dôt lag,
der . . . . .
[i]nd he di burg ir[wurve
bit aller slahte] antwerc.
dô . . . . wert
dat si niet [wolden gedingen.
dô h]îz he ime ge[winnen
vil manichen] boim langen.
[he wurhte igel ind ma]ngen
ind berg [fride vîre.
di triben di] helede scîre
[vaste unze an den graven.
dô] wart zu der [burge irhaven
ein stur]m alsô grim[me
bit grôzen unmin]nen.
di kûne [wîgande
bit ellenthafte]n handen
we[reten ire mûre.
dô dru]ngen di hele[de tûre
zu der burge over] al.
des lûdes [wart ein michel val
beide] ûze iog dâ [binnen.
si vielen vil gedr]ange
alsô [ûf den alben der snê.
do begu]nde vaste zû[gên
der kuninc ind alliz sîn] here.
do ze[wurfen si di brustwer]e
gare bit [den mangen.
swaz si ir] mogten ge[langen . . .]

IV.

„[nu lit mir] wûste mîn lant,
dat is berou[bit] ind verherit.
nu hân ig garwe v[er]zerit
alliz dat ig ie gewan.
nu w[ellent] mînen scaz hân
di lûde di mir dîn[ent,]
wande si des wênent,
dat ig have g[oldes] gnûc.
nu bin ig," sprag de helit gût,
v[er]urlûget sêre.
„mir is de kuninc h[êre]
vil wunderlîche gram,
darzû al[le sî]ne man,
di râdent an mîn êre.
n[une] mag ig niet mêre
deme rîche lan[ger] widerstân.
ig hân is alsô vile gedâ[n,
dat] it alle di nimet wunder,
dit it no[g hân] bevunden,
dat ig ime sô lange vo[r ge]saz.
dat gemachede aver daz:
ir [hul]fet mir frumelîche.
nu mûz ig [ime] intwichen,
wand ig helfe niet in[hân.]
sver sô svimmet wider wazzers strâm,
al irgâ[t it] ime eine wîle wale,
ze iungest [vert] he ze dale.
alsô is it uns umbe d[en ku]ninc kumen.
ir hât dat alle w[ale] vernumen.
wer lange wider [dat rîche] urlûge,
ind of he ein[e wîle] wider ime stât,
ze iungest [kumt he] bit scaden ave,
alsô mag ig ûg van [mir ge]sagen.
wande he is over mir sô rîche,
[des m]ûz ig ime intwîchen.
ig nemag [mig] ime langer niet irweren.
nu wil [ig v]aren over mere

ind sûchen dat hei[lige] graf
ind wil dâ iâr inde dag
an go[des d]îniste sîn.
nu manen ig ûg, lieven [frunt] mîn,
dat ir mir zu derre nôde
[helfet] eimmôde,
sô duit ir frumelîche.
[wand i]g inmag dit rîche
langir niet ge[bûwe]n,
nu soldir degenis trûwe
an mir [beschei]nen,
ind lâzit mig niet eine
va[ren û]zer duseme lande.
des hât ir wî[gande]
allesament êre,
ind ig versculdent [iemer] mêre
al di wîle dat ig leven,"
sprag [der t]ûrlîcher degen.
[Dô s]prâchen di helede gûde
al in eime [m]ûde,
di dâ gesamenet wâren,
si wol[den z]wâre
lâzen kint inde wîf
inde wol[den de]n lîf
sezzen an ein urdeil,
ind [wolde]n ûffe gût heil
sament ime va[ren o]ver mere.
dat inmogte in nie[man] irweren,
it indêde der doit.

V.

[durg ir do]gede willin
sô wat sis mogten gedûn.
der hoge drûg si dar zû.
ir gemûde was grimme ind starg.
dô wolden si ellins werg
wirken in der burge.
dô gingen si âne sorge
vor des palasis dor.

do bestûnden si si dâ vor.
Dô di wîggrimme man
allenthalben umbe sig gesân
beide neben inde vor,
dô wâren in di porten ind dor
garwe vorgangin.
dô hatten si bevangin
bit nîde di van Crippyâ.
anelîfen si si sân
ind irhûben einen sturm alsô grimmen,
dat van zvein iungelingin
nie inkein herter gescag nog inwart.
manig man dâ irstarf.
svâ si sig hine kêrden,
luzzel si ire beleifden.
si slûgen si alle dirnider.
it inwart ê nog sider
nie inkein sturm alsô freislig.
di helede gingen vor sig
faste an dat burge dor.
dâ lac des lûdes vile vor.
ê dan si se drûz lîzen gân;
di porte was zugedân
bit grindelin beslozzen.
dô liden van deme gescuzze
di herren michele nôt.
dô kêrden di helede vil gôt
di rûcke zû der mûre.
dô stûnden di degene dûre
ind bschirmeden ir levene.
alse dietdegne
wereden si sig beide.
dat wart des dagis ze leide
manicheme an sîme lîve.
bit bogen ind bit pîlen
gingen si allenthalven zû.
si inkunden in anderis niet gedûn
dat in mogte gescaden.
ûg inkunde nieman gesagen

des gescuzzis des in zûflôz.
des lag ein michel houf grôz
neben den wîganden,
dat van den vîanden
in di wende wart gescozzen.
dat vingen unverdrozzen
di zvêne ellenthafte man
ind sô vile des in die scilde quam,
dat si it niet mogten bestân,
ind wereden sig in allen gân
alse dìtdegene.
si wânden bit deme levene
iemer dannen kumen.
dô hatten dat gestrîde vernumen
di herren in deme kiele,
ind quâmen vil sciere
vor di burg bit eime vanen.
dat wart manicheme ze bane.
si hiwen ûf di porte.
si slûgen si bit den swerten
wider in di burg.
des was dem herzogen durft.
in de[me sturme manig man]

---

3. Sankt Oswald.

Die Oswaldsage ist von hervorragender Bedeutung für das Studium der Sagenbildung. Sehen wir z. B. in der Überlieferung der Alexandersage eine Jahrhunderte alte Tradition, die wohl mannigfaltiger sich gestaltet durch Weglassungen und Zusätze oder durch originelle Anordnung und Erzählung, so können wir an der Oswaldsage noch das Anschießen der einzelnen Teile an den historischen Kern beobachten. Große Wandlungen vollziehen sich durch Agglomerationen ganzer, neuer Sagenkörper, durch Anschmelzungen ähnlicher und verwandter Züge, durch willkürliche und kecke Erfindungen der vortragenden Spielleute. Und doch können wir, so verschiedene Stadien der Sagenentwicklung die beiden als Beispiele angeführten Sagenkreise auch darstellen, dasselbe Prinzip

beobachten: welcherlei Veränderungen die Sage auch im Laufe der Zeit erfährt, in welcher Schnelligkeit oder Langsamkeit auch sich größere oder kleinere Massen an den Kern krystallinisch anschließen: die in dem Kerne gegebene Grundachse bleibt für den ganzen Krystallisationsprozeß dieselbe, im Ernst der königliche Held, der Unglaubliches, Unerhörtes geleistet, bis zu den Enden der Erde vorgedrungen, die seltsamsten neuen Gestalten an Menschen, Tieren und Pflanzen in den Betrachtungskreis gezogen hat — im Oswald ein frommer Fürst, der unter Gefahren eine Fürstin dem Heidentum entreißt und dann heiratet und der sein Christentum besonders durch Freigebigkeit gegen Dürftige bewährt.

Oswald war 604 geboren und herrschte in England von 635 bis 642. Die ältesten Nachrichten von ihm besitzen wir in des gelehrten Presbyters Bäda (672—735) historia ecclesiastica gentis Anglorum. Oswald war ein Sohn des Aedilberet (Ethelfred) und der Acha. Sein Vater starb im Jahre 616. Diesem folgte Aeduini (Eadwin), der 627 das Christentum annahm und 633 im Kampfe gegen den Bretonenkönig Caedualla und Penda, den Führer der heidnischen Mercier, auf dem Haethfelth fiel. Unter seiner Regierung war Oswald mit seinen Brüdern bei den Schotten in der Verbannung gewesen, dort war er im Christentum unterwiesen und getauft worden. Als Eadwin tot war, übernahm sein Vetter Osric die Herrschaft von Deiri, und Oswalds ältester Bruder die von Bernicien. Beide wurden wieder Heiden und darnach schon 634 von Ceadwalla erschlagen. Nun kam Oswald mit einem kleinen Christenheere und siegte über die viel stärkere Heeresmacht Ceadwallas bei Denisesburna auf Hefenfelth. An dem Orte, wo Oswald das Kreuz aufrichtete, sollen nachher viele Wunder geschehen sein, und die Mönche von Herham hielten jährlich daselbst am Vorabend des dem Heiligen geweihten Tages feierliche Gebete und Messe. Nach der Schlacht widmete sich der König der Aufgabe, sein ganzes Volk zum Christenglauben zu bekehren, und erbat sich von den Schotten einen Bischof. Die schickten ihm den Aidan, einen Mönch von der Insel Hii,

14 f. historia ... Anglorum, ich citiere das Buch nach der vortrefflichen Ausgabe von A. Holder, Freib. u. Tüb. 1882 Die vita S. Oswaldi des Mönches Drogo, ca. 1050, in den Acta SS. Aug II, 92 ff. weicht nur wenig von Bäda ab. — 15 f. Aedilberet ... Acha, III, 6. — 16. im Jahre 616, II, 5. — 17 f. der ... annahm, II, 14. — 19 f. auf dem Haethfelth fiel, II, 20. — 21 f. dort ... worden, III, 1. — 28 f. An ... sein, III, 2. — 31. Nach der Schlacht, III, 3.

dem er Lindisfarn als Sitz zuwies. Das war ein sehr heiliger und gegen sich selbst strenger Mann, der aber es verstand, andere nach der Vorschrift der Apostel durch die Milch milderer Lehre zu Christo zu führen. Der König selbst diente ihm anfangs als Dolmetscher, da er die Landessprache noch nicht verstand. Darnach wurden Kirchen gebaut und reich ausgestattet, und die Kinder der englischen Adligen wurden von zahlreich anlangenden schottischen Mönchen unterrichtet. Oswald gelang es, sämtliche Völker Britanniens, Bretonen, Pikten, Schotten und Anglier, sich zu unterwerfen, blieb trotz dieser Erfolge aber so demütig, daß einst, als er mit dem Bischof beim Ostermahle saß und ein Kämmerer eine Menge Almosen heischender Armer meldete, der König nicht nur sein Mahl diesen gab, sondern auch den silbernen Tisch, auf dem es angerichtet war, unter sie zerteilen ließ. Der Bischof, ob solcher Frömmigkeit erfreut, ergriff des Königs Hand und sagte: Nunquam inueterascat haec manus, nie möge diese Hand altern. Das ging auch buchstäblich in Erfüllung, die Hand verweste nicht und wurde später in Bebbanburg als Reliquie aufbewahrt. Darauf vereinte Oswald seine Bemühungen mit denen des Bischofs Birinus, um Cynigils, den König der Westsachsen oder Geuisser, zu bekehren. Nachdem dieses geglückt, nahm Oswald dessen Tochter zur Frau. Oswald fiel am 5. August 642 auf dem Maserfeld im Kampfe gegen Penda, den Fürsten der heidnischen Mercier. An der Stätte seines Todes geschahen später viele Heilungen. Als Osthryda, die Tochter seines Bruders Oswi und Königin der Mercier, seine Gebeine dem Kloster Beardaneu (Bardney) übergeben wollte, weigerten sich anfangs die Mönche, dieselben aufzunehmen, da er aus einer anderen Provinz sei. So blieben die Reliquien in der Nacht unter einem Zelte. Da zeigte sich, allen Einwohnern der Provinz sichtbar, eine Feuersäule über dem Zelte, und am nächsten Morgen weigerten sich die Mönche nicht länger, die Gebeine aufzunehmen. Sie wuschen sie und bestatteten sie ehrlich. An der Stelle, wo sie das Wasser des Bades ausgossen, geschahen Wunder. Kopf und Arme aber hatte Penda dem Gefallenen abgehauen und an Pfählen aufhängen lassen. Oswi ließ den Kopf später nach Lindisfarn bringen, während die Arme nach

2ff. der aber ... zu führen, III, 5. — 5. da er ... nicht verstand, III, 3. — 9f. sich zu unterwerfen, III, 6. — 19. Birinus, III, 7. — 22f. Oswald ... Mercier, III, 9. — 25. Osthryda, III, 11.

Bebbanburg kamen. An beiden Orten geschahen Wunder. Nach seinem Tode zerfiel sein Reich. Sein Sohn Oidilwald und sein Bruder Oswi teilten sich in die Herrschaft. Am Tage des Todes Oswalds geschah es auf seine Fürbitte, daß eine Seuche gehoben wurde in dem Kloster Selaesen.

Dies ist die Erzählung Bädas, Geschichtliches mit einiger geistlicher Zuthat: wunderbaren Heilungen und Reliquienbeglaubigungen. Dieselbe steht der deutschen Sage, wie sie in unseren Spielmannsdichtungen erhalten ist, noch recht fern, und es ist natürlich, daß man sich unter diesen Umständen bemühte, die letztere auf anderem Wege, als durch den englischen König Oswald, zu beglaubigen. So meinte Mone, die Oswalddichtungen seien nichts anderes als eine Umbildung der Ortnitsage. Elberichs Rolle habe der Rabe übernommen, die Normannen hätten die Sage gestaltet und daher sei auch die Seefahrt hineingekommen. Siegfried, Oswald und Ortnit seien die fränkische, gotische und angelsächsische Bearbeitung derselben Sage. v. Perger dagegen, und eingehender Zingerle, suchten darzulegen, daß die Oswaldsage eine Umgestaltung des alten Wodanmythus sei Auch Simrock und W. Müller haben sich dieser Deutung angeschlossen. Der Name Asenwalter, Asenherrscher, das Attribut des Raben, der Goldhirsch, das wunderbare Horn, die Erweckung der Gefallenen, Oswalds Wasser aus dem Boden lockendes Schwert, die Stelle von den Meerfrauen, der Name des Fischers Reis, der Name Spange, das Auftreten Oswalds im Volksglauben als Patron des Wetters, endlich die stehende Eigenschaft der „milte“, die ihm im Gedicht beigelegt wird, geben ihm Anlaß zu Anknüpfung an den Mythus. Sind nun aber einerseits diese Parallelen an sich wenig beweisend und vermissen wir namentlich in der Oswaldsage jede zusammenhängende an einen Wodanmythus erinnernde Erzählung, so muß andrerseits hervorgehoben werden, daß sich doch deutlich eine Fortentwicklung der legendenhaften Erzählung Bädas in der Richtung nach unserer Oswaldsage hin erkennen läßt, und wo dies der Fall ist, müssen wir diesen Wink bedeut-

1. Bebbanburg kamen, III, 6. — 2. Oidilwald, III, 23. 24. — 5. Selaesen, IV, 14. — 12. Mones Anz. IV, 114—21. — 17. Sage a. a. O. S. 4. — v. Perger, zur Oswaldlegende, in: Mitt. der k. k. Centralkommission XVIII, 25 f. — 18. J. V. Zingerle, die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie, Stuttg. u. München 1856; vgl. dazu Mones Anz. 1857, S 381—88. — 19 Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie S. 53. 213. 374 — 20. W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage, Heilbr. 1886, S. 242 ff., ebenso Khull a. a. O. S. 125—27

samer finden, als alle zweifelhaften mythologischen Anklänge. Reginald berichtet, daß Oswald vor dem Kampfe mit Ceadwalla seinem Heere, in welchem nur er nebst zwölf Männern Christen gewesen seien, erzählt habe, wie der h. Columban ihm erschienen sei. Darauf habe sich nach der Schlacht sein ganzes Heer taufen lassen. Finden wir hier in der Zwölfzahl einen Anklang an die zwölf Goldschmiede der deutschen Sage wieder, so erinnert Reginalds Bericht, wo er von besonderem Wohlstande und Gedeihen der Feldfrüchte in England unter Oswalds Regierung spricht, an die nach Zingerle im Etschthale verbreitete Sage von einem goldenen Zeitalter unter einem einheimischen Könige Oswald. Auch die Erwähnung des keuschen Lebens, das Oswald mit seiner Gattin geführt (die hier Kyneburg genannt wird), findet bei Reginald Erwähnung und wird hier als ein Beweis der Dankbarkeit des Königs dafür dargestellt, daß Gott das Volk von einer schweren Pestilenz befreit hat. Noch anziehender ist folgender Zug bei Reginald. Oswi findet nur den Kopf und den linken Arm, welche Penda hatte an Pfählen aufhängen lassen, dagegen ist der rechte Arm verschwunden. Diesen hatte ein sehr großer Vogel von der Art der Raben auf einen benachbarten dürren Baum (Oswestry, sancti Oswaldi fraxinus) getragen, der sofort reichen Blätterschmuck erhielt, in Sturm und Winter unverändert blieb und heilende Kraft bekam. Als der Vogel den Arm nicht länger halten konnte, ließ er ihn auf einen Stein fallen, aus dem sofort ein Quell entsprang. In der Nähe der candida ecclesia, die zu Ehren Oswalds an der Stätte seines Todes erbaut ward, findet sich nun auch ein St. Oswaldsquell. Hier werden wir daran erinnert, wie Oswald nach der Spielmannserzählung mit seinem Schwerte einen Quell aus der Erde lockte und so die Heiden von der Macht seines Gottes überzeugte.

Die Zusätze, welche die Legende in Reginalds Darstellung erfahren hat, sucht A. Berger als Einwirkungen keltischer Sagen zu erklären, indem er an ähnliche Züge in der St. Brandanslegende, in der visio Tungdali und andere erinnert, namentlich

1 f. Reginald, vita S. Oswaldi regis et Martyris in: Th. Arnold: Symeonis monachi opera omnia, Lond. 1882, I, 326—85. — 10. Zingerle a. a. O. S. 85 f. — 16. Pestilenz, dieser Zug ist besonders lehrreich für die Bildung der Sage: eine Seuche wird auch schon von Bäda (III. 30) erwähnt, aber erst unter Oswalds Nachfolger Oswi, und Oswalds eigene Beteiligung an der Abwendung derselben erfolgt erst nach seinem Tode durch Fürbitte an Gottes Thron. — 28. Spielmannserzählung, V. 2975 ff. — 32. A. Berger, B. XI, 111 ff.

auch für das Streben das Fleisch zu ertöten in der Legende von König Gwynllyw von Glamorgan und seiner Gattin Gwladys wiederfindet. Den Kelten hätte bei ihrer Verehrung für König Oswald eine solche Ausbildung der Sage im Kreise ihrer Anschauungen nahe gelegen. Wie dem auch sei und wie man auch über die Einwirkung der Kelten auf die Entwicklung der Sage denken möge, sicher ist, daß wir in Reginalds Darstellung, der 1165 schrieb, schon wesentliche Zusätze finden, welche dieselbe gegen Bäda als eine Weiterbildung nach der Spielmannsdichtung hin erscheinen lassen. Vielleicht hatte Reginald noch mehr von der Volkssage über Oswald gewußt, aber nicht aufgenommen, da er als kirchlicher Schriftsteller, der die Legende, nicht die Sage darstellen wollte, sich Zurückhaltung auflegen mußte.

Doch auch mit diesen sagenhaften Zuthaten, die wir bei Reginald finden, erscheint die Legende noch ziemlich weit von ihrer deutschen Gestaltung entfernt. Nun nimmt die verdienstliche neue Bearbeitung des Gegenstandes an, daß im neunten Jahrhundert eine Verschmelzung der Hildesage mit der Oswaldlegende stattgefunden habe, und in dieser Gestalt sei dann die Sage durch die Schottenmönche nach Deutschland gekommen. Die Sage von der Brautwerbung durch den Raben habe auch ursprünglich selbständig bestanden und sei schottischen Ursprunges; dem Raben habe der

10 ff. Vielleicht ... mußte, daß Reginald noch mehr von der Volkssage wußte, scheint mir aus folgender Erwägung hervorzugehn. Reginald benutzte Bäda. Er nennt als Oswalds Gattin Kyneburg die Tochter des Cynigils. Der letztere wird bei Bäda genannt, nicht aber die erstere (wie Berger a. a. O. S. 410 und 458, Anm. irrig behauptet). Nun erzählt aber Bäda (III, 21), der Sohn des Königs Pendan, Peada, König der Mittelangeln, sei zu Oswi, dem Könige der Northumbrier (dessen Sohn Alchfrid schon die Tochter des Königs Pendan, Kyniburg, zur Frau hatte, also Peadas Schwager war) mit der Bitte gekommen, ihm seine Tochter Alchfleda zur Gattin zu geben. Doch Oswi machte die Annahme des Christentums durch Peada zur Bedingung. Dieser ließ sich darin unterweisen und gewann es so lieb, daß er sich taufen ließ, den irdischen Preis seiner Bekehrung, die Königstochter, ausschlug. Jedenfalls hat also Reginald irrig den Namen der Cyniburg als Oswalds Gattin aus dieser Stelle entlehnt und konnte zu diesem Irrtum bei oberflächlichem Lesen um so eher kommen, wenn er die Oswaldsage bereits in der Fassung kannte, wonach der König um Christi willen auf das geliebte Weib verzichtete. In der Fassung OW der Spielmannssage findet sich als Name der Königin Spange, der Dichter mochte also an Spanien gedacht haben (Berger a. a. O. S. 376), doch Pfeiffer (G. V, 165, Anm.) hält Pouge für die ursprüngliche Form, woraus Paimg in JMS und Spange im 15. Jahrh. entstanden sei. Auch die Stuttgarter Prosa schreibt Pange (Edzardi, G. XX, 194, Anm.), während die Berliner Parig liest; vgl. noch Berger a. a. O. S. 458, dessen Vermutung, es sei aus Kyneburg entstellt, unhaltbar ist. — Ob vielleicht von einem Kenner Bädas, dem der unrichtige Name Kyneburg auffiel, indem er die „urbs regia, quae ex Bebbae quondam reginae vocabulo cognominatur" (III, 6) mit einem andern gleichfalls in Northumberland in der Nähe von Durham belegnen berühmten Orte Paegna laech (II, 27) verwechselte, ein Paegna l. glossematisch hinzugefügt und daraus der Name entwickelt wurde? — 17. Bearbeitung des Gegenstandes, A. Berger, B. XI, 450 f.

keltische Volksglaube besondere Fähigkeiten zugeschrieben, auch Artus' Seele ist in einen Raben übergegangen.

So sehen wir, wie die Sage sich herausgebildet hat durch Anschießen zweier anderer verwandter Sagenkörper, die zwar ihren eigenen Stoff beibehalten, aber sich im Sinn des Grundcharakters der Oswaldlegende gruppieren und entwickeln. Die Anähnlichung der Hildesage insbesondere erklärt sich dadurch gut, daß in beiden erzählt wird, wie ein König unter Schwierigkeiten die Tochter eines fremden Fürsten als Gattin erwarb. In dem Zuge, daß Oswald in einigen Fassungen der Sage sich als Kaufmann verkleidet, ist vielleicht eine Anlehnung an die Rothersage zu sehen.

Außer dieser letzteren Zuthat empfing die Erzählung dann in Deutschland noch mancherlei, so namentlich die Erinnerungen an die Kreuzzüge (das Aufheften der Kreuze auf die Gewänder, das Eintreten orientalischer Namen statt der ursprünglichen, so Aaron für Gaudon) und ferner den Waller, der zweiundsiebenzig Länder durchwandert hat. Das sind Spielmannszuthaten, die wir auch anderwärts finden.

In Deutschland nun fand die Sage freudige Aufnahme und gelangte bald zu großer Beliebtheit. Auch im Norden war sie bekannt, während sich in romanischen und slavischen Ländern nur geringe Spuren derselben finden. In Deutschland ist seine Verehrung schon in früher Zeit bekannt, am frühesten in Nieder- und Mitteldeutschland. Officien desselben finden sich schon aus dem dreizehnten Jahrhundert, sie schließen sich an Bäda an. Auch Hymnen wurden auf ihn gedichtet, besonders zu erwähnen ist Alkuins Gedicht: versus de patribus regibus et sanctis Euboricensis ecclesiae, in welchem V. 234 ff. Oswalds Leben und Thaten gepriesen werden, obschon auch dieses durchweg sich auf Bäda stützt und wohl noch vor Alkuins Reise nach Deutschland gedichtet ward. Sogar dramatische Bearbeitungen der Legende hat Berger nachgewiesen. Heutzutage ist die Verehrung Oswalds besonders

2. Artus, über Oswald und Artus s. Zingerle, G. II, 466. — 11. Rothersage, Berger a. a. O. S. 453. — 16 f. der ... hat, der Fahrende Tragemunt (Warmunt) begegnet, wie in den beiden ältesten Fassungen des Oswald, so auch im Orendel (109—16), als Typus des Spielmannes; vgl. auch das Traugemundslied in Müllenhoff-Scherers Dkm.² Nr. XLVIII (aus der Straßburger Hds. A 94) und die Anm. zu 3, 2; vgl. C. H. Müller, Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrh., Bd. III, Berl, S. XIV. XV. Grimm, Altd. Wälder 2 (Frankf. 1815) S. 8—30. L. Uhland, Volkslieder, Stuttg. 1844, 3—6, Nr. 1. Graff, Diut. 1, 314—17. W. Wilmanns, A. 20, 250. — 21 f. während ... finden, Berger a. a. O. S. 415—18. — 25 f. Auch ... gedichtet, a. a. O. S. 420. — 27 f. versus ... ecclesiae, Dümmler, poetae lat. aevi Carol. 1, 169 ff. — 31. Berger a. a. O. S. 420.

in Bayern, Tirol, Steiermark, Kärnten, Krain und der Schweiz verbreitet, auch der Name ist beliebt zur Personenbenennung. Bildliche Darstellungen der Person und der Thaten des Heiligen finden sich häufig, von denen die einen sich mehr an die durch Bäda vertretene kirchliche Tradition halten, während die andern durch Hinzufügung des Raben mit oder ohne Ring, von orientalischen Kriegern u. dgl. mehr an die Volkssage erinnern. Auch die in z begegnende Sage, daß ein Rabe das heilige Salböl vom Himmel zur Krönung des Königs gebracht habe, die offenbar geistliches Ursprunges ist, findet sich in solchen Bildern dargestellt.

Wie nun die Bilder zum Teil wenigstens sagenhaften Stoff darstellten, so knüpften sich auch wieder an die Bilder neue Sagen, welche jene zu deuten suchten, von denen besonders diejenige Interesse hat, wonach eine Taube oder ein weiß Küniglein des Königs Brautwerbung übernommen, aber auf dem Meere das Ringlein habe fallen lassen, worüber es so erschrocken sei, daß es zum schwarzen Raben ward. Der heilige Oswald erscheint auch als wunderthätiger Arzt bei Krankheiten, als Patron des Wetters und heilkräftiger Quellen, endlich auch sind altmythologische Reminiscenzen bei Erntegebräuchen von Wodan auf Oswald übertragen worden.

Von der großen Beliebtheit der Sage zeugen auch die verschiedenen Recensionen, in welchen uns dieselbe erhalten ist, in Dichtung und in Prosa. Wir zählen deren nicht weniger als drei; darunter zwei in gebundener Rede, von denen jede wieder in mehreren Handschriften vorhanden ist.

Die erste Recension (O^1) haben wir in zwei Handschriften:

1., W, die Wiener Handschrift 3007 v. J. 1472.

2., O, die Olmützer Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert, entdeckt von Feifalik.

Das in dieser Recension sich darstellende Gedicht scheint von einem Geistlichen aus dem Gedächtnis verfaßt und zwar schon in den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts. Darauf weisen

2. verbreitet, Zingerle a. a. O. S. 70—71. Berger a. a. O. S. 421—25. — Personenbenennung, Zingerle a. a. O. S. 70, Anm. — 3 f. Bildliche Darstellungen ... häufig, Zingerle a. a. O S. 75 f. Berger a. a. O. S. 125—31. — 12. neue Sagen, Zingerle a. a. O. S. 77—86. Berger a. a. O. S. 431 ff. — 20. übertragen worden, vgl. Jahn, die deutschen Opfergebräuche S. 175 ff. Berger a. a. O. S. 434 ff. — 27 Wiener Handschrift 3007, herausg. von F Pfeiffer, A. II. 92—130; vgl. Edzardi a. a. O. S. 18. — 28. Olmützer Handschrift, vgl. Feifalik, Notizenblatt der histor.-statist. Sektion, Brünn 1857, S. 56. K. Bartsch, Anz. f. Kunde d. d. Vorzeit, 1861, Sp. 391—93. Edzardi a. a. O. S. 19. — 30. Gedicht, vgl. dazu K. Bartsch, G. V, 154 ff.

zahlreich erhaltene Allitterationen, altertümliche Ausdrücke und die von höfischer Manier noch unberührte Darstellung. Der Dichter verschmäht die Kunstgriffe des Spielmannshumors, sucht vielmehr geistlichen Zwecken zu dienen, indem er die Frömmigkeit Oswalds, der fast stets betend dargestellt ist, besonders dessen Keuschheit hervorhebt. Der Dichter beruft sich nie auf ein „buoch“ als Quelle, sondern nur (V. 1245 als ih hôrte sagen) auf die mündliche Tradition. Pfeiffer vermutete mit Unrecht eine lateinische Prosa als Vorlage. Wahrscheinlich sind die beiden Handschriften aus einer andern geflossen, die um 1400 von einem alemannischen Schreiber aus einer niederrheinischen Vorlage des zwölften Jahrhunderts abgeschrieben ist. Das Stemma dieses Gedichtes würde sich also gestalten:

O^1
|
O*
W O

Die zweite Recension (O^2) stellt ein längeres Gedicht dar, das in drei Handschriften vorhanden ist; aus ihr sind noch zwei prosaische Bearbeitungen geflossen:

3., S, die Schaffhausener Handschrift, geschrieben 1472.
4., M, die Münchener Handschrift Cg. 719 a. d. 15. Jahrh.
5., J, die Innsbrucker Handschrift Ms. 3, a, 76, a. d. 15. Jahrh.

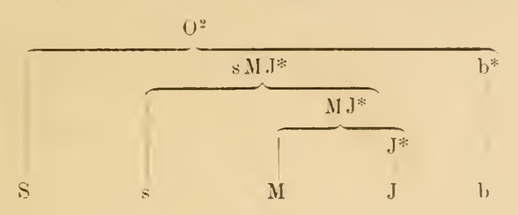
Dazu kommen

6., s, die Stuttgarter Prosa Cod. theol. et phil. Quart. Nr. 81 a. d. 15. Jahrh.
7., b, die Berliner Prosa MS. Germ. Oct. 288 a. d. 15. Jahrh.

Die überlieferte Gestalt dieses Gedichtes gehört dem fünfzehnten, frühestens dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts an, aber die Reime, und besonders viele altertümliche Ausdrücke be-

8. Pfeiffer, G. II, 495. — 10 f. alemannischen Schreiber, Rödiger, AA. 11, 257. — 17. Schaffhausener Handschrift, herausg. von L. Ettmüller, Sankt Oswalds Leben, ein Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, Zürich 1835; vgl. A. Schmeller, Münchener gelehrte Anz., 1836, S. 983 ff. 1001 ff. 1009 ff. — 18. Münchener Handschrift Cg. 719, vgl. K. Bartsch, G. V, 142 ff. — 19. Innsbrucker Handschrift, Zingerle a. a. O. S. 7 und P. VI, 379—403; vgl. Anz. 1856, S. 271 ff. — 22. Stuttgarter Prosa, vgl. Zingerle a. a. O. S. 104 und Anz. 1857, S. 38—40. Edzardi, G. XX, 190—206. XXI, 171—93. — 24 Berliner Prosa, herausg. von A. Haupt, A XIII, 166—91. — 26 f. gehört ... an, vgl. Bartsch, G. V, 130 ff — 28. altertümliche Ausdrücke, Bartsch a. a. O. und Berger a. a. O. S. 385 f., der auch Allitterationen nachweist.

weisen, daß sie auf ein deutsches Gedicht aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts zurückgeht, das wieder aus einem am Niederrhein entstandenen Original aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts geflossen ist, wenn auch die frivolen Zuthaten erst dem dreizehnten Jahrhundert angehören. In Echternach war eine Hauptstätte der Oswaldverehrung. Besondere Verwandtschaft zeigt diese Recension mit mehreren Stücken des Orendel. Einige gemeinsame Lücken in M und J lassen auf eine Stammtafel folgender Art schließen:



wobei die in der Gegend von Stuttgart entstandene Prosa als aus derselben Vorlage mit MJ* fließend aufgenommen ist. Die Berliner Prosa b ist aus einer freien Bearbeitung b* des Originals O^2 geflossen, welche in Oberdeutschland entstand, und Einleitung, Änderungen und Zusätze an der ursprünglichen Erzählung anbrachte.

Die dritte Recension (O^3) ist in zwei prosaischen Texten erhalten, die jedoch ebenfalls auf ein Gedicht des zwölften Jahrhunderts zurückgehen.

8., z, eine Prosa im Sommerteile des Lebens der Heiligen, erhalten in zwei Innsbrucker Handschriften: A 72 v. J. 1412 und B 631 a. d. 15. Jahrhundert und einem Drucke v. J. 1510.

9., n, die nordische Prosa aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Der diesen beiden Prosen zu Grunde liegende gereimte Text (denn daß es ein solcher war, zeigen die noch erhaltenen Reime) stellte die Legende in einfacher, ungekünstelter Form dar, und

7 f. Einige ... schließen, vgl. Edzardi a. a. O. S. 27. — 18 f. z, eine Prosa ... Heiligen, vgl. Zingerle a. a. O. S. 13—66. — 22. n, die nordische Prosa, Saga Osválds konúngs hins helga, udgiven efter en islandske Oldbog, med Inledning af Jon Sigardsson, og med tilföiet Oversettelse af Thorleif Gudm. Repp in: Annaler for nordisk Oldkyndighed, Kjöb. 1854, p. 1—91. — 24. gereimte Text, daß sie einer gemeinsamen Quelle entstammen, zeigt schon A. Edzardi, Untersuchungen über das Gedicht von St. Oswald, Hannov. 1876, S. 3 ff.

dieser Umstand läßt schließen, daß das Original desselben das relativ älteste der erschließbaren ist; ihre Stammtafel ist also:

O

z n

Die Fassung z erwähnt, daß es noch andere Quellen benützt habe; sie selbst ist, wie erwähnt, einem Leben der Heiligen eingeordnet.

Bei Besprechung der Recensionen haben wir zugleich Andeutungen über Wert und Alter derselben einfließen lassen und anderes wird die unten folgende Analyse an die Hand geben. Von Wichtigkeit aber ist es, noch einen Blick auf die metrische Gestalt des Gedichtes zu werfen. Auffällig sind im Oswald wie in den übrigen Spielmannsdichtungen des zwölften Jahrhunderts die häufig begegnenden Langzeilen, welche nur erklärbar erscheinen, wenn man auf die germanische Langzeile zurückgeht, die noch im neunten Jahrhundert in Geltung war. Man hat an den Stellen, wo die Langzeilen in unsrer Dichtung auftraten, die Spuren von Weisen aus einstigen Morolfstrophen vermuten und letztere wiederherstellen wollen, doch kann man bei diesem Versuche leicht auf Irrwege geraten. Gleichwohl scheint, wie in allen Spielmannsdichtungen der Zeit, das einstige Vorhandensein von Strophen, hier speziell von fünfzeiligen, wahrscheinlich; die Langverse aber werden wir nicht zur Rekonstruktion derselben verwenden dürfen.

Die Erklärung der Dichtung bewegt sich auf sicherstem Boden, wenn sie, das Gebiet geistreicher Konjektur vermeidend, in strengem

7. Alter, über das Alter vgl. noch E. H. Meyer, A. XII, 387—95. — 8. Analyse, Analysen von W finden sich bei Zingerle a. a. O. S. 29—38, von WO bei Berger a. a. O. S. 376 ff., von S bei Goedeke, Mittelalter, S. 163—67 und Zingerle a. a. O. S. 9—27. Khull a. a. O. S. 125—27; von s bei Berger a. a. O. S. 397 ff. — 9. metrische Gestalt, vgl. darüber O. Schade, Crescentia, ein niederrheinisches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, Berl. 1853, S. 60—63, welcher den Versuch macht, sechszeilige Strophen herzustellen; ferner einzelne Bemerkungen in K. Simrock, die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung, Bonn 1858, S. 73—78, und Orendel, Stuttg. u. Tüb. 1845, S. XXIII f., an letzterer Stelle nimmt er für das Original die fünfzeilige Morolfstrophe an, wie auch E. H. Meyer, A. XII, 392. J. Strobl, über das Spielmannsgedicht von St. Oswald, Wien 1870, achtete besonders auf die im Gedichte auffallenden Langzeilen und erkannte eine Anzahl von Morolfstrophen und andre im Hildebrandston, woraus er auf zwei in verschiedener Strophenform abgefaßte Originaldichtungen zurückschloß. A. Edzardi. Untersuchungen über das Gedicht von St. Oswald, Hannover 1876, giebt sich Mühe, allenthalben durch Zusätze und Ausstoßungen die Morolfstrophe zu gewinnen, doch M. Rödiger, AA. II, 245—63 zeigt die Unhaltbarkeit seiner Konstruktionen. Über die Metrik des Gedichtes handelt noch A. Berger a. a. O. S. 460—69. H. Hartensee, Untersuchungen über das Spielmannsgedicht Orendel, Kiel 1879, S. 31—33. — 22. Erklärung, kritische Beiträge besonders noch bei Strobl und Bartsch a. a. O.; A. Berger verheißt eine neue Ausgabe der beiden poetischen Recensionen.

Anschluß an die überlieferten Texte nicht mehr Einheit in den verschiedenen Überlieferungen sucht, als sich von selbst und zwanglos ergiebt.

Der Gedankengang des Gedichtes ist folgender. Wir legen dabei die zweite Recension zu Grunde.

Der Spielmann mahnt zunächst seine Zuhörer (die herren) zum stil gedagen. er wolle ihnen die Geschichte König Oswalds von Engelland erzählen. Zwölf Könige waren diesem unterthan, vierundzwanzig Herzoge, sechsunddreißig Graven, neun Bischöfe und unzählige Ritter und Knechte. Er verwaiste früh, er war erst vierundzwanzig Jahr alt, doch half ihm seine Gottesfurcht und sein Gottvertrauen aus aller Ratlosigkeit. Sein Herz riet ihm, eine Gattin zu suchen, wofern es ohne Sünde sein könne. Ein Engel forderte ihn auf, übers Meer zu fahren und sich dort eine heidnische Königstochter zu holen, die ihm bestimmt sei. Oswald war sogleich entschlossen. Am Morgen besandte er die Seinen, alle kamen zu Hofe, und er empfing sie wohl. Zahmes und Wildbret, Semmeln und Wein, die allerbeste Speise ward ihnen vorgesetzt, zwölf Tage lang. Darnach fragte er sie um Rat wegen einer hochgebornen Fürstin, die ihm zur Frau geziemte. Drei Tage rieten sie nun erfolglos hin und her, endlich mußten sie bekennen, daß sie keine wüßten, die würdig wäre, seine Königin zu sein. (185) Da entließ sie der Fürst traurig. Da kam der Pilger Warmunt an seinen Hof, der sich rühmte, zweiundsiebenzig Länder zu kennen. Dem klagte Oswald sein Leid, und der Pilger sagte, er kenne die schöne Tochter Paimg des Heidenkönigs Aaron, die heimlich dem Christentum ergeben sei. Oswald beschließt, diese zu erwerben, zuvor aber wolle er einen Boten senden, um zu erfahren, ob sie wirklich geneigt sei, Christin zu werden. (268) Vergebens rät der Pilger jetzt von der gefährlichen Unternehmung ab. Oswald will denselben als Boten an Aaron senden und verspricht ihm ein Herzogtum als Botenlohn. Allein Warmunt sagt, Aaron schlage jedem das Haupt ab, der um seine Tochter würbe; er selber wolle sie nehmen nach dem Tode seiner Frau. Oswald solle aber seinen

7 f. König Oswalds von Engelland, in Rec. I weiß der Dichter nur, daß Oswald ein mächtiger König war, da er aber den Namen seines Landes nicht kennt, so macht er ihn zu einem deutschen König, dessen Vater ein Kaiser war. — 10 f. vierundzwanzig Jahr alt, in Rec. I ist er 15 Jahre alt — 13. Ein Engel, in Rec. I sind es seine Mannen, die ihm den Rat erteilen — 23 Warmunt, in Rec. I steht der ursprünglichere Name Tragemunt — 26. Paimg, in Rec. I Spange.

Raben als Boten senden, der sei weise genug. Der Pilger verheißt ihm, der Rabe werde zu dem Zwecke redend werden. Der Rabe aber flog auf einen hohen Turm, Gott aber sandte ihn auf Oswalds Bitte herab, und er verstand allerlei Sprache. (405) Oswald nahm das als Beweis von der Wahrheit der Reden des Pilgrims. Der Rabe erbietet sich, die Botschaft zu werben mit Gefahr seines Lebens, doch solle ein Goldschmied sein Gefieder mit rotem Golde beschlagen und ihm eine gůldene Krone aufs Haupt setzen. Man werde ihn dann angaffen und ihn wohl empfangen. Ein Kämmerling mußte alsbald einen Goldschmied rufen aus der Stadt Salunders. Drei Tage und drei Nächte arbeitete der Meister an dem Geschmeide, (539) am vierten Morgen ging er mit dem Raben zu Hof, und der König gab ihm reichen Lohn. Auf des Raben Aufforderung wurden nun die Briefe geschrieben. Oswald legte auf den Brief sein Insiegel und steckte denselben unter des Raben Gefieder, dazu ein goldnes Ringlein an seidner Schnur. Zudem gab er ihm eine mündliche Botschaft an die Königin. (605) Der Rabe übernimmt alles, und nachdem ihm der König noch Sankt Johannes Minne geboten, flog er von dannen. Am zehnten Tage flog er über dem Meere, und Müdigkeit und Hunger überfiel ihn. Ein Fisch diente ihm da als Nahrung. Da erfaßte ihn aber ein wildes Meerweib bei den Füßen und zog ihn ins Meer hinab. Die Freude über den Fang bei den Meerweibern war groß, und sie wollten Kurzweil mit ihm treiben. Er aber bekennt sich stolz als König Oswalds Boten, an dessen Hofe es nicht Sitte sei, zu kurzweilen, ehe man gegessen und getrunken habe. Semmel und guten Wein und Braten solle man ihm bringen. Da brachte man ihm die beste Speise. Darnach lenkte er der Meerweiber Blicke auf die Wunder der Tiefe, und mit Gottes Hilfe gelang es ihm indessen, aus dem Wasser auf einen Felsen zu entkommen. (735) Vergebens war die Klage der Meerweiber, der Rabe flog über Meer und Land weiter fünf Tage. Am sechsten Tage zur None kam er zu Aaron. Von einer Burgzinne aus spähte er, ob er die Jungfrau erblicken könne. Doch die war mit vierundzwanzig Jungfrauen so wohl hinter gläsernen Fenstern verwahrt, daß niemand sie erblicken konnte. Vier Herzoge waren zu ihrem besonderen Dienste befohlen. (801) Der Rabe beschließt,

7 ff. doch solle ... setzen, in Rec. I macht Tragemunt diesen Vorschlag.

bis zur Mahlzeit zu warten, um nicht des Königs Aaron Zorne zu verfallen.

zwâr ez ne wart nie kein kriften sô guot,
swenne in hungert, erst vil ungemuot.

Als man nun die letzten Gerichte auftrug, trat der Rabe mit frommem Segenswunsch ein:

der den himel hât besezzen,
der gesegen in iuwer trinken unde ezzen!

Somit verneigte er sich gegen Aaron und blinzte auch im geheimen der jungen Königin zu. Auch vor der alten Königin und dem Hofgesinde verneigte er sich, so daß sich alle über sein höfisches Wesen wunderten. Ehe er seine Botschaft ausrichtete, erbat er sich König Aarons Frieden für Leib und Leben. Den gewährte ihm dieser und beschwor ihn bei Machmet seinem Gotte. Allein der Rabe forderte, er solle den Frieden beschwören bei seiner Liebe zu seiner alten Königin und zu seinem Lande. Darnach richtet er Oswalds Werbung aus und preist seinen Herren als reichen König. Aaron bereute nun, ihm Frieden gegeben zu haben, und beschließt, sein Wort nicht zu halten. (919) Gatter und Thore wurden zugeschlagen, so daß der Rabe nicht entfliehen konnte. Mit hirschledernen Riemen ward er gebunden und sollte sterben. Die junge Königin aber mahnte den König seines Wortes und bittet, dem klugen Vogel das Leben zu schenken. Da er es noch immer weigert, thut sie ihm ihren Entschluß kund, nie einem heidnischen Manne anzugehören, dem er sie geben wolle, sondern mit einem Spielmanne aus dem Lande zu fliehen:

Sie sprach: „sît du den raben niht wilt lâzen leben,
sô wil ich dir des mîn triuwe geben,
swenne du mich wilt geben eime heidenischen man,
(alsô sprach diu iunge künigîn lobesam)
das an ne begân ich niemer den willen dîn,
daz geloube mir, lieber vater mîn.
zwâr ich muoz mich von hinnen heben,
vater, des wil ich dir mîn triuwe geben,

7 f. In Rec. I besiegt der Rabe den König im Schachspiel und macht so die Königstochter auf sich aufmerksam.

mit einem spilman ûz dem lande,
vater, des hâst du denne iemer schande.“
er sprach: „du ne vüegest niht zeinem spilwîp,
ez ist sô edel dîn hôchgeborner lîp.
zwâr ich muoz dir der wârheit verìehen,
ich nehân der sprünge keinen von dir nie gesehen.“
sie sprach: „dar umbe ne darft du niht sorgen,
swaz ich hiute niht ne kan, daz lerne ich morgen.“
dô der künic daz erhôrt,
sîner lieben tohter wort,
er sprach: „und wære allez daz gevügele
nâch dir komen herubere,
daz in Engellant möhte gesîn:
daz gæbe ich dir ê, liebiu tohter mîn.
zwâr ich hân nu besehen
(alsô begunde der heiden iehen)
wie dîn klage wære gestalt.
der rabe mac wol werden alt,
und newilt du sîn niht entwesen,
sô mac der rabe noch wol genesen.
wis mir aller sorgen vrî,
trac in, wa er dir aller liebist sî.“
diu iunge künigîn daz niht enlie,
den vater sie lieplîch umbevie.
„sît du mir den raben hâst geben,
daz wil ich umbe dich verdienen die wîle ich hân daz leben.“
diu künigîn mit ir selber hant
lôste dem raben elliu sîniu bant
und truoc in mit ir drâte
in ir kemenâte.
dô nesûmte si sich niht mêre,
vil balde hiez si tragen here
semelen unde guoten wîn,
und swaz dâ guotes mohte gesîn,
zamez unde wiltbræte
und guoter kost allez gerære.
sie hâte den raben dâ mit vlîze,
mit ezzen unde trinken guoter spîse.
als der rabe dô gaz inde getranc,

daz gevider er ûz einander swanc,
er sprach: „vil edeliu künigîn,
loest mir den brief und daz vingerlîn.
daz hât dir bî mir gesant
künic Ôswalt in Engellant.
nu merke, vrowe, daz ist mîn rât,
waz er dir bî mir enboten hât.
dir enbiutet der vürste vrî,
daz im ân got nieman lieber sî,
dan im ist dîn werder lîp.
du solt, ob got wil, werden sîn wîp.
wilt du kristen glouben hân,
daz solt du mich wizzen lân,
sô wil er zesamene bringen ein michel here
unde wil nâch dir her varn über mere,
vil edeliu küniginne gemeit.
nu hân ich dir ez allez wol geseit,
waz mînem hêrren ist ze muot,
nu merke, werdiu küniginne guot,
und gip mir urloup balt von hinnen,
des bite ich dich, vil edeliu küniginne.
wan begrîfte dînen vater sîn zorn,
sô müesich hân mîn leben verlorn.
mir habent getân die wildære ze leide.
daz ich besorge mînes lebens und lîbes beide.
nu gip mir urloup, schoenez wîp,
wand ich niht mê hie ne belîbe."
dô sprach diu edele küniginne hêre:
„mîn vater netuot dir zwâr niut mêre
an dînem lîbe noch an dînem guot.
nim an dich einen vesten muot,
kein urloup nemahtu noch niht gehaben,
(alsô sprach sie zuo dem raben)
du muost noch lenger hie bestân,
des solt du mîn triuwe hân,
unz daz ich mich berâte
beidiu vruo unde spâte,

3. brief, in Rec. I ist von einem Brief nichts erzählt; Oswalds Ring bekehrt die Königin.

wie ich dich mit grôzen êren
heim sende ze dînem lieben hêrren"
nu het sie den raben verborgen
unz an den niunden morgen.
mit ganzen triuwen sie sîn pflac
beidiu naht und ouch den tac.
an dem niunden morgen vruo
gienc si dem raben wider zuo
unde stricte im under daz gevidere sîn
einen brief und ein guldîn vingerlîn
mit einer sîdîner snuore,
daz er ez über mer solte vüeren.
sie sprach: „mîn lieber rabe,
reht vernim, waz ich dir sage,
nu sende dich der himelische trehtin
hin heim ze dem lieben hêrren dîn.
du nesolt im ouch niht verdagen,
du solt im mînen dienest sagen,
unde sage dem werden vürsten vrî,
daz mir ân got ouch nieman lieber sî,
dan mir ist sîn werder lîp.
sô liep, daz ich hoffe, ich werde sîn êlîch wîp.
nu sage dem vürsten hôchgemuot:
mîn lîp und ouch mîn guot
daz sol im allez werden undertân,
an kristum wil ich glouben hân.
rabe, sage im mê, daz ist mîn rât.
swenne der winder ein ende hât,
wil denne er über mer nâch mir varn,
sô sol er sich wol bewarn,
und wil er mit maht bestân,
zwên und sibenzic kiel die muoz er hân,
und alsô manec tûsent rîtær hêrlîch,
die dâ sîn alle muotes rîch.
heiz in vüeren helde guot
mit im ûf des meres vluot,
und nesint si des lîbes niht biderbe,
so nekomt ir keiner niht hinwidere.
heiz in des kieles mâze bûwen

und nelâze im niht die vart sîn ein troum,
ouch sol er die kiele bûwen mit rôtem golde vîn,
daz ez sî allez lûter unde rein,
swâ er var des nahtes ûf dem mere,
er und ouch sîn kluogez here,
daz im des edelen steines glast
hel'e vervüeren die grôzen rast,
und heiz in ûf die kiele tragen
swaz er zuo aht iâren sol haben,
kost und ouch guot gewant,
im und sînen helden allen samt.
noch wil ich dir mêre sagen:
einen übergulten hirz muoz er haben,
und sage dem vürsten hôchgeborn,
kom er ân dich, sô sî sîn arbeit ganz verlorn;
vil herzelieber rabe mîn,
nu kom herwidere mit dem hêrren dîn,
sô wil ich dir lîhen unde geben,
di wîle ich hân daz leben.“
er sprach: „mit mînem lieben hêrren
kom ich herwidere rehte gerne,
unde begert denne der hêrre mîn
mîner helfe, des sol er unverzigen sîn.
vrowe, du solt mir einen urloup geben,
ich wil mich heim ze lande heben.“
sie gap im sant Johannis minne
und enphalh in der himelischen küniginne.

Nun flog der Rabe ohne Rast, seinem Herrn die Botschaft zu bringen. Als er am zwanzigsten Tage zur None über dem Meere flog, sandte Gott einen großen Sturmwind, so daß die seidne Schnur sich löste und das Ringlein der Königin ins Meer fiel. Der Rabe setzte sich traurig auf eine Felswand am Gestade. Einem Einsiedler, welcher daselbst schon dreißig Jahre lebte, gebot Gott, ihn zu trösten. Dieser ermahnte ihn, seine Sache Christo anheim zu stellen, fiel kreuzweis zur Erde und bat Gott und seine Mutter um den Ring. Da brachte ein Fisch den

31. Ringlein, in Rec. I hat der Ring die wunderbare Kraft, daß dessen Träger keines unrechten Todes sterben kann. Wie der Rabe den Ring wiederbekommt, weiß Rec. I nicht zu melden; vielmehr wird er dort durch den Meister Jse wieder herbeigeschafft.

Ring im Munde herbei und gab ihn dem Einsiedler, welcher damit des Raben Trauer hob. (1225) Auch hier empfing er Sankt Johannis Minne und flog dann noch sechs Tage, bis er nach Hause kam, wo er sich auf einen hohen Turm setzte und laut rief. Als dies dem Könige gemeldet wurde, sprang er vom Tische auf und spreitete seinen Zobelmantel auf die Erde, auf welchen dann der Rabe flog. Oswald hieß ihn willkommen, und in des Königs Kemenate soll der Rabe erzählen. Der aber verlangt zuerst zu essen und zu trinken, dann könne er besser der Weisheit pflegen. Oswald ließ schnell die beste Speise bringen, aber erst am nächsten Morgen war der Rabe zum Sprechen zu bewegen. (1305) Er verkündete alles, was die junge Königin ihm aufgetragen hatte. Darnach übergab er den Brief, welchen Oswald erbrach:

dâ vand er geschriben inne
die himelischen küniginne,
sant Jôhannesen den werden man,
der was ouch geschriben dran.
dô sant Ôswalt diu dinc selber geschriben vant,
êrste wart im grôzin vröude bekant.
sich selben und die edelen küniginne
vand er geschriben enmitten inne.
sie hete in umbevangen,
gedrücket an ir wangen,
im was, si wære an dem munde sîn.
den brief hâte si selbe geschriben.

Nun hieß der König schleunig zweiundsiebenzig Kiele rüsten, und an Sankt Georgen Tage war seine Heerfahrt bereit. Er hieß einen Goldschmied holen, der sollte ihm zweiundsiebenzig goldne Kreuze schmieden. Darnach ließ er Briefe schreiben und seine Mannen berufen. Alle kamen und Oswald empfing sie ehrenvoll. 72 000 Mann zogen ihm zu. Das Ziel der Heerfahrt verkündete er ihnen alsdann und versprach jedem, der ihm beistünde, hohe Belohnung; wer aber fiele, dem sei das ewige Leben sicher. (1515) Alle waren freudig bereit und bezeichneten sich mit den goldenen Kreuzen auf ihren Wappenröcken. Über all der Unruhe vergaß Oswald des Raben, während ein herrlicher Hirsch, den er seit siebenzehn Jahren am Hofe gezogen hatte, mitgenommen wurde. Die Marner kamen und nahmen die Ruder, und man stieß vom

Gestade. Nach zwölf Wochen und einem Jahre kamen sie in Aarons Land. Eine stattliche Burg leuchtete ihnen entgegen. Ein alter Dienstmann riet ihm, zwischen zwei hohen Bergen das Lager aufzuschlagen. Alles stieg an das Land. (1635) Oswald forderte nun von seinem Kämmerlinge den Raben, um ihn als Boten zu senden. Der Diener erschrak heftig und bekannte, daß sie den Raben nicht mitgenommen hätten. Oswald brach in laute Klagen aus, denn nun sei ihnen bestimmt, von der Heiden Hand zu sterben. Auf Oswalds Rat legten alle die Rüstungen ab, fielen kreuzweis zur Erde und baten die himmlische Königin um Hilfe. Gott und Maria sandten da einen Engel, der flog zu dem Raben und machte ihm Vorwürfe, daß er seines Herrn in der Not vergessen habe; der aber hieß verdrossen den Engel schweigen. Nach allem, was er für den König gethan, habe dieser ihn vergessen und einen Hirsch an seiner Stelle mitgenommen. Vergebens sucht der Engel ihn zu begütigen. „Zwölf Wochen und ein Jahr," jammert der Rabe, „habe ich menschliche Speise entbehren müssen, Koch und Kellerer haben mein vergessen, und den wütenden Hunden mußte ich Nahrung abjagen. Jetzt bin ich hungrig und kraftlos." Der Engel ermahnte ihn, nur drei Speerhöhen sich aufzuschwingen und den Flug zu versuchen; ginge das nicht, so solle er nur wieder zur Erde sich niederlassen. Bald aber war der Rabe zwölf Speerlängen hoch geflogen, und der Engel ließ ihn sich nicht senken, sondern er mußte nun über das Meer zu Oswald, bei dem er am vierten Tage anlangte. Von einem Segelbaume aus erhob er sein Geschrei, und ein Schiffsknecht meldete dem Könige des Raben Ankunft. Oswald war hoch erfreut und gab dem Schiffsknecht, indem er ihn zum Ritter machte, dreißig Mark Goldes als Botenbrot. (1875) Der König ging dem Raben entgegen.

kein bote mêr sô schône nimer emphangen wurde,
als der rabe wart enphangen
von sant Ôswalt und von allen sînen mannen.

Der Rabe ist zwar mit dem ehrenvollen Empfange zufrieden, berichtet auch, daß Friede in Engelland sei, aber er beklagt sich über Koch und Kellerer, die ihn haben darben lassen; der König solle ihm versprechen, diese beiden bei der Rückkehr hängen zu lassen. Oswald sagte, fortan solle der Rabe stets von des Königs eigener Schüssel essen. Da erbietet sich der Rabe, Botschaft zur Königin

10. Gott ... Engel, in Rec. I muß Oswald selbst zurückkehren, den Raben zu holen. 71 Schiffe versinken ihm, und er rettet sich bloß mit dem Raben.

zu tragen, es war ihm, als sei er wunderbar gesättigt. Der König ließ dann der Fürstin seine Ankunft melden und fragen, wie er am besten zu ihr gelange. Der Rabe fand die junge Königin allein an der Zinne der Burg und meldete ihr, was ihm geheißen war. (1997) Sie riet nun, Oswald solle auf nur einem Schiffe mit hundert Degen nach der Burg in der Dunkelheit kommen, ein Zelt errichten und sich mit den Seinen als Goldschmiede ausgeben; das übrige werde sich finden. (2027) Der Rabe flog zurück. Als Oswald hörte, er solle zwölf Goldschmiede stellen, erschrak er sehr, da er diese und alles Handwerksgerät daheim gelassen hatte. Zwölf seiner Helden aber meldeten sich als in der Kunst erfahren, auch hätten sie ihr Werkzeug mit sich genommen. (2061) Oswald war sehr froh darüber und wählte außer den zwölfen noch hundert Mann aus. Auf dem Felde vor der Burg begannen seine Goldschmiede ihre Arbeit,

als uns daz tiutsche buoch nu seit.

Des Königs Wächter hörte den Lärm der Hämmer und meldete es Aaron. Der König vermutete in den Ankömmlingen Christen, die um seine Tochter werben wollten, und ließ alle seine Heiden wecken und sich rüsten. (2123) Die junge Königin beschwichtigte aber ihren Vater. Es seien Goldschmiede, und er solle ihr und ihren Frauen Ringe und Spangen, sich selbst eine schöne Krone kaufen. Da legten alle die Rüstungen ab und zogen aus, die Meister würdig zu empfangen. Oswald ging den Heiden entgegen, und Aaron hieß ihn mit den Seinen willkommen, doch fragte er noch vorsichtig, ob sie auch niemand als Boten gesandt habe. Das leugnete Oswald und sagte, sie seien gekommen, Gut zu erwerben. So er ihrer aber nicht bedürfe, solle er ihnen Urlaub geben. Aaron aber lud sie ein zu bleiben, Oswald aber bat Gott um der Lüge willen um Verzeihung. Die Heiden brachten nun den Meistern Wein, Brot, Wildbret und Zahmes, guter Speise reichen Vorrat. Sie lagen da zwölf Wochen und ein Jahr, ohne eine Frau zu Gesicht zu bekommen. (2219) Oswald verdroß das Warten. An einem Montagmorgen träumte ihm, wie er es anfangen sollte. Er hieß seine Meister vier goldne Klauen und zwei goldne Hörner für seinen Hirsch machen, dazu eine goldne Decke.

36. Hirsch, in Rec. I ist der Hirsch nicht mitgebracht, sondern wird ihm jetzt erst von Gott gesandt.

So wolle er ihn dann an den Burggraben treiben. Alles geschah, wie er sagte. Als die Wächter den Hirsch sahen, meldeten sie es ihrem Herren, und alle Heiden machten sich auf, den Hirsch zu jagen. Als die Herren heraus waren, schloß der treue Hüter das Thor wieder. Der Hirsch aber floh zu einem dunklen Walde, und die Heiden verfolgten ihn immer weiter, bis er sich endlich über den Berg zu Oswalds Heere rettete. (2413) Unterdessen stand die junge Königin mit ihrer Mutter und ihren vierundzwanzig Jungfrauen an der Zinne des Palastes. Sie hieß eine andre Mantel und Krone tragen, als sei sie es selber; sie aber ging unter dem Vorwande von Schmerzen im Kopfe in ihre Kemenate, wo sie sich nebst drei andern Jungfrauen Mannskleidung anlegte. Als sie die Pforte verschlossen fanden, bat sie die Jungfrau Maria, ihr zu helfen. Da that sich die Pforte auf und schloß sich hinter ihnen alsbald wieder. Die Jungfrauen eilten zu Sankt Oswalds Zelt. Der Rabe meldete dem Könige ihr Kommen, und dieser ging ihnen entgegen. (2527) Da war große Freude. Die Ritter eilten mit der Jungfrau zu den Schiffen, ließen ihre Schmiede zurück und begaben sich zu ihrem Heere. Sie segelten ab, die Marner nahmen die Ruder, und unter fröhlichem Gesange zogen sie der Heimat zu. (2576) Als Aaron zurückkehrte, erkundigte sich die alte Königin nach dem Erfolge der Jagd und sagte, wie er überlistet sei, da seine Tochter mit den Goldschmieden die Flucht ergriffen habe. Aaron erriet gleich, daß Oswald seine Tochter entführt habe. Da blies er in sein goldnes Horn, dessen Ton bis in das dritte Königreich erscholl, und alle seine Mannen folgten dem Rufe. Als sie erfuhren, was geschehen war, stiegen alle zu Schiffe und eilten Oswald nach. An einem Montagmorgen holten sie ihn ein. Der Rabe machte den König auf ihr Kommen aufmerksam. Die Königin erschrak heftig, da sie ihres Vaters Zorn kannte, Oswald aber tröstete sie mit der Aussicht auf Gottes Hilfe durch Jesum Christum. (2710) Er fiel nieder und betete, Gott möge ihm helfen, dafür gelobte er, um was man ihn auch in Christi Namen fortan bitten möge, gewähren zu wollen. Alsbald erhob sich ein so starker Wind, daß er sie in kurzer Zeit wohl vierhundert Meilen weit trieb, die Heiden aber wurden vom Sturme zerstreut. Sie kamen an das Gestade, nach ihnen aber auch die Heiden, welche

6 f. bis er sich ... rettete, in Rec. I fängt der Heide den Hirsch. — 36 f. Sie ... Gestade, in Rec. I werden sie zurückgehalten und holen den König erst später ein.

begehrten, ihnen an das Leben zu gehn. Oswald ermahnte die Seinen zur Tapferkeit, doch die waren voll gutes Mutes. Allen voran drang Oswald mit der Sturmfahne in der Hand auf die Heiden ein, und ein grimmiger Streit begann. Den Heiden wurden schlimme Wunden geschlagen, und mancher verlor das Leben. Einen sommerlangen Tag dauerte die Schlacht. Aaron wurde besiegt, an dreißigtausend von seinen Leuten waren gefallen. Ihn selbst hatte man geschont und gefangen zu Oswald geführt. Dieser bot ihm die Taufe an, welche der Heide aber zornig ablehnte. (2867) Oswald ermahnte ihn, sich vor Gottes Strafe zu hüten, der Heide aber sagte, so wahr die Seinen nicht wieder lebendig würden, so wahr wolle er sich nicht taufen lassen. Da geschah es auf Oswalds Gebet, daß die Toten sich erhoben und wieder Leben in sie kam. Aber noch immer weigerte sich der Heide des Glaubens. Und hätte er sieben Köpfe, die wollte er sich lieber alle abschlagen lassen, als an den Christengott glauben. (2978) Mit den lebendig gewordenen Heiden wollte er Streit von neuem beginnen, die aber weigerten sich der Hilfe, sie hätten die Höllenpein erlebt und glaubten nicht mehr an Machmet, begehrten vielmehr Christen zu werden. Da ward Aaron erweicht und wollte sich taufen lassen. Es fehlte aber an Quellwasser. Oswald fiel sogleich auf seine Knie, zog dann das Schwert aus der Scheide und bat, einen Quell aus der Felswand springen zu lassen. Da entsank das Schwert seiner Hand und drang durch den Stein, so daß ein Wasser hervorsprudelte, das war wohl zehn Klafter breit und neun Klafter tief. Nun drohte Oswald dem Heiden mit dem Tode, und dieser, durch das neue Zeichen und des Königs Drohung erschreckt, ließ sich taufen. Oswald gab ihm den christlichen Namen Zentimus. Auch die vier Jungfrauen wurden getauft. Drei sommerlange Tage hatte er zu thun, ehe alle Heiden getauft waren, und schließlich waren ihrer noch zweiundsiebenzig übrig. Die sprangen alle auf einmal in die Taufe, damit sie nicht vergessen würden. Oswald verhieß nun den Getauften, daß sie noch in demselben Jahre alle sterben würden. Da wehklagten sie sehr und baten Oswald, ihnen zu helfen, daß sie lieber gleich stürben, ohne an der Seele erst Schaden zu nehmen. Das geschah auch auf Oswalds Gebet. Oswald mit seinem Schwäher und

9 f. welche ... ablehnte, in Rec. I wird der Heide bekehrt, indem ein Engel ihm durch eine Vision die Schrecken der Hölle und die Freuden des Himmelreiches zeigt.

den vier Jungfrauen zog fröhlich von dannen nach Engelland. (3111) Dort ward er froh empfangen, und eine schöne Hochzeit ward gehalten von Pfingsten bis an den Sonntag. Allen wurde reichlich gespendet. Darnach zogen Oswalds Mannen heim in ihr Land; er selbst aber hieß arme Leute bringen, denen er Gaben spendete. Da kam auch der Herr des Himmels, ihn zu versuchen, ob er seines Versprechens nicht vergessen hätte. In zehn Scharen waren die Bettler geordnet. Von einer Schar zur andern ging der Heiland und ließ sich so zehnmal seinen Anteil reichen. Endlich, da alle Bettler weggegangen waren, blieb er allein übrig und bat nun noch mehr. Vergebens sagten die Diener, daß dieser Pilger bereits für ein halbes Jahr genug empfangen habe. Oswald ließ ihm zwölf Stücke Fleisch, zwölf Brote und zwölf goldene Pfennige reichen. Der Pilger gab diese Geschenke sogleich andern Armen und kam wieder zu Hofe, wo Oswald mit seinen Helden am Tische saß. Die Diener trieben ihn davon, Oswald aber wehrte es ihnen. Er gab ihm auf seine Bitte den Braten, der für ihn selber aufgetragen wurde, ebenso Hühner, Fische und einen goldenen Pokal, endlich auch das kostbare Tischtuch. Die Wut der Diener war groß, und sie wollten den unverschämten Pilgrim töten. Oswald wehrte ihnen wieder:

sîn grôziu êre in des betwanc,
daz er von dem tische spranc,
der edel vürste hôch geborn
sluoc einen schiltvezzel zuo den ôrn,
den andern stiez er an den giel,
daz er an den rügge viel,
dem driten gab er einen ungevüegen slac,
daz er gestrecket vor im lac.
den vierden nam er bî dem hâre sîn
und zôch in durch die stuoben her und hin,
er sprach: „luoget an die veigen buoben,
die trîbent sô vil ungevüege!
waz wænet ir, warumbe er mich bite?
nu ne gât ez doch ûz iuwern kosten nit.
ich verhiez dem himelischen vürsten guot,
dô ich vuor ûf des wilden meres vluot
und vuor in grôzem leide

dar vor den wilden heiden,
daz ich besorgete den herten tôt;
dô half mir got ûz grôzer nôt.
dem himelischen heilant
gab ich mîn triuwe dô ze phant:
swes man an mich durch sînen willen gert.
des wirt ein iegelîcher mensche gewert,
und bite er mich umbe daz houbet mîn,
durch in sol ez im unverzigen sîn."

Da bat der Pilgrim ihn noch weiter um alle seine Lande, um Scepter und Krone, und endlich gar um seine Frau. Oswald ward traurig, doch dachte er seines Gelübdes und gewährte auch diese Bitte. Dann forderte er des Pilgrims Gewand, um als armer Waller hinauszugehen. Darob entstand großes Wehklagen unter den Seinen. Der Pilgrim aber rief ihn zurück und offenbarte sich als seinen Herrn und Gott. Er gab ihm Weib, Burgen und Land zurück. Zwei Lebensjahre seien ihm noch beschieden. Der Sünde soll er widerstehen und sich nicht von irdischer Lust bezwingen lassen. Ein keusches Leben solle er führen, so werde er endlich die himmlische Krone erringen. (3433) Oswald that also. Als des Königs und der Königin Tod nahte, beichteten sie und empfingen den heiligen Leib. Möchten wir alle es ihnen gleich thun! (3470).

4. Orendel.

Das Gedicht von Orendel zeigt eine höchst auffallende Verwandtschaft mit dem von St. Oswald. Schon der gleichartige Gegenstand: die Brautfahrt eines Königs nach einer schwer zu erringenden Prinzessin und das Vorkommen des Wallers Tragemunt (Wârmunt), dem 72 Königreiche kund sind, in allen beiden muß auffällig erscheinen. Dazu kommen noch manche andere Züge: die zwölf Goldschmiede, die 72 Schiffe, in denen sie ausziehen, das in beiden begegnende Motiv keuschen Lebens, die Prophezeiung des Endes des Königs durch einen

24 f. Das Gedicht .. St. Oswald, ausführlich sind die beiden Gedichte verglichen von E. H. Meyer, A. XII, 391 f. und A. Berger, B. XI, 389 f.

Engel, auch das Soldversprechen vor dem Zuge, das Anlegen der goldenen Sporen, bez. Kreuze und manches andere, auch eine große Anzahl einzelner Stellen, so daß an einer nahen Verwandtschaft beider Gedichte nicht gezweifelt werden kann. Aber obgleich zu diesen Ähnlichkeiten noch der gemeinsame Stempel kommt, welchen die Spielmannsübung beiden Gedichten aufgeprägt hat, so sind dieselben innerlich doch völlig verschieden. Hat sich im Oswald heimischer Sagenstoff einem modernen legendarischen Stoffe nur äußerlich angeähnlicht, so erscheinen im Orendel Wesen und Gang uralter Sage als Hauptsächliches noch erhalten und blicken nur schlecht verhüllt unter einigen neueren Flittern hervor. Müllenhoff erblickt im Orendel die unverkennbare Neugestaltung einer Sage, welche zum Teil in der jüngeren Edda berichtet wird. Als Groa das Haupt Thors durch Zauberlieder von dem Steinsplitter zu befreien sich bemühte, welcher von des Riesen Hrungnir Keule beim Holmgang abgesprungen war, erzählte er ihr, als er merkte, daß der Steinsplitter wankte, zum Lohne die angenehme Kunde: er habe ihren Gatten Aurvandil in einem Korbe über die Elivagar, die nördlichen Eisströme, getragen. Eine erfrorene Zehe desselben habe er abgebrochen und an den Himmel geworfen, dort heiße sie als Stern Aurvandilsta, Aurvandilszehe. Jetzt kehre er zu ihr heim. Über dieser Rede vergaß Groa der Zauberlieder, und der Splitter blieb in Thors Haupte stecken. Die Erzählung von der Wiedervereinigung der Gatten ist nun in der Edda nicht erhalten, auch ist nicht erzählt, wie er in die Eisströme gekommen ist. Vollständig ist uns die Sage im Orendel erhalten. Das Lebermeer ist das geronnene Meer, das Eismeer, nördlich der Orkaden um den Polarkreis, Meister Ise ist der Eisriese Hymir, bei welchem Thor den Braukessel für Ögirs Gastmahl holte, seine Burg mit vielen Zinnen sind die aufgetürmten, zackigen Eismassen. In entstellter Gestalt kehrt Orendel nach langer Abwesenheit heim. Er findet Freier daselbst, die um seine Gattin werben. Er wirft sie alle nieder. Auch die Mannen der Bride trachten ihm nach dem Leben, sie

12. Müllenhoff, deutsche Altertumskunde I, Berlin 1870, S. 30 ff.; vgl. v. d. Hagen, Ausg. S. XX. O. Keller, Vicus Aurelii oder Öhringen zur Zeit der Römer, Bonn 1871. Exkurs über Orendel. — 13 f. welche ... wird, Scald. c. 17. — 28. nördlich ... Polarkreis, Müllenhoff erinnert an den oceanus glaciatus oder caligans des Adam von Bremen und an das finstere Meer in der Gudrun und in St. Brandan. — 32 f. Er findet ... werben, Müllenhoff findet diesen Zug in Od. 950.

aber sucht ihn zu beschützen. Am letzten Kampf nimmt Bride-Groa selbst in voller Rüstung teil.

Dies ist der einfache alte Sagenkern. Nach Müllenhoffs Deutung ist derselbe ein Naturmythos. Aurvandil-Orendel sei der sommerliche Held, dessen Verbindung mit Gróa (der Grünenden) das Gedeihen der Saaten bezeichne. Der strenge Winter mache ihn sich dienstbar, er selbst befreie sich, falle aber wieder in die alte Dienstbarkeit zurück, wie auch Orendel noch V. 2611 wieder als des Fischers schalc gilt. Im Herbste stocken seine Schiffe, denn die See galt für fahrbar nur im Sommer, und er verfällt den Eisriesen, wie auch Ise selbst der Fährmann ist, der ihn übers Meer führt. Von mythischer Bedeutsamkeit ist namentlich auch der Rossefang. Während Orendels Abwesenheit umwerben unholde Gesellen seine Gattin, er aber befreit sie, ein Stern kündigt ihn an. Auch die Namen entsprechen dem Sinne der Sage: Ouwil (Ougel), der Vater des Orendel, hängt mit ouwa, Wasser, zusammen; Aurvandil der Seeheld sei der seefertige Mann, der auf der See hin und her schweifende.

Müllenhoff erblickt in der ganzen Geschichte von Aurvandil die germanische Umgestaltung der uralten Odysseussage. Ise und sein Eispalast entsprächen der Kalypso und der Insel Ogygia, der alte treue Pförtner dem Eumäus, Bride der Penelope.

Auch im Nordland hat der Mythus Erneuerung erfahren. Zwar steht nicht die Erzählung von Horwendil, dem Sohne Gerwendils, die Saxo Grammatikus bringt, damit im Zusammenhange, doch finden sich in den Fahrten und Abenteuern Gorms und Thorkils in Thule vielfach odysseeartige Sagen.

In Deutschland nun griff der Spielmann die Sage auf, wie er sie fand. Den grauen Rock, den die Sage schon bot, deutete er als den in Trier aufgefundenen Rock Christi, und damit war auch die Verknüpfung Orendels mit Trier, sowie manches von den wunderbaren Thaten, die Orendel mit Hilfe des Rockes

16. Ouwil. Müllenhoff a. a. O. S. 32, Anm. 2; dagegen Ettmüller, Ausg. S. 152. — 18. der … hin- und herschweifende, der Stamm aur sei verwandt mit aurora, ἠώς, östrûn und bezeichne ebenso glänzen, ausgießen (vgl. Völusp. 19. 31), aurskonungr in Scald. c. 15 sei ein Wassergott; dagegen Ettmüller, Ausg. S. 148. — 24. Zwar steht nicht, dagegen Uhland, Thor, S. 48 ff.; Ettmüller, Ausg. S. 150. 152. v. d. Hagen, Ausg. S. XX, Anm. — 25. Saxo Grammatikus ed. Holder S. 85, 35 ff. — 26 f. Gorms … in Thule, Saxo Grammaticus ed. Holder 285, 39—296, 8. — 30. Rock Christi, dieser ist rot, nicht grau; vgl. Gildemeister u. v. Sybel, der heil. Rock von Trier, 1845, 2, 141. 3, 13.

vollbringt, die Kämpfe mit Riesen und heidnischen Heeren, notwendig geworden. Spielmannswerk ist es auch, wenn der Faden noch einmal aufgenommen und dieselbe Geschichte noch auf andere Art vorgetragen wird. Dazu kamen morgenländische Einkleidungen und Erinnerungen, welche durch die Kreuzzüge nahe gelegt wurden, und die Brautfahrt ist so typisch für Spielmannsdichtungen, daß hier schon der Hinweis auf Oswald genügt, um die Fabrik erkennen zu lassen, aus welcher dieser Putz hervorgegangen ist.

Erinnerungen an die Zeit des dritten Kreuzzuges hat in dem Gedichte E. H. Meyer finden wollen und ausführlich besprochen, auch die geographischen Anklänge verfolgt derselbe, wenngleich er feststellt, daß in dieser Hinsicht sehr unklare Anschauungen im Kopfe des Fahrenden herrschten. Endlich entdeckte derselbe Forscher Erinnerungen an andere Sagenkreise in dem Gedichte: Achille V. 3469 ff erinnere vielleicht an die troische Sage, und Karls des Großen Genealogie an Rother 4782, die blatvuoze an Herzog Ernst, auch in Namen finden sich Anklänge an Morolt, Rolant, Biterolf.

Diese geschichtlichen Analogieen werden indessen mit Recht von Harkensee zurückgewiesen. Dieselben sind nicht zwingend, und mit Sicherheit können wir nur den zweiten Kreuzzug, der zur See nach Akkon ging, als historische Voraussetzung des Gedichtes betrachten. Auf Grund dieser Verschiedenheit der Ansichten

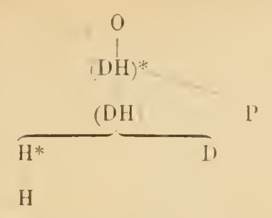
2 ff. Spielmannswerk ... wird, dasselbe geschieht in Rother und Morolf. — 10. Elard Hugo Meyer erinnert besonders an historische Ereignisse aus der Zeit des dritten Kreuzzuges, an welchem die Rheinländer (vgl. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge 1, 61. 81. 3, 1, 83. 4, 57. 284) vorzugsweise Anteil gehabt hätten. So erkläre sich auch, daß Orendels erster Zug rheinabwärts, der zweite durch Italien gegangen sei. Die Hauptpersonen seien König Guido von Jerusalem und dessen Gattin Sibylle, die Tochter Balduins IV. Letzterer hätten der Patriarch und die Tempelritter zur Krönung am heiligen Grabe verholfen. Alban in V 2429 sei identisch mit dem englischen Tempelherrn Robert von St. Alban, der Mohammedaner wurde und ein Sarazenenheer gegen die Christen führte (vgl. B. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge, Berlin 1880, S. 190). Auch sei Sibylle von Guido getrennt worden und habe nach Antiochia sich begeben müssen; außerdem stimmten mehrere einzelne Züge überein; dagegen Harkensee, Untersuchungen über das Spielmannsgedicht Orendels, Kiel 1879, S. 63 ff. (vgl. Litter. Centralbl. 1880, Nr. 10, Sp. 1335 f. Litteraturbl. f. germ. u. rom Phil. I, Heft 12). — 11 ff. auch ... herrschten, Munteval sei Mons regalis, eine seignorie des Reichs, Alzit sei die Hafenstadt Assur, die Wüste Schâtôm sei die Wüste Jerusalem. — 15. troische Sage, wie auch Troie in Mor. 468, 5. 755, 2; über die Ähnlichkeiten dieser Gedichte s. Lachmann zu den Nib. und zur Klage S. 290 und zu Iw. 6414, und über die allmähliche Verbreitung dieser Sagenkreise Müllenhoff, zur Gesch. d. Nib.-Not S. 12. — 16. Rother 4782, auch der Stein Claugestian sei außer Orendel noch im Rother 1952 ff. und im Alexander 6932 ff; vgl. über denselben Zacher, P. X, 109. Gottschick, P. XI, 333. Kinzel, zu Al. 6932 ff. — blatvuoze. M. Haupt in A. VII, 253. 262. 289 handelt über diese. — 20. Harkensee a a. O. S. 63 ff. W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage, Heilbronn 1886, S. 245, verwirft jede mythologische Deutung und hält die historischen Änderungen zum Aufbau des Gedichtes für genügend.

über die geschichtlichen Grundlagen haben sich nun auch verschiedene Meinungen über das Alter des Gedichtes gebildet. Hagen setzte es um 1300, Ettmüller gar erst in das fünfzehnte Jahrhundert. Meyer, Scherer, Müllenhoff, Martin, Khull setzten es in das Jahr 1190 nach den Vorfällen von Akkon, ebenso Vogt, Harkensee dagegen zwischen den zweiten Kreuzzug und die Eroberung Jerusalems und Übergabe Akkons, also zwischen 1150 und 1187. Auch A. Berger setzt es weit früher als 1187.

Die Überlieferungsform des Gedichtes ist eine sehr mangelhafte. Die Hauptgrundlage bildet ein alter Augsburger Druck (D) vom Jahre 1512, von welchem sich ein Exemplar in München, ein anderes in Berlin befindet, ferner kennen wir es aus einer Papierhandschrift (H) vom Jahre 1477, die sich bis 1870 in der Straßburger Stadtbibliothek befand. Endlich besitzen wir es noch in einer Prosaauflösung, welche ebenfalls 1512 zu Augsburg gedruckt ist.

H ist eine Überarbeitung des Textes von D, in welcher besonders die Reime zu reinen umgeändert, Verse hinzugedichtet und weggelassen und die Verse verkürzt wurden. Sogar schon der Text, auf welchen H und D zurückgehen, stellte eine Überarbeitung dar. Die Prosa (P) ist 1512 gelegentlich der erneuten Auffindung des heiligen Rockes unter Kaiser Maximilian aus einem Gedichte, vielleicht demselben Exemplare, aus welchem D floß, ausgezogen worden. Für die Kritik ist sie jedoch nicht ohne Wert, da P und H öfter gegen D übereinstimmen, woraus hervorgeht, daß auch D seine Vorlage nicht unverändert wiedergab. Aus mancherlei Einzelbeobachtungen schließt Harkensee auf folgenden Stammbaum der Handschriften:

2. Hagen, Ausg. S. XIX. — 3. Ettmüller, Ausg. S. 163. — 4. Meyer a. a. O. S. 390. — Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh. S. 114. — Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde I, 32. — Martin, in Wackernagels Littg. I^2, 231. — Khull, Gesch. der altdeutschen Dichtung, Graz 1886, S. 127. — 5. Vogt, Salomon und Morolf I, S. CVIII. — Harkensee a. a. O. S. 68. — 8. A. Berger a. a. O. S. 382. — 9. Die Überlieferungsform des Gedichtes, s. Wackernagel in Hoffmanns Fundgruben I, 213 ff. — 10 ff. Augsburger Druck ... befindet, darnach herausgeg. von L. Ettmüller, Orendel und Bride, eine Rûne des deutschen Heidentums, umgedichtet im 12. Jahrh. zu einem befreiten Jerusalem, Zürich 1858. — 13 f. Papierhandschrift ... befand, herausgeg. von F. H. v. d. Hagen, der ungenähte graue Rock Christi, wie König Orendel von Trier ihn erwirbt, darin Frau Breiden und das heilige Grab gewinnt, und ihn nach Trier bringt. Altes Gedicht aus der einzigen Handschrift mit Vergleichung des alten Drucks herausgeg., Berl. 1844. — 15 f. Prosaauflösung ... gedruckt ist, E. Weller, G. XVII, 445—99 teilt noch ein Lied vom h. Rocke aus einem fliegenden Blatte mit. — 27. Harkensee a. a. O. S. 30; eine neue Ausgabe von Berger steht bevor. Einer jetzt verlorenen Handschrift aus Heidelberg ist v. d. Hagen auf die Spur gekommen; vgl. Einl. S. XXIII.



Was nun den Dichter, seine Heimat und die Zeit betrifft, in der er lebte, so kann mit Sicherheit nur ausgesprochen werden, daß er in der Gegend von Trier zu Hause war. Darauf führt seine Sprache und auch einige Wendungen des Gedichtes. So weiß er ganz genau, daß Metz von Trier vierzehn Meilen entfernt ist (V. 3112), er weiß, daß man von da die Mosel hinabfahrend nach Koblenz gelangt (V. 347), von da stromabwärts ins Meer (V. 347). Auch hebt er die Stadt stets besonders hervor.

Was die Zeit angeht, so kann man über die obige ungefähre Angabe kaum hinauskommen, da die Reime nur in Überarbeitungen erhalten sind; sicherlich aber deuten sie in das zwölfte Jahrhundert. Die Auffindung des heiligen Rockes, welche zwischen 1106 und 1131 geschah, kann nicht einmal als terminus a quo in Betracht kommen, da ein solcher bereits besser im zweiten Kreuzzuge gefunden ist.

Die Form des Gedichtes ist zweifellos ursprünglich die strophische gewesen, und es wurde, wie auch Oswald, Morolf, Rother, nicht gesungen, sondern nur gesagt. v. d. Hagen zweifelte, ob das Gedicht ursprünglich in kurzen Reimpaaren verfaßt war, oder ob eine vierzeilige Strophe zu Grunde liege, und Ettmüller suchte die vierzeilige Strophe in seiner Ausgabe durchzuführen, wohingegen O. Schade Gruppen von sechs Zeilen zu erkennen vermeinte.

3 f. Darauf führt seine Sprache, vgl. Harkensee a. a. O. S. 68—79. — 8 f. Auch ... hervor, Lokalsagen führen irre. Schon Maßmann hat darauf aufmerksam gemacht (Hagens Ausg. S. 20, Anm.) und Pfeiffer (A. VII, 558 f.) darnach ausführlich mitgeteilt, daß Georg Widmann in der Chronik der Stadt Hall (cod. hist. fol. no. 8 vgl. mit cod. hist. fol. no. 147 in Stuttgart) berichte, an der Saal in der Grafschaft Hohenlohe sei ein Waldbruder Orendel gewesen, der sich in einer Schlucht eine Zelle gebaut. Da liege er begraben und darnach sei der Ort Orendelsaal genannt worden. Die Menschen hätten gemeint, Orendel heiße er deshalb, weil er die „orn" heilen könne. — 11. Reime, vgl. Bartsch, G. V, 109—20. Harkensee a. a. O. S. 58—62. — 13 f. welche ... geschah, Meyer a. a. O. S. 391. Müller a. a. O. S. 244. — 17 f. Die Form ... gewesen, Koberstein-Bartsch 1[6], S. 158. — 18 f. und es wurde ... gesagt, Meyer a. a. O. S. 393. — 19. v. d. Hagen, Ausg. S. XXI. — 23. O. Schade, Crescentia, Berlin 1853, S. 56—60.

K. Simrock hat die fünfzeilige Morolfstrophe als Grundschema aufgestellt, indem er sich an die vorhandenen längeren Verszeilen hielt, und für eine solche erklärten sich auch Meyer und Bartsch. Simrock selbst aber nahm seine Ansicht später wieder zurück. J. Strobl vermutet, Orendel habe wie Oswald neben den Morolfstrophen auch Hildebrandstrophen in seiner Vorlage gehabt. Harkensee kommt zu dem Ergebnisse, daß ein Überarbeiter das ursprünglich in Langzeilenstrophen verfaßte Gedicht zum Teil in die Morolfstrophe umsetzte, als die Kurzverse guter Ton wurden. Auf die epischen Langzeilen deuten auch die zahlreich erhaltenen Allitterationen.

Indem wir nun einen Überblick des Inhalts folgen lassen, soll dies immer im Hinblick auf die vorstehenden Notizen geschehen. Obgleich wir die mythische Grundlage des Gedichtes erkannt haben, ist es doch nicht unnötig hervorzuheben, daß gerade die Art und Weise seiner Modernisierung durch den Spielmann ein Beweis ist für eine durchaus von christlichen Ideen durchtränkte Kultur. Es ist der Einfluß christlicher Anschauungen auf die mittelalterliche Sagenbildung noch nicht nach Gebühr gewürdigt, wie denn überhaupt die fundamentale Bedeutung, welche die christliche Lehre und Kirche für die ganze geistige Entwicklung des deutschen Lebens gehabt hat, oft unterschätzt wird, teils weil man eine zu hohe Meinung von der geistigen Potenz der alten Deutschen hat, teils weil die heutige Stellung der Kirche das Urteil über ihre Bedeutung in der früheren Zeit trübt.

Der Inhalt des Gedichtes ist folgender:

In einem Vorworte ist zunächst die Geschichte des grauen Rockes gegeben.

1. K. Simrock, der ungenähte Rock Christi, oder König Orendel. Gedicht des 12. Jahrhunderts übersetzt, Stuttg. 1845. 48, S. XXVI ff. — 3. Meyer a. a. O. S. 392. — Bartsch, Koberstein-Bartsch I[6], S. 158 und G. V, 109—20. — 4. Simrock, die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung, Bonn 1858, S. 73 ff. — 5. J. Strobl, über das Spielmannsgedicht von St. Oswald, Wien 1870, S. 503. — 6 f. Harkensee a. a. O. S. 30—58. — 10 f. Harkensee a. a. O. S. 57 f.; vgl. auch Berger, B. XI, 462 ff. — 12. Inhalts, eine Übersetzung ist von Simrock geliefert, auch von P. Laven 1815. Inhaltsangaben von v. d. Hagen und Ettmüller in ihren Ausgaben, und von K. Goedeke, Mittelalter S. 283. — 18. Es ist, ich wiederhole hier wörtlich einen Ausspruch von Wilmanns, AA. VII, 282, Anm., dem ich mich anschließe. — 21. Stellung der Kirche, diesen Ausdruck eigne ich mir nur insoweit an, als ich darunter die Stellung verstehe, welche der Kirche durch die empirische Richtung der Zeit zugewiesen ist; nicht etwa verstehe ich darunter eine Stellung welche die Kirche einzunehmen beliebt habe. Hat die christliche Kirche nicht mehr den maßgebenden Einfluß auf die Kulturentwicklung unseres Volkes, den sie üben könnte, so liegt das nicht an einem Mangel befruchtender Kraft in ihren Ideen, sondern in dem Mangel ihr entgegengebrachter Receptivität.

I—III.

Alsô guot diu wîle was,
Dô der heilige krist geporn wart,
Alsô guot was ouh diu wîle,
Dô geporn wart diu kunigin Marîe.
Enwære der heilige krist geborn,
Sô wære manigiu sêle vlorn.
Ô Jêsus, vil lieber hêrre,
Nu entvare uns ouh nieht mêre,
In die himelische genâde uns wollest senken,
Daz wir daran gedenken,
Wer uns daz leben hât gegeben.
Daz hât getân aller werlt ein scheppher.
Vil gerne muget ir hôren daz,
Warumbe got die heiligen vierzic tage vast.
Daz tet er fur unser sunde
Der kristenheit zeinem urkunde,
Waz wir durh daz iâr sunde begiengen,
Daz si die heiligen vierzic tage an sich viengen.
Nu wil ich mir selber beginnen
Unde wil von dem heiligen grâwen rocke singen.
Er wart gewirket zwâre
Von eines lembelîns hâre,
Dar zuo span in diu edel inde diu frîe
Selber diu kuniginne sant Marîe
Mîn frouwe sant Marîe in selber span,
Sant Helena in selbiu wirken began.
Iz wart geworht, nieht genât
Daz selb edel minniglîche wât,
Wand er wart geworht mit flîzen,
Der grâwe rocken sol nieht brechen noh slîzen,
Er wart geworht ûf dem berge Olivetî,
Krist der hêrre slouf selber darîn.
Dô der grâwe rock was bereit,
Unser hêrre in selber an sînen lîp leit.
Dârinne vastet er vierzic tage —
Daz ist wâr, als ich iuz sage —
Unde mit alsô grôzer lieb und êren

Von der bittern helle wolt er uns kêren,
Unde wie er uns erlôste,
Dô quam er dem künig Orendel wol ze trôste.
  Nu hôret ze disen stunden:
Iz wart ein diutsch buoch funden,
Wie daz der arme ellende Jûdas
Unseres hêrren verraetere was.
Jûdas unsen hêrren verriet
Unde genôz sîn ouh sît her nieht.
Die iuden darzuo giengen,
Unsen hêrren si an daz crûze hiengen,
Si leiten in tiefe in ein grap.
Nu hôret, wie ein alter iude sprach:
„Rîcher kunic und ouh Herôdes,
Hiute soltu mir lônen des,
Alles des dienestes, so ich dir hân getân
Volleclîchen driu unde drîzec iâr,
Du rîcher kunec unde scône,
Des soltu mir ouh hiute lônen.
Gip mir den grâwen roc vil hêre,
Den do ane truog der kristenheit bredigêre,
Vil rîcher kunic hêre,
So enbit ich dich nieht mêre."
II. Dô sprach der kunic Hêrôdes:
„Damite sî dir gelônet."
Alsô der iude die rede vernam,
Er huob ûf den roc unde truoc in hin dan,
Er truoc in alsô balde mit listen,
Do er einen schônen brunnen weste,
Unde wuosc in ûz dem brunnen
Unde truoc in an die sunnen
Unde breitte in an die erden,
Daz er solde trucken werden.
Unser hêrre Jêsus krist der vil guot
Gebôt daz sîn rôsinvarewez bluot
An dem grâwen rocche stuont,
Also er iz emphienc ame criuze wunt,
In allen den geberden
Also er êrist gemartelet wære.

Als der kunic daz ersah,
Er verbôt dem selben iuden daz,
Alsô lieb im sîn leben wære,
Daz er den roc mit sînen ougen niemer ane sæhe.
Er sprach: „hêrre iêsu crist,
Gib mir nu drîer tage vrist!“
III. Er verworhte den roc hart
In einen steinînen sarc
Unde fuort in in cleiner wîle
Des meres wol zwô unde sibenzic mîlen.
Er warf in zuo der selben stunt
An des wilden meres grunt,
Er sprach: „dô lig du, grâwer roc,
Du wirst niemer mêre funden, daz weiz got.“
Diu wazzer sich entsluzzen,
Dô quam ein sîren geflozzen,
Der den selben sarc ûf brach,
Do der grâwe roc inne lach.
Dô flôz er drîer sumertage lanc
In eîn gewilde unde in ein lant,
Dô quam der grâwe roc ûf einen sant,
Dô in der sîren hine betwang
Er barch sich alsô werde
Niun klaftern tiefe under die erden,
Dô lac der grâwe roc, daz ist wâr,
vollechlîchen ûf ahte iâr.
An dem niunden iâre
Dô quam derselbe grâwe roc zewâre,
Er quam alsô werde
Her widere ûf die erden.
Dô quam ein armer wallender man,
Der wolde zem heiligen grabe gân,
Er enkonde mit allen sînen sinnen
Deheinen kiel niergen vinden,
Noch deheiner slahte galîen.
Des sult ir vil sicher sîn:
Er waz geheizen Tragemunt,
Ime wâren zwei unde sibenzig kunigrîch kunt.
Dô wallete er ûf Cyperlant,

Dô quam der wallêre ûf den sant.
Dô fand er den grâwen roc guot,
Den got ze sîner martere truoch.
Mit sînen snêwîzen handen
Zuchte er in von dem sande.
Er sprach: „hêrre, den roc hâstu mir geben,
Den wil ich an mînen lîp legen
Unde wil in tragen alsô stillen
Durh des mannes sêle willen,
Der dârin ertrunchen ist.
Du weist wol, himelischer krist,
Daz ich sîn bedarf gar wol,
Als ich von rechte unde billîch sol.
Wer nu gote wol getrûwet,
Wie rehte wol der bûwet!“
Sprach der ellende man,
„Wie kan iz im nu missegân?“
Er wuosch den grâwen roc vil guoten
Ûz des wilden meres fluoten.
Unser hêrre daz gebôt,
Daz sîn rôsinvarewes bluot
In dem grâwen rocche stuont,
Glîch also er êrste friesch verhwunt,
In allen den geberden,
Also er des selben tages gemartelet wære.
Dô daz der wallende man ersach,
Daz wort er snellîchen sprach:
„O du himelischer herre mîn,
Diz mac wol dîn roc sîn,
Hêrre, do du enphienge des speres stich,
Den lite du, hêrre durh mich
Unde durh allez menschen kunne,
Wie du uns von der bitteren helle gewunne.
Der roc enzimet mir nieht ze habene,
Noch deheinem sunder ûf ertrîch ze tragene.“
Ûf huob er den roc guoten,
Unde warf in widere in des wilden meres fluoten.
Dô quam ein fisch, der hiez der wale,
Der verslant den roc in sînen magen,

Er fuort in zuo den selben stunden
In des wilden meres grunden,
Er truoc in in sîneme magen,
Also ich die schrift hôre sagen,
Daz sult ir wizzen, daz ist wâr,
Vollec͡lichen ûf aht iâr.
Daz merke swer dâ welle.
Des hât daz êriste buoch ein ende.
Ez sprichet an dem buoch alsô:
Ein stat lît ûf der Muselen dô,
Diu ist ze Triere genant,
Gar wîten ist sin erkant;
Dârinne was gesezzen
Ein hêrre wol vermezzen,
Kunig Eygel was er geheizen.
Er war ein rehter meister
Uber zwelf kuningrîchen
Unde ein hêrre rîcher,
Unde wâren ime ouh alle undertân.
Der kunig ziehen began
Drî sune hêrlîche.
Der eine wart gezogen ûf zeize,
Der iunge kunig Orendel wart er geheizen,
Er wart alsô rîche unde alsô hêre,
Ime wart undertân daz heilige grap ze ierusalême.
In zôch der kunig, daz ist wâr,
Vollec͡lichen ûf drizehen iâr,
Do enphienc er sîn swert zwâr.

IV. (182) Am St. Stephanstage empfing Orendel das Schwert. In einer Marienkapelle gelobte er ein Schützer der Witwen und Waisen zu sein. Dann ging er zu seinem Vater und mahnte ihn, ihm ein Weib zu geben. König Oygel aber kannte nur eine, die seiner wert war. Sie säße jenseit des Meeres und hieße Frau Bride. Das heilige Grab sei ihr unterthan und viele Heiden. Orendel forderte sogleich zweiundsiebenzig Schiffe und Wegzehrung für acht Jahre. Er wolle die Jungfrau zu erwerben suchen.

V. (251) Da hieß Oygel Bäume fällen, und nach drei Jahren standen zweiundsiebenzig Schiffe bereit. Seinem Sohne wollte er acht

Könige und sieben Bischöfe zur Begleitung mitgeben. Der aber wollte keine gezwungenen Begleiter. Zwölf Goldschmiede mußten ihm goldene Sporen arbeiten, und nun rief Orendel erst die Könige auf, da meldeten sich acht mit je tausend Rittern, dann die Herzoge und Grafen, da meldeten sich tausend. Nun brachte man zwei Wagen mit den güldenen Sporen und schüttete sie auf den Hof aus. Jeder nahm ein Paar, und schließlich blieben nur zwei für Orendel selbst übrig. Zwar schilderte ihnen Orendel die Gefahren, denen sie entgegengingen, aber keiner ließ sich abschrecken. Orendel nahm nun Urlaub von den Seinen und ging zu Schiffe. Auf der Mosel zogen sie bis Koblenz am Rhein, dann diesen hinab bis an das Meer.

VI. (357) Sechs Wochen waren sie schon unterwegs, da warf sie ein starker Sturmwind in das wilde Klebermeer, woselbst sie drei Jahre lang festlagen. Sankt Maria bat ihren Sohn, ihnen zu helfen, und der sandte einen neuen Sturmwind, der sie befreite, so daß sie zur großen Babilonie weiterschiffen konnten. Ein Fischer meldete dem dortigen Könige Belian die Ankunft der Christen. Dieser sammelte sogleich seine Mannen und fuhr auf seinen Schiffen den Christen entgegen. Orendel gewann den Sieg über die Heiden, deren man fünfzehnhundert ertränkte. Erfreut fuhren sie nun weiter nach Jerusalem, dem sie so nahe kamen, daß sie das heilige Grab sahen. Allein ein starkes Unwetter verschlug sie weit in das Meer zurück.

VII. (465) Alle Schiffe gingen unter, nur der König, welcher zu Gott gebetet hatte, entkam nackend ans Gestade. Er grub sich ein Loch in den Sand. Am vierten Tage sah er einen Fischer, den er anrief.

VIII. (521) Der Fischer lenkte sein Schiff zu ihm und fragte ihn, ob er einer Raubgalie entronnen, ob er ein Räuber oder ein Dieb sei, der den Galgen verdiene. Orendel sagte, er sei ein Fischer, seine Netze habe das Meer fortgerissen. Jetzt bäte er, ihn als Knecht anzunehmen. Als er nun unbekleidet in das Schiff trat — ein Baumast diente dazu seine Blöße zu decken —, sagte der Meister Ise „ein vischer hêr unde wîse“, zweiundsiebenzig Jahre lebe er schon hier und habe ihn nicht als Fischer kennen gelernt. Er müsse zum Beweise der Wahrheit seiner Rede sogleich das Schiff voll Fische fangen, sonst würfe er ihn in die See. Orendel betete zu Gott, ihm zu helfen. Die heiligen

zwölf Apostel verwendeten sich für ihn bei Gott, als er das Netz ausließ, und mit Sankt Peters Hilfe füllte er alsbald das Schiff. Nun nahm ihn Ise mit nach seiner Burg Cluse, wo ihm achthundert andere Fischer dienten. Des Fischers Frau stand mit sechs anderen Frauen an der Zinne und hieß sie willkommen. Ise zeigte ihr, als sie ihn nach seinem Begleiter fragte, die vierthalbtausend Fische, die dieser gefangen, und rühmte dessen Geschicklichkeit. In einem Walfisch, den er aufschnitt, fand er den grauen Rock.

IX. (635) Der Fischer meinte, der Rock habe wohl einem Herzoge gehört, den Räuber erschlagen und ins Meer geworfen haben. Er sei ihm fünf Schilling güldener Pfennige wert. Orendel bittet nun seinen Herrn um den Rock, doch der sagt, er müsse ihn durch Dienst erwerben. So diente er dem Isa sechs Wochen nackend, bis an Sankt Thomas' Tag. Da mahnte des Fischers Weib, dem Knechte für das Fest ein Kleid zu kaufen. Sie kauften ihm ein solches für drei Pfennige, dazu zwei große rindslederne Schuhe und einen Mantel für sechs Pfennige. Allein Orendel legte die Kleider nicht an. Am Gestade klagte er Gott sein Leid, daß er am Feste nackend gehen müsse, da er den grauen Rock nicht käuflich erwerben könne. Sankt Maria verwandte sich wieder bei ihrem Sohne für ihn, und der gestattete ihr, der Nothelferin, dem Könige zu Hilfe zu kommen.

X. (709) Diese sandte der Engel Gabriel mit dreißig güldenen Pfennigen, und dieser sagte ihm, daß der graue Rock ihn unverwundbar in allen Kämpfen mache. Erfreut ging nun Orendel auf den Markt, wo der Fischer den Rock ausbot. Aber dort zerriß der Rock, als wenn er faul wäre, sobald ihn jemand anrührte. Da gab ihn der Fischer um die dreißig güldenen Pfennige, um welche dereinst auch der Herr verraten ward. Als Orendel den Rock hatte, ward dieser wie neu. Ise ermahnte ihn, denselben auch zu verdienen durch seinen Dienst. Das gelobte Orendel, für jetzt aber bat er um Urlaub zu einer Fahrt nach dem heiligen Grabe. Den gewährte ihm Ise, und er und seine Frau rüsteten ihn stattlich aus. Letztere bat, ihr zu verzeihen, was sie ihm Übles gethan. So hub er sich von dannen.

XI. (805) Da begegneten ihm an dreihundert Heiden, darunter ein riesenhafter Mann, der ihn gefangen nahm und in einen Kerker legte. Auf Sankt Marias Fürbitte sandte Gott wieder den Engel Gabriel, der ihn aus dem Kerker befreite und auf den Weg zum

heiligen Grabe stellte. An diesem sah er vier Tempelherren die heilige Messe singen, doch niemand brachte ihm Speise. Trauernd saß er an der Mauer. Da hörte er großen Schall, und da er zusah, was es gäbe, kam ein Ritter, der ihn zuerst als Graurock anredete und ihm auf seine Fragen erklärte, daß die Tempelherren vor Frau Bride kurzweilten. Er zeigte ihm diese auch, die unter ihren zwölf Jungfrauen an der Zinne stand. Erfreut ging Orendel nun über den Hof, wo er alles zum Kampfspiel bereit sah. Er beklagte, daß er kein Roß hatte. Da sah er in einer Laube zwei Heiden an einem kostbaren Schachbrett beim Spiel, Mercian und seinen Bruder Sudan.

XII. (933) Diese bat Orendel um Roß und Schild für drei Gänge, dafür sollten sie haben, was er gewönne. Sudan schalt ihn verächtlich einen Wilden, Mercian aber versprach ihm das Erbetene, doch müsse er sein Knecht sein, wenn er Roß und Schild ihm verlöre. Da ließ er sein wildes Roß vorführen, das ihm schon drei Knechte erschlagen hatte, auch der Schild wurde gebracht und ein schöner Speer, der so künstlich gearbeitet war, daß man die Stimmen der Vögel, der Nachtigal und des Zeisleins, darinnen hörte, und über ihm schwebte ein goldner Falke. Man gürtete ihm ein Schwert um und setzte einen Helm auf sein Haupt. Ohne Stegreif sprang nun Orendel in den Sattel. Da die Schuh nicht in die Steigbügel paßten, so sandte ihm Gott durch den Engel Gabriel zwei güldene Schuhe. Mercian erkannte an Orendels Gebahren, daß er Ritterschaft kenne, Sudan aber erbot sich, ihn zu bestehen. Er rüstete sich und sprengte gegen den Graurock an, doch blieben seine Stöße machtlos. Orendel aber stach ihn vom Rosse, so daß er tot liegen blieb, ebenso zwei und vier und sechs und vierundzwanzig Mann, die auf ihn anritten. Die Rosse der Besiegten brachte er Mercian zum Lohne. Der aber warf ihm den Tod seines Bruders vor, doch floh er, als Orendel sich bereit zeigte, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Orendel sprengte nun vor die Königin. Diese sandte den Herzog Schiltwin zu ihm, doch der weigerte sich zuerst aus Furcht vor dem starken Helden der Botschaft.

XIII. (1159) Endlich ging er ohne Waffen auf Orendel zu und bestellte ihm den Gruß der Königin, die ihn zu sich entbiete. Orendel willigte ein zu folgen. Dem Boten gab er sechs schöne Rosse als Botenbrot. Da dieser nun mit der Botschaft in die

Stadt zurückkehrte, wurden die Tempelherren eifersüchtig auf Orendel und trachteten ihm nach dem Leben. Sie ließen den Riesen Metwin kommen, der so gewaltig war, daß ein Roß ihn nicht zu tragen vermochte. Ein Elefant war sein Reittier. Köstlich gerüstet kam der Riese daher. Sein Schild war mit Edelsteinen reich geziert. Sein Helm hatte neunzehn Kanten. Auf vier güldenen Reifen waren Buchstaben eingegraben. Darüber war eine Krone und in dieser als Helmzier eine Linde, in welcher ein güldnes Vöglein schwebte, das vermittels eines Blasbalges zu ganz natürlichem Gesange gebracht werden konnte. Auch ein Spielrad mit tausend güldenen Schellen war darin, das gar lieblichen Klang im Winde ertönen ließ. Auch ein Löwe, Drache, ein Wildeber und ein Eberschwein lagen unter der Linde gestreckt. Der Speer des Riesen war vier Klafter lang. Mercian wies ihn zu dem Graurock, der dem Riesen gar verächtlich schien. Metwin vermaß sich, ihn unter die Arme zu nehmen und ins Meer zu werfen.

XIV. (1309) Orendel aber höhnte dem Ankommenden entgegen, er solle sich nur in den Wald retten. Da rannte der Heide ergrimmt auf ihn los, vermochte ihn aber nicht aus dem Sattel zu werfen. Dieser dagegen stach ihn so, daß er tot war, noch ehe er den Erdboden im Falle erreichte. Die dem Kampf zusahen, flohen erschrocken.

Dô sprach der grâwe roc:
„Ir hêrren, swîget durh got,
Er ist gar suoze entslâfen.“
Er sprach: „nu stant ûf, trût kint
Unde bint dîn merrint,
Daz iz dir nieht entloufe.
Anders du hâst iz ân pfenning verkoufet.“
Der grâwe roc, der wigant,
Er greif den risen in den helm zehant.
Er zôh in uber den tempelhof.
Alsô uns daz bûoch saget noch.
Er sprach: „wâ ist diu varnde diet,
Die unser truhtîn ie beriet?
Die nemen hie daz freizlich tier,
Daz ich hân gefangen schier.
Und die vil seltsæne wunne

Die ich hie hân gewonnen."
Des wart diu varnde diet sô frô,
Vil lûte schalten sie alle dô
Unde kômen geloufen ûf den wal.
Si schouweten den risen uberal.
Si hêten in schiere entbunden
In den selben stunden
Von allem dem gesmîde,
Daz der rise fuorte an sînem lîbe.
Si truogen iz balde hin ze dem wîn
Unde vertrunchen iz, so iz tiurest mohte sîn.
Si sprâchen alle gelîche:
„Nu wol her, arme unde rîche,
Die mit uns wellent ezzen unde trinken,
Die sulnt her ze uns sinken.
Daz hânt wir von dem grâwen roc,
Daz sag ich iu ân allen spot,
Daz vergelte im got der guote
Unde Marîa sîn liebiu muoter!"

Da erschienen zwölf Könige auf dem Plan, jeder mit sechshundert Heiden. Orendel wandte sich betend zu Gott, und Jesus sandte auf Marias Fürbitte drei Engel hernieder, Gabriel, Michael und Rafael. Die hatten jeder ein Schwert in der Hand und ermahnten Oswald, fröhlich den Streit aufzunehmen. Drei Sommertage lang kämpfte er, bis er sechs Könige erschlagen hatte. Die andern suchten schwerverwundet die Flucht. Nun warf Orendel sein Roß herum und ritt vor Frau Bride.

XV. (1443) Diese ging ihm entgegen und meinte, sie solle ihn eigentlich nicht begrüßen, da er ihr die Hüter des heiligen Grabes erschlagen habe. Doch bot sie ihm den Mund zum Kusse und sagte, wenn er des Königs Oygel Sohn sei, der, wie ihr verkündet sei, nach mancherlei Abenteuern kommen sollte, so möge er König werden über Jerusalem und ihr Herr. Orendel aber sagte, er sei es nicht, sondern nur um Gottes willen zum heiligen Grabe gekommen. Sie aber umfing ihn. Mercian tadelte sie, daß sie seinen Knecht küsse. Gegen Orendels Leugnen bestand Mercian darauf, daß er sein Diener sei und sagte, er wolle ihn züchtigen lassen vor dem Burgthore.

XVI. (1503) Da gab der Graurock dem Heiden einen Faustschlag, daß er zu Boden stürzte. Dafür dankte ihm Frau Bride und wollte den Heiden in einen tiefen Kerker werfen lassen. Orendel aber erbat für ihn die Freiheit und zerschnitt seine Bande selbst. Mercian ritt durch den Abrahamshof in die Wüste Schalim. Bride aber führte den Orendel in ihre Kemenate, woselbst sie ihn köstlich bewirten ließ. Da kamen aus der wüsten Tuschkan vierzehnhundert Heiden, unter ihnen der schreckliche Riese Liberian. Diese verlangten die Auslieferung des Graurocks. Frau Bride ging zum Graurock in die Kemenate und meldete ihm die Ankunft der Heiden aus der wüsten Schalamenunge (Askalon), er aber verzagte nicht, sondern setzte seinen Trost auf Gott. Frau Bride ließ ihm ein Roß bringen und eine köstliche Brünne. Über diese zog er den grauen Rock. Endlich ließ noch Frau Bride ihres Vaters David Schwert bringen. Das lag in einer mit drei Schlüsseln verschlossenen Lade. Der Kämmerer brachte zuerst ein falsches. Da schlug sie es ihm um den Rücken und zerbrach es und raufte den Kämmerer. Der zeigte ihr nun den Platz des echten Schwertes, mannstief in der Erde. Sie gab das Schwert, in dem eine Reliquie Sankt Brandans enthalten war, an Orendel, und dieser sprang in den Sattel. So zog er allein aus dem Burgthor.

XVII. (1687) Die heiligen drei Erzengel halfen ihm wieder im Kampf gegen die vierzehnhundert Heiden. Am Jordan traf er auf Liberian. Den stach er nieder und schlug ihm das Haupt ab. Durch die übrigen Heiden schlug er sich dreimal mit seinem guten Schwerte eine Gasse. Da mußten sie fliehen bis in das wilde Klebermeer, in dem sie ertranken. Am nächsten Tage schlug er ebenso eine andere Schar und trieb sie in das Wetterische Meer. Ebenso ging es einer dritten Schar, die er in einen wilden Wald trieb, wo er sie tötete. Nun kehrte Orendel nach Jerusalem zurück, wo Frau Bride noch am heiligen Grabe für ihn betete. Als man ihr seine Ankunft meldete, ging sie ihm entgegen.

XVIII. (1791) Sie hieß ihn willkommen und sagte, er solle ihr Herr sein und über Jerusalem herrschen, er aber erklärte sich so hoher Ehre für unwert. Sie aber ließ ihm ein kostbares Bett bereiten, um darin von der Kampfesarbeit auszuruhen.

XIX. (1825) Ein Engel brachte ihm Gottes Gebot, nicht Frau Bride zum Weibe zu nehmen, ehe neun Jahre verflossen

seien. Sein Schwert legte er zwischen sich und die Jungfrau, und sie erklärte sich bereit, zehn Jahre noch Magd zu bleiben. Da kamen aus der wüsten Schalunge sechzehntausend Heiden, unter ihnen ein Riese Pellian. Von der Zinne aus nahm Orendel des letzteren Ausforderung an, der aber versprach, ihn an einen Galgen zu hängen und Frau Bride für sich zu gewinnen.

XX. (1913) Der Graurock und Frau Bride beteten am heiligen Grabe um Sieg. Ein Engel erschien der Königin und befahl ihr, alle ihre Macht aufzubieten. Sogleich befahl sie dem Glöckner zu läuten. Auf den Schall eilten die Tempelherren herbei. Vor ihnen erbot sich der Graurock zum Kampfe mit dem Riesen, und die Königin hieß sie, ihm treulich Beistand leisten. Als Orendel die vielen Paniere der Heiden erblickte, legte er seinen grauen Rock am heiligen Grabe an, setzte den Helm auf und sprang in den Sattel. Mit Speer und Schild zog er vor das Thor. Der Riese hatte eine hörnerne, eine silberne und eine stählerne Brünne. Nachdem beide ihre Speere verstochen hatten, zogen sie die Schwerter und schlugen, daß das Feuer stob. Einen gewaltigen Schlag führte Pellian, daß Orendel zu Boden sank. Aber Maria verwendete sich wieder für ihn bei ihrem Sohne.

XXI. (2041) Der sandte den Engel Michael, der dem Graurock Kraft verlieh, so daß er dem Heiden das Haupt abschlug. Nun kam aus ihrem Versteck eine Schar von sechzehntausend Heiden. Bride aber betete für ihn und legte selbst Stahlgewand an. Helm und Schwert nahm sie zu sich und hieß ihr Roß bringen. Auf dessen elfenbeinernen Sattel schwang sie sich, nahm Schild und Stahlstange und ritt zum Thore hinaus dem Jordan zu. Dort focht sie tapfer und bahnte sich eine Gasse zum Graurock. Den fand sie noch unversehrt vor, nur fehlte ihm ein Roß. Sie stach einen Heiden nieder und brachte es dem Könige, dem sie selber den Stegreif hielt. Nun war der Graurock froh, und beide fochten Seite an Seite, so daß sich die Heiden ergaben und taufen ließen. Als die Tempelherren die Königin im Streite sahen, kamen sie auch heraus. Sie aber hätte auch gegen sie den Kampf gerne fortgeführt mit Orendel, doch dieser mahnte ab: zweiundsiebenzig Kiele seien ihm untergegangen, so könnten ihm seine Mannen nicht mehr Beistand leisten. Da erkannte sie an diesen Zeichen den König Orendel. Da ward er hoch geehrt. Nun geschah es, daß Fischer Ise an den Hof kam, um sich nach

seinem Knechte umzusehn. Der Graurock hieß ihn willkommen und bat ihm zu vergeben, daß er so lange seines Dienstes nicht gewaltet. Dann sandte er ihn über den Hof zur Kemenate der Königin, dort solle er seinen Knecht zurückfordern. Also that Meister Ise. Als ihn Frau Bride fragte, wer sein Knecht sei, nannte er den Graurock. Da hieß die Königin einen Schild mit rotem Golde füllen, so daß zwölf Knechte dafür gedungen werden konnten. Dafür solle er seinen Knecht freigeben. Erfreut ging Ise darauf ein und verkündete Orendel, daß er seines Dienstes ledig sei und nun König und Herr zu Jerusalem werden solle. Da gab ihm Orendel seinen kostbaren Mantel, der dreihundert Pfund wert war, als Geschenk für seine Frau. So fuhr Ise über das wilde Meer zurück zu seiner Frau, der er seine Erlebnisse erzählte. (2267) Der Graurock aber ging zu Frau Bride und bat um Urlaub. Er wolle zu Meister Isen, um ihm zu dienen, wie ihm gezieme. Bride aber versagte ihm das, hieß aber Meister Isen zu Hofe bringen. Der Fischer kam an einem Samstage an mit einem Ruder in der Hand. Zwischen seinen Brauen war er wohl zwei Spannen breit. Orendel hieß ihn willkommen und mahnte ihn, sein Gewerbe aufzugeben und mit ihnen das heilige Grab zu beschirmen. Frau Bride legte ihm ein herzoglich Gewand an. Am heiligen Grabe band er das Schwert um. Eine Brünne mit drei güldnen Geren zeigte seine herzogliche Würde an. Ohne Stegreif schwang er sich in den Sattel. Der Graurock freute sich an dem wackeren Gefährten im Kampfe gegen die Heiden. Da kamen, wie das Buch berichtet, viel Herzoge, Grafen, Pfaffen, Laien, Ritter und Bauern zu Hofe zum Turnieren. Frau Bride ließ kostbare Gewande ohne Zahl verteilen und hieß Meister Ises neue Würde bekannt machen. Nun gebot Ise eine Heerfahrt. Sieben Tagereisen über Holz und Heide machten sie in zwein Tagen bis vor die Burg von Westmal. Drei Jahre lang lagen sie davor. Bei einem Sturme kam der Graurock der Mauer zu nahe. Man zog ihn hinüber und warf ihn in den Kerker.

Nu ist der gräwe roc gefangen
Unde mac nicht kumen von dannen.
Nu rätent mit allen iuwern sinnen,
Wie wir in dannân gewinnen.

Da Meister Ise von seines Herrn Unfall hörte, ward er sehr traurig und hieß Briefe schreiben an Frau Bride. Diese brach bei der Nachricht in Thränen aus und bat Gott, den Helden zu behüten, sonst wolle sie seinen Tempel zerbrechen und kein Opfer mehr zum heiligen Grabe senden. Der Heide Dencian, der sich hatte taufen lassen, bat sie, nicht mit Gott zu hadern. Dieser könne ihr wohl den Helden unversehrt zurückschaffen. Frau Bride besandte nun ihre Ritter, und mit dreißigtausend Mann ritt sie vor die feindliche Burg. Zwei Tage und ein halbes Jahr lang vermochten sie die Burg nicht zu gewinnen. An einem Morgen, da sie schlief, kam zu ihr ein Gezwerg, mit Namen Alban. Der verkündete ihr, Orendel sei gesund, verlangte aber als Lohn der Königin Minne. Die aber ergriff ihn bei dem Haare und trat ihn mit Füßen. Der Zwerg bat um Gnade, er wolle ihr auch ihren Herrn zeigen. Da führte sie der Zwerg durch zwei hohle Berge in einen tiefen Kerker, wo sie den Graurock fand. Da war große Freude. Unterdessen aber war der Zwerg vor die Thür gegangen und hatte diese mit drei Nägeln verschlossen.

Nu ist frou Brîde mit im gefangen,
Unde mugent nicht kumen von dannen.
Nu râtent. vor allen dingen,
Wie wir siu von dannen bringen.

XXII. (2493) Als der Zwerg hinwegeilen wollte, kam ein Engel, der trug eine Geißel mit drei Schlangen. Die schlug er ihm auf den Rücken und hieß ihn zurückeilen und den Kerker wieder aufschließen. Der Graurock vergab ihm, was er gethan, und der Zwerg führte ihn und die Magd durch den Berg zu Meister Isen, der hoch erfreut war sie zu sehen. An dem sechsten Morgen in der Frühe ward die Burg mit Sturm genommen. Dreizehn heidnische Könige mußten sich ihm ergeben und Treue schwören. Mit denen bezwang er Montelie, worin sieben heidnische Könige lagen. Auch diese schworen ihm Treue. Und mit den zwanzig Königen zog er vor die wüste Babilonie, in der zweiundsiebenzig Könige lagen. Auch diese zwang er zur Unterwerfung. Nun kehrte er nach Jerusalem zurück. Da empörten sich die Babylonier unter ihren Königen Elein und Durian. Der Herzog Daniel ward beauftragt, nach Jerusalem zum Graurock den Absagebrief zu tragen. Wenn er der Lehensmann der babylonischen

Könige werden wolle, so solle er das Land von Ackers bis an den Jordan empfangen. Der Graurock wollte ihr Lehnsmann werden, falls sie ihm das versprochene Land gäben und Christen würden. Da schalt ihn der Bote einen entlaufenen Fischerknecht, auch wollte er ihn schlagen, da streckte ihn der Graurock mit einem Faustschlage zu Boden, indem er ihm hohnlachend sagte, diesen Brief solle er nur seinen Herren bringen. Mit diesem Botenbrote kehrte der Herzog heim. Unter der Pforte aber kehrte er sich um und sprach:

„Got gebe dem wege leit,
Daz ich nâch solichen brieven sô verre ie reit,
Die ich hiut hab enphangen
Von einem biderben hêrren unde manne!“

Er eilte über das Meer zurück zur Stadt Alzit.

Dô in der künig komen sach,
Güetlîche er zuo im sprach:
„Nu sage mir, bote wunnesam,
Wie ist der grâwe roc getân?“
Er sprach: „hêrre, ob iz nu got wolte,
Daz ich die brief antwurten solte
Selber hie mit mîner hant,
Dem si dô wurden gesant!“
Dô sprach der kunig Eleîn:
„Helt, des soltu sicher sîn,
Iz ist rehte als vor hundert iâren.
Swâ hêrren unde grâven bî einander wâren,
Unde wart eineme ein brief gesant,
Man liez einen boten rîten, swâ in der vant,
Unde im den brief gab in die hant.“
Er sprach: „hêrre, sô tretet nâher,
Ir sulnt die brief von mir enphâhen.“
Der künig was biderbe,
Er ensazte sich nieht dô widere
Unde trat vil balde hin nâher
Unde wolte die brieve enphâhen.
Daniel der schône wîgant
Sîne fûst harte zesamene twang,

Er gab dem kunige Denciân einen slac.
Daz er vor im ûf der erden lac;
Er sprach: „nu vrouwent, lieber hêrre.
Daz sint die briefe bêde,
Unde wær ich lenger dô beliben,
Daz mir der dritte wær geschriben,
Sô hête ich iu, lieber hêrre,
Kein botescaf geworben niemer mêre.“

König Elein besandte nun seine Leute, zwanzigtausend kamen zusammen, und Herzog Daniel nahm das Panier. So zogen sie vor Jerusalem. Zum Thor hinein forderte Elein den Graurock heraus, aber König Dencian bat sich diesen Kampf aus, in dem er sicher zu siegen hoffte. Der Graurock betete zuerst mit Frau Bride am heiligen Grabe. Dann legte er den grauen Rock an und rüstete sich, diesmal mit einem Helme mit güldener Krone, wie ihn König David getragen hatte. Vor dem Thore erwartete ihn der greuliche Heide Dencian mit hörnerner, silberner und stählerner Brünne. Anerbieten und Gegengebot werden wiederholt, dann zerbrachen sie ihre Speere auf einander und griffen zu den Schwertern. Ein gewaltiger Schlag streckte den Graurock darnieder, aber Marias Erbarmen gewann es vom Heiland, daß dieser Sankt Gabriel dem Orendel zu Hilfe schickte, der ihn in die Höhe riß und ihm solche Kraft verlieh, daß er dem Heiden das Haupt abschlug. Da sandte König Elein Boten, er wollte sich taufen lassen.

XXIII. (2839) Priester kamen nun und tauften alle die Heiden. Der Graurock kehrte nach Jerusalem zurück. Nachdem er sich mit Speise und Trank gestärkt, wollte er zu Bette gehn. Aber ein Engel trat vor ihn und meldete ihm, daß dreizehn Heidenkönige, zwölf Herzoge und sechzehn Grafen vor seines Vaters Burg lägen und diesen arg bedrängten. Da bat er Urlaub von Frau Bride, übers Meer zu gehen. Sie aber wollte mit ihm gehen. Meister Isen solle unterdessen Kreuz, Krone und das heilige Grab zur Obhut übergeben werden. Ise aber weigerte sich dessen, da er bei der Heerfahrt nicht fehlen wollte. Da bestellte man zwei getaufte heidnische Herzoge als Hüter. Die Schiffe wurden nun mit Vorräten wohl versehen, und die Ritter stiegen hinein. In der sechsten Woche stießen noch zweiundzwanzig

Schiffe zu ihnen, und Bride hielt sie zuerst für feindliche Heiden. Schiltwin erkundete indessen von einem Manne, daß es Herzog Ises Söhne Mersilian und Steffan seien, die dem Graurock dienen wollten. Orendel freute sich herzlich über diese dreißigtausend Helden, mit denen sie sein Heer verstärkten.

XXIV. (2983) Frau Bride und Ise freuten sich mit ihm. Erstere hieß ihn nun Rosse und Gewande kaufen, damit er zu Lande stattlich aufträte. Ise aber sagte, er habe gestern Rosse gesehen, die wolle er gewinnen. Er nahm sein Ruder und auf einem kleinen Schiffe erreichte er das Gestade. Da jagten herrliche Rosse über das Feld. Aber trotz aller Klugheit konnte er sie nicht zusammen bekommen. Ein Ritter Wermunt und sein Bruder Berwin, denen die Rosse gehörten, sahen ihn und begrüßten ihn höflich. Als ihnen Ise von König Graurocks und Frau Brides Kommen erzählte, wurden sie froh und schenkten ihm ein edles Roß mit elfenbeinernem Sattel als Botenbrot. Nun trieben sie die schönen apfelgrauen Rosse zusammen und führten sie Orendel zu. Frau Bride empfing sie auf Ises Bitten höflich. Sie ließ jedem Ritter fünfzig Rosse zuweisen. In Bare wurden sie alle beschlagen und waren fügsam wie zahme Rosse. Mersilian und Steffan ritten nun mit dreißigtausend Mann durch das Land Pülle (Apulien), dann über die Tiber durch Rom und Welschland. Der Graurock kam nach Metz und wurde freudig empfangen.

XXV. (3109) Von Metz zogen sie gen Trier, vierzehn Meilen. Dort fand er die Heiden. Viele junge Ritter hatten sich auf die Nachricht von Orendels Kommen diesem unterworfen und durch Frau Bride Verzeihung erlangt. Doch mußten sie sich taufen lassen. Orendel ward nun feierlich von Freunden und Verwandten, von Vater und Mutter empfangen samt seiner jungen Gemahlin. Vierzehn Tage wurden Feste gefeiert. Am fünfzehnten aber sprach Frau Bride, ihr hätte geträumt, das heilige Grab sei in der Heiden Gewalt. Orendel beschloß, über das Meer zurückzufahren. Ein Engel aber gebot ihm, den grauen Rock in Trier zurückzulassen, dort wolle Gott Wunder durch ihn thun. Da hieß er den grauen Rock in Gegenwart dreier Priester in einen steinernen Kasten thun und befahl ihn seinem Vater. Er, Bride, Ise, Marsilian und Steffan, aber auch der alte König und die Königin zogen nun durch Welschland, durch Rom, über die Tiber, durch das Pülsche Land, bis sie gen Bare kamen. Dort stiegen sie zu

Schiffe und kamen gen Ackers. Frau Bride wollte von da als Pilger nach Jerusalem gehn. Auf dem Wege begegnet ihr Herzog Daniel und der König Wolfhart, die sie fingen und nach dem wüsten Babylon in die Burg Monteval des Königs Sinold brachten. Der erkannte sie als Bride und verlangte, sie solle ihn zum Manne nehmen, so wolle er den Graurock hängen und Meister Ise blenden. Bride aber forderte ihn auf, an Christum zu glauben. Da riet Ritter Princian dem Könige, einen Tag über sechs Wochen anzusetzen, inzwischen wolle er die Königin ihm gefügig machen. Er legte sie zu dem Zwecke in einen tiefen Kerker. Frau Bride aber betete zu Gott um Hilfe. Unterdessen hatte ein wallender Mann dem Graurock Frau Brides Gefangenschaft gemeldet. Meister Ise hatte diesen verhört und erfahren, daß zweiundsiebenzig Abgötter um das heilige Grab gestellt seien, die dort angebetet würden, und daß Frau Bride in Monteval Sinolds Gefangene sei, der sie zur Frau begehre. Orendel betete zu Gott, Ise aber sprach ihm Mut ein, und alles eilte zu den Schiffen.

XXVI. (3361) Sie fuhren ab und kamen in kurzer Zeit an siebenhundert Meilen weit. Hinter einem Rohre verbargen sie sich. Orendel und Ise allein gingen verkleidet sieben Tagereisen weit, bis sie an Sinolds Burg kamen. Zweiundsiebenzig Könige ritten daraus hervor, mitten unter ihnen Frau Bride. Orendel hörte, wie sie aufgefordert wurde, Sinolds Weib zu werden, und wollte den Kampf beginnen. Ise aber mahnte zur Ruhe. Am Abend gingen sie an die Pforte der Burg. Der deren waltete, war ein alter Christ. Das erkannten die Herren alsbald an seinem Gebet. Sie redeten ihn an, und Ise erzählte, sie seien den Heiden entronnen, und bat ihn, er möge ihnen zur Heimkehr verhelfen. Da sprach der Pförtner Herzog Achilles, er wolle es thun, doch sollten sie dem König Orendel nach Ackers Botschaft bringen, daß seine Frau gefangen sei. Als sie das gelobten, ward er sehr froh und führte sie in ein Gemach, wo er sie köstlich bewirtete. Dann sprach er, sie sollten sich nicht säumen. Da bekannte sich Ise als seiner Schwester Elisabeth Sohn, der Graurock sei sein Herr. Achilles brachte sie nun hocherfreut zur Ruhe. Am Morgen aber hieß er sie sich rüsten, er wolle Sinold für sie um Geleit bitten. Werde ihm das geweigert, so sage er sich aller Pflichten gegen ihn los. Als Achilles zu Sinold kam, erzählte ihm dieser, ihm habe geträumt, daß ein Rabe und ein Adler

übers Meer gekommen seien, um in seine Burg einzubrechen. Achilles aber mahnte ihn bei seinen treuen Diensten, seinen zwei Schwestersöhnen Geleit zu geben. Sinold bewilligte das. Die Pilger wurden zu ihm geführt. Er fragte nach dem Graurock und Meister Ise. Ise behauptete, diese nicht zu kennen, Sinold aber sagte, sie seien es selber und müßten hängen. Auf Princians Rat ward Bride herbeigeführt, nachdem man sie köstlich gekleidet hatte, um zu sehen, ob sie sie kenne. Diese aber stellte sich, als ob sie sie nicht kenne, und ermahnte ihn, sie gehen zu lassen, so wolle sie ihn zum Manne nehmen. Als sie weiter fragte, was er thäte, wenn nun der Graurock vor ihn träte, sagte er, er müsse sterben. Da sprang der Graurock vor die Pforte, erraffte Schild und Schwert und forderte Sinold zum Kampfe. Dieser rettete sich auf einen Turm, ihm nach Orendel, Frau Bride und Ise.

XXVII. (3671) Nun aber machten sich die zweiundsiebenzig Könige auf, ihren Herrn zu beschützen. Orendels Heer wußte nichts von seiner Gefahr. Da schrieb die Himmelskönigin einen Brief, den eine Turteltaube zum Heer brachte. Als ein Priester die Messe las, ließ sie den Brief auf den Altar fallen. Der Priester hielt sogleich im Evangelium inne, was sonst nie geschieht, wenn auch das Münster brennt. Er verkündete, was geschehen war. Der Anführer band den Brief an seinen Speer und alle ritten nun sieben Tagemärsche in zwei Tagen vor Sinolds Burg. Drei Tage verbargen sie sich, am vierten gingen sie zum Streite. Fünftausend Christen, achtzehntausend Heiden wurden erschlagen. Den schlafenden Orendel rief Gottes Stimme zum Streite. Bride erbot sich, am Thore Wache zu halten, daß der König nicht entrinne. Nun gingen Ise und Orendel zum Streite und erlegten viele Heiden. Sinold wurde aufgefordert, sich taufen zu lassen, der aber bot nur Gold als Lösung. So schlug ihm Ise das Haupt herunter. Die zweiundsiebenzig Könige wurden verbrannt. Darnach gingen die Herren mit Frau Bride wieder zu Schiffe.

XXVIII. (3795) Zu Ackers legte Bride Pilgerkleider an. Sie meinte, komme sie nur bis unter die Pforte Jerusalems, so solle es ihnen nie wieder entgehen. Man ließ sie in die Burg, dort opferte sie am heiligen Grabe auf die heiligen Reliquien. Durian erkannte sie und erbot sich dem König Wolfhart, Frau Bride gefangen einzubringen. Durian führte sie vor ihn und

Wolfhart begehrte sie zum Weibe. Ein Schlaftrunk wurde ihm nun gebracht, und als er eingeschlafen war, schlug ihm Durian das Haupt ab. Frau Briden hieß er sich rüsten, falls des Königs Mannen gegen sie ankämpfen sollten. Da ging sie zum Thore und schlug dem Pförtner das Haupt herab. Die Thür ward nun geöffnet, und Frau Bride stellte sich darunter. Boten meldeten Orendel, daß das heilige Grab wieder gewonnen sei. Der kam, und alle Ritter zogen ihm entgegen. Mancher Heide wurde erschlagen. Ein großes Mahl wurde zur Feier des Sieges gehalten. Am Abend aber verbot ein Engel des Herrn dem Orendel, die Ehe mit Bride zu vollziehen. Dafür sollten beide das Himmelreich ererben. Nach zwei Tagen und einem halben Jahre führten Engel den König Orendel, Frau Bride, Meister Ise und Herzog Achill in das schöne Himmelreich.

Hie hât der grâwe roc ein ende,
Got uns von sünden wende,
Des helfe uns aller meist
Got vater, sun unde heiliger geist!

5. Salman und Morolf.

Die wunderbaren Irrgänge der Sage einerseits und die kecke Freiheit andrerseits, mit welcher der Spielmann seine Stoffe behandelte, treten uns besonders bezeichnend entgegen bei einer Betrachtung der Salomo- und Morolfdichtungen.

Die Sage von Salomo, dem weisen Könige, der mit überirdischen Kräften ausgestattet ist und Macht hat über Geschöpfe der Geisterwelt, ist uralt, und bei den verschiedensten Völkern finden sich Spuren derselben. Aber mehr als irgend eine andere Sage hat sie zu verschiednen Zeiten und unter verschiednen Völkern so verschiedne Gestalten angenommen, daß deren Zusammenhang unter einander oft nur durch Übergangsstufen nachzuweisen ist. Oft fehlt auch für diese der Nachweis, und sie sind nur durch mehr oder minder wahrscheinliche Schlüsse zu erreichen.

In der Bibel waren bereits mancherlei Anknüpfungspunkte für die Sage gegeben. Wie einerseits Salomos Weisheit und Ge-

33 f In der Bibel ... gegeben, vgl. Vogt, Salman und Morolf, Halle 1880, S. II. Schaumberg, B 11, 50.

rechtigkeit gerühmt werden, besonders seine in Spruchform erteilten weisen Ratschläge bekannt sind, so wurde andrerseits der Abfall von Gott getadelt, den er beging, indem er heidnische Weiber nahm, von denen eine als Tochter des Pharao bezeichnet wird, ja, aus einer Stelle des Predigers, in der es heißt: Ich Koheleth war König über Israel zu Jerusalem, folgerte man, daß eine Zeit gewesen sein müsse, in der er nicht mehr König war. Auch die Erzählung von seinem Bruder Adonia, der dem Salomo den Thron streitig machte, anfangs Verzeihung erhielt, aber dann getötet wurde, als er die Abisag von Sunem zum Weibe begehrte, ferner die Geschichte von dem Richterspruch über die beiden Weiber, die um das Kindlein stritten, und die Erzählung von der Königin von Saba gaben Anknüpfungspunkte ab für die Sage.

Diese entwickelte sich nun zunächst bei den semitischen Völkern, bei den Juden in kabbalistischen und talmudischen Schriften, namentlich auch in der Legendensammlung Hagada; und bei den Arabern. Hier ist Salomo schon ein gewaltiger fürstlicher Zauberer, der durch die Kraft seines Ringes auch Gewalt über das Geisterreich besitzt. Unter den ihm dienstbaren Geistern (den Schedim der Ebräer, dem Djinnen der Muselmänner) befinden sich auch Wesen mit Pferdeleibern und Menschenköpfen, deren er sich bei Kriegszügen bedient. Sein gefährlicher Gegner ist (bei den Juden) Aschmedai (Asmodäus) oder (bei den Arabern) Sachr, der Djinnenfürst.

3 f. indem er ... nahm, 1. Kön. 11. — 4. von denen ... wird, 1. Kön. 3, 1. 9, 21. 11, 1. — 5. Predigers, Pred. Sal. 1, 12. — 8. Auch ... Adonia, 1. Kön. 1. 2. — 11 f. Geschichte ... stritten, 1. Kön. 3, 16 ff. — 12 f. Erzählung ... Saba, 1. Kön. 10, 1—10; vgl. Hertz, A. XXVII. 1 ff. Die Königin von Saba gestaltete sich später zu einer Sibylle um. R. Köhler, G. XXIX. 53. — 15. bei den Juden, schon Goldast (zu Petronius, 1621. S. 726) weist auf Erzbischof Wilhelm von Tyrus hin, welcher in seiner hist. rer. in parte transm. gest. lib. XIII, c. 1 (Bongars, gest. dei per Francos II, 831) auf eine Stelle des Flavius Josephus (in den antiq. jud. lib. VIII, 5, 3) hinweist, wonach Abdimus, ein Mann des Königs Hiram von Tyrus, die Rätsel des Königs Salomo löst und dadurch seinem Herrn viel Geld rettet. Wilhelm fügt mit Bezug auf Abdimus hinzu: Et hic fortasse est quem fabulose popularium narrationes Marcholfum vocant (vgl. dazu Schaumberg a. a. O. S. 41 f.), woraus sich auf die Verbreitung der Markolfsage im Abendlande zu Wilhelms Zeit (ca. 1170) schließen läßt. v. d. Hagen, Ausg. S. III, Anm., bezieht sich hierauf im Hinblick auf den orientalischen Ursprung der Sage: vgl. auch C. Hofmann, über Jourdain de Blaivies, Apollonius von Tyrus, Salomon und Markolf, Sitzungsber. der Münch. Ak. 1870; O. Keller, Unters. über die Gesch. der griech. Fabel, S. 370; Grimm, Heidelb. Jahrbb. 1809, S. 249 ff. (Kl. Schr. IV. 47 ff.); sowie Kemble in seiner Ausg. von Salomo und Saturn. Dagegen erklärte sich Schaumberg, B. II. 15 f., doch wurde die Frage neu aufgenommen von Vogt, Ausg. S. XLVI, darnach Litteratur: Eisenmenger, entdecktes Judentum, Königsberg 1711. I, 350 ff. II. 440 ff. Grünbaum, Beiträge zur vergleichenden Mythologie aus der Hagada in: Z. d. d. morgenl. Ges. XXXI, 198 ff. — 15 f. bei den Arabern, Weil, biblische Legenden der Muselmänner, Frankf. 1845, S. 225 ff. Jos. v. Hammer, Rosenöl I, Tüb. 1813, S. 151 ff. 177 ff.

Aschmedai weiß sich in Besitz von Salomos Siegelring zu setzen (nach der arabischen Sage mit Hilfe von Salomos Weib), wodurch dieser die Herrschaft und seine Weiber verliert. Schließlich aber wird Aschmedai bewältigt und Salomo wieder eingesetzt. Nebenher gehen Erzählungen von Salomos Weisheit und ihrer Bewährung in Gesprächen mit dem Dämonenfürsten.

Aus der jüdischen Sage entwickelte sich die griechisch-byzantinische, deren Fassungen besonders aus dem Testament des Salomo, aus der Hygromantia Salomonis ad filium Roboam und aus der *τῶν Σολομωνιακῶν εἴδησις* bekannt sind. Das von einem Judenchristen abgefaßte Testament des Salomo erwähnt ebenfalls jener centaurenartigen Gestalten, die dem Könige dienen; es erzählt auch, wie sich Salomo, um die Jebusitertochter *Σουμανίτης* (Sulamith) zu gewinnen, zum Molochdienste habe verleiten lassen.

Durch serbisch-bulgarische Vermittlung gelangten diese Geschichten dann aus Byzanz nach Rußland. Hier gewinnt die Sage schon große Ähnlichkeit mit der in Deutschland verbreiteten. Die Mannigfaltigkeit ihrer Gestaltungen zeugt von ihrer Beliebtheit. In einigen Volksliedern läßt ein schöner Kaiser Vasilj Okuljević durch Ivaška Salmanija (vgl. Sulamith) Salomos Gattin übers Meer entführen, und zwar reisen die Boten als Kaufleute, welche die Königin betäuben und rauben. Salomo folgt ihr als Pilger, doch Salmanija, die ihn erkennt, versteckt ihn in einem eisernen Koffer und verrät ihn an Vasilj. Als Salomo gehenkt werden soll, ruft er durch sein Horn ein Heer geflügelter Roßmenschen herbei, die ihn befreien. Vasilj, Ivaška und Salmanija werden gehängt. In einer prosaischen russischen Erzählung wird Salomo von einem Mädchen am Brunnen, das er besticht, empfangen und von seiner Gattin an einem Ringe erkannt; sein Feind heißt Kitovras, d. h. der Centaur.

5 f. Vogt a. a. O. S. LIII. — 8. Bornemann, das Testament des Salomo in: Illgens Z. f. d. histor. Theol., 1844, III, 1. — 9. Hygromantia ... Roboam, Fabricius, codex pseudepigraphus veteris testamenti S. 1046; über die contradictio Salomonis s. Wackernagel, Littg. S. 370, Anm. 57. — 10. *τῶν Σολομωνιακῶν εἴδησις*, a. a. O. S. 1047; eine griechische Fassung der Sage auch bei Glykas (ed. Bonn) S. 342. — 12 ff. es erzählt ... lassen, vgl. auch G. Paris, la femme de Salomon. Romania IX (1880), 436—43, und Litterar. Centralbl. 1880, Nr 40, Sp. 1333—35 — 15. serbisch-bulgarische Vermittlung, Jagić, die christlich-mythologische Schicht in der russischen Volksepik im: Archiv f. slav. Philologie I, 82 ff. Vogt S. XLVIII, Anm. — 16. aus Byzanz nach Rußland, Jagić a. a. O. S. 103 ff. und Veselovski, slavische Überlieferungen über Salomon und Centaurus und die westeuropäischen Legenden über Morolf und Merlin, Petersb. 1872, und Archiv f. slav. Philol. VI, 3; über eine slav. Bearbeitung der ebräischen Erzählungen von Salomos Kampfe mit Aschmedai s. bei Vogt S. 213.

Auch bei den Polen hat die Sage in verschiedenen Gestalten Eingang gefunden, doch soll darüber weiter unten gehandelt werden.

Es kann sich auf dieser Stufe der Sagenentwicklung nun fragen, ob nicht vielleicht indogermanische, speziell griechische Sagen oder christliche Religionsanschauungen auf dieselbe eingewirkt haben.

Daß unsre Sage, gleich so vielen anderen, in ihrem Ursprunge auf Indien zurückgehe, kann nicht behauptet werden. Das bloße Vorkommen von Gesprächen lehrhaften Inhalts bietet nicht Anhalt genug, und im reichhaltigen Pantschatantra findet sich nichts Ähnliches, ebensowenig in der persischen, aus dem Pantschatantra hervorgegangenen Fabelsammlung, sowie in den arabischen, hebräischen und syrischen Bearbeitungen dieser Sagen. Wohl aber könnte es sich fragen, ob in dem wichtigen Punkte des Gestaltenaustausches nicht indischer Einfluß gewaltet habe. Allein sobald dieser vereinzelte Punkt auch eine andre Erklärung verstattet, dürfte es ratsam sein, von indischem Einflusse abzusehn.

Was nun etwaigen griechischen Einfluß angeht, so hat O. Keller eine große Ähnlichkeit der Äsopusbiographie und unsrer Markolfsage behauptet. Er fand dieselbe besonders in den eulenspiegelartigen Schwänken, die beide ihren Herren spielen, in der Mißgestalt, den Derbheiten, Neckereien der Bauern und in der Unzuverlässigkeit des Weibes, und er beruft sich darauf, daß diese Ähnlichkeit bereits Fischart in der Geschichtklitterung und dem italienischen Volksbuch von Bertoldo aufgefallen sei. Es habe eine ursprüngliche Ähnlichkeit beider Sagen stattgefunden. Letzteres zwar weist Schaumberg als zu weit gehend zurück, allein auch er beobachtet eine große Analogie in der Bildung beider Sagen und in Einzelheiten. Der erste Teil der Biographie, wo der *στρώμυλος* und *πολύλαλος Αἴσωπος* in seinem Verhältnisse zu Xanthos und dessen Frau dargestellt wird, entspreche dem, was von dem claffère Morolf, Salomo und seiner Frau erzählt wird, während der zweite

1. bei den Polen, vgl. Boguphal, Chronicon Poloniae, in Monumenta Poloniae historica, ed. Bielowski, II. 512 ff. J. Grimm, lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh., Gött. 1838, S. 112 f. Liebrecht, Orient und Occident, I. 125. Benecke, Beitr. I, 211. F. Liebrecht, G. XXV, 38. Vogt, Ausg. S. LXVIII. Wilmanns, AA. VII, 283. — 7 f. Daß ... werden, dies beweist Schaumberg, B. II. 41. — 10. Pantschatantra, herausg. von Benfey. — 13 ff. Wohl ... habe, vgl. Vogt S. L. Anm. nach Benfey, Pantschatantra I. 129. — 18. O. Keller, Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel. Jahrb. f. klass. Philol. Suppl. Bd IV. Hft. 3, S. 369 f. — 27. Schaumberg, B. II, 37 ff.

Teil der Biographie, welcher (unter Einfluß des Kallisthenes) eine Darstellung des Abenteurerlebens Äsops enthält und ihn auch mit dem ägyptischen König Nektanebus zusammenbringt, dem vom Zauberer Morolf Erzählten analog sei. Vogt äußert dagegen Bedenken. Die Ähnlichkeit erscheint indessen doch so groß, daß eine gegenseitige Bedingtheit beider Erzählungen kaum geleugnet werden darf.

Wilmanns hebt besonders noch den christlichen Einfluß auf die Sagenbildung hervor. Die Spaltung des ursprünglich einen Salomo in zwei unterschiedliche Personen, Salomo und Morolf, deren Erklärung so schwierig scheint, sucht er auf mystische Weise zu deuten, indem er in Salomo Gott, in seinem Weibe des Menschen Seele, in Morolf Christus, in Fore das Bild des Bösen findet, nicht als ob die Salmansage aus christlichen Anschauungen entstanden sei, sondern es habe sich die Tradition nur unter dem Einflusse derselben entwickelt. Höchst fesselnd führt Wilmanns diesen Gedanken aus und prüft denselben an vielen Einzelheiten der deutschen Dichtung. Gleichwohl scheint es bedenklich, dem geistreichen Einfalle zu folgen. Denn wo die Spielmannsdichtung parodierte, trug sie solchen Spott nicht ernsthaft vor, sondern möglichst derb, um das Volk zum Lachen zu bringen. War aber die Aufnahme dieser Analogieen in harmloser, nicht parodistisch gedachter Weise schon in früheren Zeiten erfolgt, so vermißt man die betreffenden Züge in den gleich zu erwähnenden lateinischen Texten.

Nach dem Abendlande nun kann die Sage in ihrer byzantinischen Gestalt nur vermittels lateinischer Übersetzungen oder Bearbeitungen gelangt sein; allein wir besitzen keine solche, die sich genau mit der byzantinischen Sage oder dem deutschen Epos deckt. Hauptsächlich sind nur die Sprüche des Spruchgedichtes in lateinischen Texten erhalten, nebst der dazu gehörigen Rahmenerzählung.

Um die Vergleichung durchführen zu können, lassen wir hier den Gang der byzantinischen Sage folgen, so wie Vogt dieselbe zu erschließen versuchte: Der Bruder Salomos, der Centaur Markolis, beschließt, ihm seine Gemahlin, die Tochter des heidnischen

4. Vogt a. a. O. S. LVI, Anm. — 8. Wilmanns, AA. VII, 279 ff. — 30 f. Über die Handschriften und alten Drucke der lateinischen Gedichte vgl. Schaumberg, B. II, 2 f. und v. d. Hagen a. a. O. S. IV. Anm. 4. Einen Auszug bei v. d. Hagen S. VI—XII und bei Schaumberg a. a. O. S. 8—10. — 33. Vogt a. a. O. S. LVIII und LX.

Königs Pharao, mit welcher er sich im Einverständnis befindet, zu entführen. Er führt seinen Plan durch Abgesandte aus, welche die Königin betäuben und sie scheinbar als Leiche übers Meer bringen. Salomo rüstet zur Wiedergewinnung seiner Frau ein Heer von geflügelten Centauren, welche er anweist, auf ein dreimal von ihm abzugebendes Hornsignal zur Stelle zu sein. Er selbst zieht dann, als Bettler verkleidet, voraus, kommt in den Palast des Entführers und wird in dessen Abwesenheit zunächst von einer Jungfrau, dann von seiner treulosen Gemahlin empfangen, die ihn erkennt und in Gewahrsam bringt. So ist Salomo verloren, als sein Bruder, der Centaur, heimkehrt. Er wählt sich selbst den Tod am Galgen und erbittet sich große Begleitung zur Richtstätte. Dort angelangt, bittet er sich als letzte Gunst aus, sein Horn blasen zu dürfen, was ihm auch trotz der Warnung der Königin gestattet wird. Auf das dreimalige Blasen erscheint Salomos geflügeltes Centaurenheer. Das Gefolge des Entführers wird niedergemacht, er selbst mit der treulosen Königin an den für Salomo bestimmten Galgen gehängt.

Fore ist vielleicht auch in einem Stadium der Sagenentwicklung identisch mit dem indischen König Porus gewesen, wie auch die russische Sage einen solchen kennt, aber nicht als Vater, sondern als Entführer der Frau Salomos.

Außer dem bisher nachgewiesenen byzantinischen Stamm der Sage haben sich derselben, um den deutschen Sagenkörper zu bilden, noch andere Sagen angeähnlicht. So findet sich in dem Zuge von Fores Kriegsunternehmung und von seiner Gefangenschaft unter Obhut der Salme ein Motiv wieder, welches der Rasosage eigentümlich ist, wonach ein Ritter Raso, der einen feindlichen Emir gefangen und seiner jungen Frau zur Bewachung übergeben hatte, bei seiner Heimkehr von einem Kriegszuge fand, daß sein Weib mit dem Emir auf seinem besten Pferde entflohen war. Als Bettler folgt er ihnen, wird jedoch von seiner Frau erkannt und soll am Galgen sterben. Sein Sohn aus erster Ehe rettet ihn, der Emir und seine Leute werden niedergemacht, die Frau aber entkommt auf dem Pferde.

20 f. wie auch .. kennt, a. a. O. S. LIX. — 27 Rasosage, vgl Gualterus Mapes in den Nugae Curialium (ed. Thom. Wright, Camden Society 1850) distinct. III, cap. IV. Vogt a. a. O. S. LXV. F. Liebrecht, G. V. 56. XXV, 37. Wilmanns, AA. VII. 282; eine ähnliche Geschichte in dem „Luzbere“ von Heinrich Rafold in v. d. Hagen, Gesamtabenteuer I, S. XIX.

Aus der slavischen Walthariussage ist ebenfalls ein Zug in die Spielmannsdichtung aufgenommen, nämlich der, daß die Schwester des Entführers gegen das Versprechen der Ehe dem gefangenen betrogenen Gatten zur Freiheit und Rache verhilft. Die Grundzüge dieser beiden Sagen sind bis nach Indien zu verfolgen. Auch in den gesta Romanorum finden sich Anklänge, und von der slavischen Waltharíussage findet sich auch eine russische Version.

Auch Anklänge an den zweiten Teil des Rother sind nicht zu leugnen.

Auf diesen Grundlagen nun erbaute sich das deutsche Gedicht. Indessen sind dieselben Motive auch mehr oder weniger vollständig in anderen abendländischen Litteraturen vertreten.

Aus Frankreich sind zwei Gedichte unter der Überschrift Salomon et Marcoul bekannt. Das erstere ist eine späte besonders das Schmutzige begünstigende Bearbeitung der Sage, in dem zweiten benützt ein Gelehrter die bekannten Namen Salomos und Markolfs als Aushängeschild für seine eigene Weltweisheit.

Auch in anderen französischen Gedichten finden sich Anklänge an die Salomon-Markolfsage, so in einer Episode des Bastars de Bouillon, sowie im Huon de Bordeaux.

Aus England ist das angelsächsische Gedicht von Salomo und Saturn zu nennen, in welchem Salomo in zwei Gedichten mit dazwischen geschobenen prosaischen Stücken mit seinem dämonischen Bruder Saturn, der an die Stelle des Aschmedai-Kitovras tritt, scharfsinnige Reden wechselt. Saturn ist nichts als ein andrer Name für den schon erwähnten und gleich zu erklärenden Markolis, eine Verkörperung des goldnen Zeitalters gegenüber der in Salomo verkörperten Blütenepoche des Judentums.

1. Waltharinssage, oben S. 199, zu Z. 1. F. Liebrecht, G. XXV. 38. Wilmanns, AA. VII, 283. — 4. Die Grundzüge, Vogt a. a. O. S. LXXI ff.; vgl. auch die Erzählung der Flore saharienne, Journal des Débats vom 8. Nov. 1879, Paris, Romania IX, 436 ff. Vogt, B. VIII, 322. — 6. gesta Romanorum, Gräße II, 193 ff. — 7. russische Version, Liebrecht in Benfeys Orient und Occident III, 357 f. G. XXI, 67. Wistrom in Lazarus' und Steinthals Zeitschr. f. Völkerpsychologie VI, 145 f. — 8. Anklänge ... Rother, Wilmanns AA. VII, 283 f. — 14. Das erstere, Mone, Anz. 1836 S. 56 ff. — 15. Crapelet, dictons et proverbes populaires, Paris 1831, S. 189. — 17. Aushängeschild ... Weltweisheit, Schaumberg, B. II, 30. — 19 f. Bastars de Bouillon, G. Paris, Romania VII, 460 ff. Vogt, B. VIII, 316 ff. — 20. Huon de Bordeaux, herausg. von Guessard u. Grandmaison, Paris 1860, S. LV ff. Wilmanns, AA. VII, 284. — 21 f. Salomo und Saturn, herausg. außer von Benj. Thorpe und Kemble, London 1848, zuletzt von J. Schipper, G. XXII, 50—70. — 25. Saturn, Schaumberg, B. II, 50 ff. Vogt, Ausg. S LIII ff.

In **Italien** hat Giulio Cesare Croce della Lira ein Leben Bertoldos (d. i. Markolfs) in Stanzen besungen und darnach auch prosaisch als Volksbuch verfaßt, Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Darnach fügte er noch die Geschichte von Bertoldos Sohne Bertoldino hinzu, und nach Croces Tode fügte Camillo Scaliggero della Fratta als dritten Teil die Geschichte des Enkels Kakasenno bei. Endlich erschien 1736 in toskanischer und 1740 in bolognesischer, 1747 in venezianischer Mundart eine Markolfdichtung im Anschluß an Crespis Zeichnungen und Mattiolis Stiche von dreiundzwanzig Dichtern.

In **Portugal** war die Sage gleichfalls so beliebt, daß sie in verschiedenen von einander abweichenden Versionen Verbreitung fand. Der Beraubte ist hier Don Ramiro, König von Leon, Gallizien und Asturien, der Räuber ein Maure, Namens Abencadão. Der Gang der Sage ist zweifellos derselbe wie in der slavischen Fassung.

Eine **nordische** Version der Sage berichtet, daß Hjorleif auf Veranlassung einer seiner Frauen an seinen Schuhbändern zwischen zwei Feuern aufgehängt wurde. Nachdem aber seine Feinde entschlafen waren, befreite ihn seine andere Frau, und er rächte sich an seinen Feinden.

Auch in **Dänemark** soll die Sage in einem Volksbuche Verbreitung gefunden haben.

Indem wir uns nun zum eigentlichen **Deutschland** wenden, müssen wir hervorheben, daß sich Spuren der Sage daselbst schon ziemlich früh finden, und zwar scheint in frühester Zeit der Charakter der Gespräche derselbe gewesen zu sein, wie später. Notker sagt zu Ps. 118, 85: Unrehte sageton mir adoléschias, id est exercitationes delectabiles verbi, nicht sô dîn êa, an dero mir veritas lichet, nals verba. Soliche hábent mísseliche pro-

1. **Giulio Cesare Croce della Lira**, v. d. Hagen a. a. O. S. XVII; eine Inhaltsangabe S. XVIII. **Schaumberg**, B. II, 37 — 7 ff. **Endlich ... 23 Dichtern**, a. a. O. S. XIX f. — 11 ff. **daß sie ... fand**, über die verschiedenen Texte und ihren Inhalt vgl. Carolina Michaëlis de Vasconcellos B. VIII, 313 ff. — 15 f. Vgl. **Vogt**. B. VIII, 319. — 17. **Eine nordische Version der Sage**, Sophus Bugge, zur Volkskunde S. 42. G. XI, 172. F. **Liebrecht**, G. XXV, 39 — 22. **Volksbuche**, v. d. Hagen S. XVII. — 27. **wie später**, **Schaumberg** (B II, 33) will aus der Notkerstelle schließen, daß die Salomo- und Markolfdialoge früher ernst gewesen seien, ohne Grund; denn deuterosis geht auf apokryphe Schriften, ohne Rücksicht auf deren Inhalt, und das scóniû bedeutet glänzend (hier durch Witz), ohne den sittlichen Gehalt zu berühren. Außerdem ist die deuterosis den Markolfdialogen nur als andres Beispiel nebengeordnet unter dem Gattungsbegriff der fabulationes, ohne daß darum beider Charakter genau derselbe sein müßte. — **Notker**, ed **Piper** II, 522, 12—22

fessiones. Judeorum literę so gescribene hêizzent deuterosis an diên milia fabularum sint, ane den canonem divinarum scripturarum: Sameliche habent heretici an iro vana loquacitate, habent ouh soliche seculares literę. Waz ist ioh anderes daz man marcholfum saget sih éllenon wider proverbiis salomonis? An diên allen sint wort scôniu âne wârheit. Auch Freidank erwähnt des Gedichtes in den Worten:

Salmôn witze lêrte,
Marolt daz verkêrte,
der site hânt noch hiute
leider genuoge liute.

Noch andere Anklänge in der späteren Dichtung sind bei Vogt zusammengestellt.

Ehe wir nun dazu übergehen, die deutschen Markolfdichtungen näher zu betrachten, müssen zuerst die Namen Markolf und Salme, sowie einige andere Persönlichkeiten der Dichtung mit Rücksicht auf etwanige geschichtliche Anspielungen erklärt werden.

Mone hatte den Versuch gemacht, die historischen Grundlagen des Gedichtes in der Geschichte der Fatimiden im zehnten Jahrhundert und den Schauplatz desselben in Salerno zu erweisen. Diese Deutung ist natürlich verfehlt. Auch ist es vergebens, in dem Namen Markolf etwa eine Anspielung auf eine historische Persönlichkeit finden zu wollen. Der Name bezeichnet ja Grenzwolf, doch führt uns diese Namenserklärung ebenso wenig weiter, als Mones Nachweis, daß im späteren Niederländisch eine Krähe Markolf genannt wurde, oder als Eschenburgs Hinweis auf den Formelschreiber Marculphus. Es ist vielmehr Marculfus eine Umdeutschung aus dem ebräischen Marcolis, wie sich denn auch die Form Marcol noch in den lateinischen Texten findet. Markolis ist eine jüdische Bezeichnung, vielleicht spottender Bedeutung, vielleicht

7. Freidank, ed. Grimm 81, 3. — 12. Vogt, Ausg. S. CXV ff. — 13. Zeugnisse über Salomo- und Markolfdichtungen aus der altfranzösischen Litteratur stellt Schaumberg, B. 11, 34 ff. zusammen. — 18. Mone, Beitr. 1, 246 ff. — 21 ff. Auch ... wollen, Stellensammlungen für das Vorkommen des Namens giebt Mone, Anz. 1836; für die älteste Zeit Schaumberg, B. 11, 48. Zu den letzteren sind jetzt noch hinzuzufügen: Piper, libri confraternitatum S. Galli Augiensis Fabar., Berol. 1884. Marcholf 1, 99, 28. II, 160, 39. Marcholt II, 102, 2. Morolt II, 489, 20. Maracholf II, 412, 23. Maracholt I, 155, 23. Maraldus II, 628, 22. — 23 f. Grenzwolf, vgl. Kemble, Salomo und Saturn S. 118. — 25. Mones Nachweis, Quellen und Forsch. 1, 242. 245. — 26. Eschenburgs Hinweis, Denkm. 173 ff.; vgl. v. d. Hagen IV, Anm. 3. — 28. Marcolis, Schaumberg, B. 11, 52 ff. — 29 f. Markolis ... spottender Bedeutung, mar bedeutet Veränderung, kolis Beschimpfung, es sei also = Schimpf, oder Schandbild.

auch bloß den Namen hebraisierend, für den lateinischen Gott Mercurius, welcher letztere gleichbedeutend mit Hermes, als Meister der Rede galt und dessen Verehrung den Juden aufs strengste untersagt war. Dieser Name Markolf unterlag dann im Deutschen manchen Veränderungen, je nach Zeit und Dialekt, und wurde ganz als deutscher Name behandelt.

Der Name der Salme hat sich gewiß ebenso durch Anlehnung an Salomo gebildet, wie die oben erwähnten Sulamith und Salamanija. Princian, welcher Name auch im Orendel begegnet, ist vom Spielmann erfunden.

Ihrem ganzen Charakter nach gehört die Dichtung in die Zeiten der Kreuzzüge, und der Herzog Friedrich, welcher (V. 726) Ackers erobert, deutet vielleicht auf Herzog Friedrich von Schwaben, welcher Akka 1190/91 einnahm. Die geographischen Namen geben wenig Anhalt: Marrach, Nopels, Marsilie, Sarpe entsprechen den Namen Marokko, Nablus (d. i. Sichem), Marseille, Sarepta, und Kastel, welches im Drucke genannt ist, ist das seit 1218 zur Bedeutung gelangte castellum peregrinorum südlich von Akka. Andre Namen, wie Elsabe, Funde, sind Spielmannserfindung.

Die Form des Redekampfes, in welcher das Spruchgedicht gehalten ist, ist dem deutschen Volke von alters her nicht fremd, allein sie ist nicht den Deutschen eigentümlich, und indische und jüdische Analogieen liegen ebenfalls vor. Es wäre nicht unmöglich, daß auch ein jüdischer Dialog zwischen Salomo und Markolis bestanden hätte.

Im Deutschen ist die Sage von Salomo und Markolf in verschiedenen Formen behandelt worden: I. als Spruchgedicht, II. als Spielmannsepos, III. in dramatischer Behandlung. Alle drei sollen hier behandelt werden, die ersten beiden ausführlicher, weil der älteren Zeit angehörig, die dramatischen Behandlungen kurz.

1. hebraisierend, Buxtorf, lexic talmud chald Sp 1262. Eisenmenger, entdecktes Judentum II. 63. — 2 f. Meister der Rede, vgl. Apostelgesch. 14, 12, wo Paulus Hermes genannt wird, ἐπειδὴ ἦν ὁ ἡγούμενος τοῦ λόγου. — 3. Verehrung, sie geschah, indem der Wandrer einen Stein nach der Bildsäule des Merkur warf; vgl. Schaumberg a. a. O. und dazu Wilmanns, AA. VII. 281. — 4 f. untersagt war, Schaumberg a. a. O. S. 53 f. — Dieser Name … Veränderungen, vgl. Mone a. a. O. Schaumberg, B. II, 28 f. — 9. Orendel, Or. 3271. 3605. — 11 f. Ihrem … Kreuzzüge, Vogt S. CXII ff. — 19. Elsabe, vgl. Biter 1161. — Spielmannserfindung, über die geographischen Namen Vogt a. a. O. S. CXIV f. — 20 f. Vgl. Schaumberg, B. II, 42, welcher solche aus Saxo Grammaticus (ed. Holder) S. 121, 18 ff. 139, 35 ff. anführt. — 23 ff. Es wäre … bestanden hätte, Schaumberg a. a. O. S. 61

I. Das Spruchgedicht von Salomo und Morolf.

Das (ältere) Spruchgedicht ist bekannt aus der (jetzt verschollenen) Eschenburgischen Handschrift (E), einer Papierhandschrift v. J. 1479, welche von fol. 94r an das Gedicht enthielt, ferner in einer Darmstädter Papierhandschrift des fünfzehnten Jahrhunderts (D), in der Heidelberger Papierhandschrift cod. germ. 154 fol. (H) des fünfzehnten Jahrhunderts und in einer Berliner Handschrift (B), die früher im Besitz von K. Heyse war.

Nach Schaumbergs Untersuchungen wären E sowie die Vorlage von D und H aus dem Originalgedichte geflossen. Das letztere ist in mittelfränkischer Sprache nach dem Lateinischen ungefähr um 1200 abgefaßt, wie sich aus Sprache und Reimen ergiebt.

Der Text des eigentlichen Spruchgedichtes, in welchem auf eine Weisheitsregel Salomos eine derbe Anwendung oder ein Widerspruch Morolfs folgt, ist umschlossen von einer Rahmenerzählung. Der Gedankengang ist folgender. Nach einer Einleitung:

Èr hânt dicke wol verstanden,
wie man findet in allen landen
die wîsen bî den tôren.
Swer nu gerne wil hôren,
dem wolde ich fremede mære sagen,
die nieman ubel mac behagen.
Ich saz in der zellen mîn
unde vant ein buoch, daz was latîn.
in dem selben buoch vant ich
vil worte, die unhovelîch
lûten in diutscher zungen.

3 f. Eschenburgischen Handschrift ... enthielt, vgl. Eschenburg, Bragur II, 456. III, 357. Denkmäler 147. Litt. Anz. 1807, Nr. 7, Sp. 98 f. v. d. Hagen, deutsche Gedichte des Mittelalters I, Berlin 1808, S. XXIII f. — 5. Darmstädter Papierhandschrift, Walther, neue Beitr. zur Gesch. d. Darmstädter Bibl. S. 132. — 6. Heidelberger Papierhandschrift, Wilken, Gesch. d. Heidelb. Büchersammlungen S. 364. — 7 f. Berliner Handschrift, K. Heyse, Bücherschatz der deutschen Nationallitteratur des 16. und 17. Jahrh., Berl. 1854, S. 158 Braune, B. II, 63, Nachtr. Über die drei erstgenannten Handschriften vgl. Schaumberg, B. II, 1 ff. — 10 ff. Das letztere ... abgefaßt, Mone a. a. O. und C. Hofmann (Münchener Sitzungsber. 1871 I, 423, Anm. 2) denken an die Niederlande, Fr. Bech (G. XV, 129 ff.) setzt es an den Rhein oder in das westliche Mitteldeutschland. So wie es uns erhalten ist, gehört das Gedicht frühestens der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an (Koberstein-Bartsch I⁵, 343). — 12 f. wie sich ... ergiebt, Schaumberg a. a. O. S. 19—29. — 14. Der Text, gedruckt bei v. d. Hagen u. Büsching, deutsche Gedichte des Mittelalters I, Berlin 1808, S. 44—64.

Ich bite alte unde iungen,
die da lesent, als hie geschriben steit,
daz mih ir aller hovescheit
entschuldigen muge umbe daz,
wan ich niet ze diutsche baz
mohte gewenden daz latîn,
daz ez behielde diutschen sin.

wird erzählt, wie König Salomo von Israel eines Tages zwei ungewöhnlich häßliche Menschen, einen Mann und ein Weib, zu Hofe kommen sah. Deren Häßlichkeit wird eingehend geschildert. Salomo fragt nun den Mann nach Namen und Geschlecht, doch der will es ihm erst sagen, nachdem ihm Salomo von seinem eignen Kunde gegeben, und darnach giebt er ihm in komischer Weise einen Stammbaum, der von Rumpolt über Ronepolt und Rolebrecht zu Morolf dem Älteren und Morolf dem Jüngeren leitet. Als Salomo seine Redegewandtheit erkannt hat, verlangt er mit ihm zu disputieren; falls Morolf ihn überwinde, solle er hoch erhoben werden. Nun folgen V. 171—590 in Rede und Gegenrede, meist zu je zwei Versen, des Königs und Morolfs Sentenzen, die letzteren meist höchst unhöfischer Art. Zuletzt verlangt Morolf seinen Lohn, und Salomo läßt ihn und seinem Weibe Rock und Schuhe geben.

(605) Darnach kommt, von der Jagd heimkehrend, Salomo an Morolfs Wohnung (der hier V. 609 sein gumpelman heißt) vorbei, der gerade am Feuer sitzt und Bohnen kocht. Auf des Königs Fragen über seine Beschäftigung, seinen Vater, seine Mutter, seinen Bruder und seine Schwester antwortet Morolf in Rätselworten, deren Deutung er darnach geben muß. (681) Scheidend befiehlt ihm der König, ihm des anderen Tages einen Topf mit Milch zu bringen, mit einem Fladen bedeckt, der von der Kuh komme. Sein Weib bereitet solchen auch zu, er aber, hungrig, ißt den Fladen auf und legt darauf einen Rindsdreck. Der erzürnte König sagt, er wolle sich in der Nacht mit ihm unterhalten; schliefe er ein, so sollte er gehängt werden. Nach der Mahlzeit schlief nun Morolf sofort ein und schnarchte laut. Auf des Königs wiederholte Frage, ob er schliefe, antwortet er stets: Nein ich, herre, ich pinsen nu, ich denke nach, und wenn dann der König fragte, worüber er nachdenke, antwortet er mit einer Weisheitsregel in seiner Art. So behauptete er, daß nichts weißer sei als

der Tag, daß man Frauen nicht vertrauen dürfe, was man verbergen wolle, und daß Natur vor Gewohnheit gehe, und Salomo, der nun auch müde wird, sagt, wenn er das nicht beweisen könne, wolle er ihn hängen. Nun geht Morolf zu seiner Schwester Fusade. Der sagt er, der König wolle ihn hängen, er wolle ihm aber zuvorkommen und ihn töten, sie solle ihm ein Messer geben. Das thut sie. Als Salomo erwacht, hatte Morolf ein Faß mit Milch ins Dunkle gesetzt, so daß der König darein trat. Auf seine Schwester häuft er vor dem Könige böse Verleumdungen, und die verrät deshalb Morolfs vermeintlichen Mordplan. Endlich ließ er vor eine Katze, die bei der Abendmahlzeit des Königs die Kerze zu halten gewohnt war, drei Mäuse springen und bewog sie so, die Kerze fallen zu lassen. So hat er seine Sätze bewiesen, und obendrein erzählt er ihm noch (V. 910) zum Beweise, daß ein böses Weib des Teufels bestes Werkzeug sei, eine Geschichte, wie ein böses Weib es durch betrügliche Reden dahin brachte, daß ein Mann sein tugendhaftes Weib erschlug, mit der er bis dahin glücklich gelebt hatte und die selbst der Teufel, dem ihre Eintracht leid war, nicht hatte verlocken können. Da wurde der König zornig wegen Morolfs überlegener Weisheit und verbannte ihn vom Hofe. (1017) Der aber wollte gerne zurück. Die Hunde, die man auf ihn hetzte, lockte er durch einen Hasen ab, den er vor ihnen laufen ließ: Ich bin hie, wem liep, wem leit. Der König nimmt ihn wieder auf, befiehlt ihm aber, bei Hofe nur auszuspeien, wo es kahl sei. Das nimmt Morolf wörtlich und speit einem Ritter auf seine Glatze. Darnach folgt die Erzählung (1085) von Salomos Urteil wegen des Kindes, um das zwei Frauen streiten. Das gibt Salomo Anlaß, die Weiber zu loben. Morolf aber sagt ihnen alles Böse nach und macht sich anheischig, den König zu seiner Meinung zu bringen. Er geht zu der Frau und redet ihr ein, der König bereue sein Urteil, sie müsse das Kind wieder hergeben, und jeder Mann dürfe sieben Weiber haben. Diese teilt das ihren Freundinnen mit. Nun sammeln sich siebentausend Weiber und ziehn vor die Burg, wo sie Schmähreden an Salomo richten. Dieser erklärt zornig,

ein bœse wîp ist ein krût
daz da zuchet fleisch und bluot.
bezzer wære bî scorpionen blîben
danne bî den bœsen wîben.

Damit hat Morolf auch hier Recht behalten. Der König erzürnt, verspricht ihm nie wieder unter die Augen sehen zu wollen. Im Anschluß an diese Form der Verbannung weiß Morolf den König in noch verächtlicherer Weise zu äffen. Dieser wird dadurch aufs höchste erzürnt und befiehlt den Morolf an den höchsten Baum zu hängen. Morolf bittet sich nur die Gnade aus, den Baum selbst aussuchen zu dürfen. Das bewilligt Salomo, aber da Morolf keinen passenden Baum finden kann, so unterbleibt die Hinrichtung.

Bis hierher haben das deutsche Spruchgedicht und die lateinischen Versionen gleichen Inhalt, nur daß im Anfange der lateinischen noch erzählt ist, wie Salomo in seiner Jugend das Herz eines Geiers gegessen habe, Morolf aber die Rinde, auf der es gebraten, daher sei Salomo so weise, Morolf aber so verschmitzt geworden. Im deutschen Spruchgedichte folgt aber noch (V. 1605 bis 1876) ein Anhang folgenden Inhaltes:

I. (1605) Entführung der Königin. Salomons Weib liebt einen Heiden, mit dem sie Briefe wechselt. Um mit ihm vereint zu werden, stellt sie sich krank und bittet ihn, ihr Boten zu senden. Er schickt zwei zauberkundige Spielleute, die angeben, daß sie aus Griechenland kommen und mit ihrem Spiele Kranke heilen können. Sie erscheinen vor der Königin. Von den Absichten derselben unterrichtet, stecken sie ihr ein Kraut in den Mund, welches bewirkt, daß sie wie tot hinfällt. Als am andern Morgen der Vorfall bekannt wird, wundert sich alles, wie die Königin tot sein könne, da ihr Mund noch so rot ist. Marolf soll Rat schaffen. Aber er hatte den Hof verschwören müssen und hält sich versteckt; er muß daher erst durch eine List herbeigebracht werden. Als er erfährt, was vorgegangen ist, erkennt er sofort, daß Zauberei dabei im Spiele ist. Er versucht, der Scheintoten ein Lebenszeichen zu entlocken, indem er ihr geschmolzenes Blei durch die Hand gießt. Die Königin bleibt jedoch unbeweglich, und alles ist nun von ihrem wirklichen Tode überzeugt, mit Ausnahme des Marolf, der sein Haupt dafür einsetzt, daß der König sein Weib doch noch verlieren werde. Man achtet nicht auf seine Worte, und so führen in der dritten Nacht die beiden Spielleute die Königin von dannen.

II. (1703) Marolfs Kundschaft. Vom Könige wiederum im Vertrauen um Rat gebeten, erklärt sich Marolf bereit, den

15. Anhang folgenden Inhaltes, nach Vogt S LXI ff

Aufenthalt der Königin auszukundschaften, und läßt sich zu diesem Zweck mit einem Kram von Handschuhen und Schnittwaren ausrüsten, während er selbst mit feinen Kleidern und einer Haube mit schönem Haare geschmückt wird. So durchzieht er manch fremdes Land, bis er vor einer Burg Kunde von der Königin erhält. Unter einer Linde schlägt er seinen Kram auf, und alsbald kommen die kauflustigen Frauen von der Burg, unter ihnen auch die Königin. Als diese sich Handschuhe aussucht, erkennt Marolf das Loch, welches er ihr durch die Hand gebrannt hat. Schnell schlägt er seinen Kram billig los, kehrt heim und berichtet dem Salomon, daß er seine Gemahlin gefunden habe.

III. (1766) Wiedergewinnung der Königin. Auf Marolfs Rat muß sich Salomon als Pilger verkleiden und auf die Burg des Heiden gehn, während Marolf sich mit des Königs Gesinde im Walde versteckt, um, wenn Salomon sein Horn bläst, herbeizueilen. Salomon kommt zu seinem Weibe, welches ihn alsbald erkennt und dem Heiden überantwortet. Als dieser fragt, was sein Los sein würde, wenn er in Salomons Gewalt wäre, erwiderte dieser, er würde ihn einen Baum im Walde wählen lassen und ihn an demselben aufhängen. Das bestimmt denn auch der Heide dem Salomon als Strafe. Mit seinem ganzen Gefolge geleitet er den König zum Walde, damit dieser sich einen Baum als Galgen aussuche. Salomon aber bittet zuvor mit Berufung auf seine königliche Geburt, dreimal ins Horn blasen zu dürfen, was ihm der Heide auch gestattet, trotz der Einrede der Königin, welche Marolfs Anschläge fürchtet. Als Salomon dreimal geblasen hat, eilt Marolf mit dem Gesinde herbei; der Heide wird aufgehängt, sein Gefolge niedergemacht, nur die Königin wird mit ihm zurück ins jüdische Land geführt, wo sie auf Marolfs Veranlassung durch einen Aderlaß im Bade getötet wird. Der Dichter schließt:

Noh hât Marolf mê gedriben.
daz ih nehân geschriben
durh der worte unhovescheit,
der doch genuog hie inne steit.
Sîn kunst ist in nu bekant.
ich lâze in als ih ine fant.
In latine was dise rede
geschriben, diech durch bede

in daz diutsche gewant hân,
daz sie wol mugen verstân,
die da niet verstênt latîn.
Nust diu hôheste bede mîn
alsô: swer diz buoch lesen wil
(ich hân unhovescher worte vil
geschriben in daz buochelîn)
daz er durh den willen mîn
mih beschône des besten daz er kan,
ez sî frouwe oder man.
wan ich bin niet alsô behende,
daz ich daz diutsche ieht anders wende,
danne daz latîn mih beschiet.
herumb enbeschelden sie mih niet,
den zu hôren diz geburt.
Ich hân der rede vil gekurt
durch des diutschen ungefuog;
des stêt hiein mê danne genuog.
Alsus hât dise rede ein ende,
Got sîn genâde zuo uns sende. Âmen.

Der Anhang des Spruchgedichtes ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil er die dem Spielmannsgedichte zu Grunde liegende Sage in vielfach einfacherer und der byzantinischen Sage näher liegender Gestalt erzählt. Allerdings fehlen die der alten Sage schon angehörigen Namen Fore und Salme, und vieles erscheint gekürzt; doch ist es nicht möglich, diesen Anhang etwa als einen Auszug aus dem Spielmannsgedicht aufzufassen, ebensowenig wie es die Grundlage des letzteren gebildet haben kann. Es ist aber der „relativ treuste Vertreter einer ihm und dem Epos gemeinsam zu Grunde liegenden Tradition, in welcher die ältere byzantinische bereits manche Umgestaltung erfahren hatte“.

Eine niederdeutsche Form des Spruchgedichtes erwähnt von der Hagen, ebenso eine prosaische Bearbeitung, die im Druck erschienen ist.

21 ff. Der Anhang ... erzählt, vgl. Vogt S. LXII ff; ich bemerke noch, daß eine Ausgabe des Spruchgedichtes von Vogt erwartet wird — 32 f. v. d. Hagen a. a. O. S. XVII, Anm 23. — 33. prosaische Bearbeitung, Angaben darüber bei Eschenburg. Bragur III, 380 ff. 392 ff Görres über d d Volksbücher S 189 ff v. d. Hagen S. XIV f

In späterer Zeit wurde das Spruchgedicht von Salomon und Marolf noch einmal bearbeitet um 1450 durch Gregor Haiden, welcher dasselbe dem Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg zueignete. Es ist nach einem lateinischen Originale gearbeitet. Erhalten ist es nur in einer Handschrift aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, doch bisher noch nicht gedruckt.

II. Das Spielmannsgedicht von Salomon und Morolf.

Dieses muß hier hauptsächlich uns beschäftigen. Es ist bekannt aus der bereits erwähnten Eschenburgischen Handschrift (E) fol. 1—73ᵛ, ferner aus einer Stuttgarter Papierhandschrift (S) aus dem Kloster Weingarten, welche Bl. 300—339 das Gedicht enthält und mit Bildern geziert ist, und deren Dialekt auf das südliche Grenzgebiet des Fränkischen nach dem Alemannischen hin deutet; endlich aus einem alten Druck (d) Straßburg 1499. Von einer 1870 verbrannten Straßburger Handschrift sowie von einer verlorenen Heidelberger berichtet Vogt. Über das Verhältnis dieser Quellen unter einander ist ermittelt, daß die gemeinsame Quelle von S und d aus derselben Vorlage geflossen ist wie E; doch hat S den Vorzug vor d, welches nur heranzuziehen ist, wo Lücken in S sind. Auch vor E hat S den Vorzug, da E höchst nachlässig geschrieben ist, mithin hat man S hauptsächlich, E in zweiter Reihe bei der Textesherstellung zu benützen. Die gemeinsame Vorlage der drei Quellentexte war eine Bilderhandschrift, aber nicht das Originalgedicht, da sie schon mancherlei Verderbnisse enthielt. Der Straßburger Druck enthält noch einen Anhang, der von Salomons, Morolfs und der Königin Tod berichtet.

Das Originalgedicht muß im fränkischen Dialekt abgefaßt gewesen sein, wie die Reime zeigen, vielleicht in der Gegend südlich von Trier. Die schon vollendetere Reimkunst, die wenig zahlreichen ungeschwächten Endungen verweisen das Gedicht in das letzte

1 ff. In ... zueignete, vgl. v. d. Hagen a. a. O. S. XII. Schaumberg, B. II. 1. — 5 f. Erhalten ... 15. Jahrhunderts, Docen, Hagens altd. Mus. II, 270 ff. v. d. Hagen, Grundriß S. 347 ff. E. Schaubach, Gregor Haidens Salomon und Morolf, Leipz. 1881. Haidens Gedicht ist jetzt zum erstenmale herausgegeben durch F. Bobertag im 11. Bde. der Nat.-Litt. S. 293—361. — 6. doch ... nicht gedruckt, einzelne Stücke bei Docen a. a. O. und bei v. d. Hagen S. XIII. — 9. Eschenburgischen Handschrift, s. oben S. 206, zu Z. 3; gedruckt bei v. d. Hagen a. a. O. S. 1—13. — 10 ff. Stuttgarter Papierhandschrift ... enthält, vgl. Graff, Diut. II, 65 f. Vogt S. I ff. — 12. Dialekt, Vogt S. VIII. — 16. Vogt S. IX f. — 25 f. Straßburger Druck ... berichtet, Vogt S. 207—12. — 27 f. Das Originalgedicht ... zeigen, Vogt S. XCIV—CVI. — 28 f. vielleicht ... von Trier, Berger, B. XI, 380.

Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts. Jedenfalls ist es vom Dichter des Oswald benützt worden.

Was nun die strophische Form der Dichtung betrifft, so erkannte diese zuerst J. Grimm als eine fünfzeilige, in welcher der vierte Vers eine Waise ist, aber der erste und zweite, dritte und fünfte reimen, und Lachmann definiert sie als die Otfridische, in welche ein kurzer Vers ohne Reim eingeschoben ist. Die Versausgänge sind stumpf, die Waise in der Regel klingend. Diese Form nun wurde als Morolfstrophe bezeichnet. Die Verse sind nicht ganz regelmäßig gebaut, mehrsilbige Senkungen, sowie mehr als zweisilbiger Auftakt und Fehlen der Senkungen begegnen verhältnismäßig häufig, obwohl sie, wo sie sich finden, oft durch Eigennamen entschuldigt sind. Vieles mag auf die mangelhafte Überlieferung zu setzen sein. Die Morolfstrophe nun, in welcher Vogt die ursprüngliche Form des Gedichtes ansetzt, läßt sich nicht überall gleich gut durchführen. Betrachtet man die besonders häufig im zweiten Verse der Strophe sich bildenden Langzeilen, so scheinen sich dreizeilige Strophen mit der Reimformel a x a zu ergeben, ja auch ganze Nibelungenstrophen lassen sich herauslesen. Alle Abweichungen nun sucht Vogt durch Einfügung neuer Epitheta, das Zusetzen von Partikeln und dergleichen in den jüngeren Redaktionen zu erklären, das Eintreten eines Langverses, besonders im zweiten Verse, durch die Analogie der zweiten Vershälfte. Andere sehen die Langverse nicht als Neubildungen jüngerer Redaktionen, sondern als Reste des Ursprünglichen an. Dieselben seien durch eine Cäsur für die Deklamation erträglich gemacht worden, und auf diese Weise sei auch die Morolfstrophe entstanden.

Im Spielmannsgedicht von Salomon und Morolf nun ist die Geschichte vom Raub und der Wiedergewinnung der Salme in doppelter Fassung erzählt. Vielleicht hat der erzählende Spielmann einen zwiefachen ihm vorliegenden Bericht in dieser Weise rein äußerlich an einander geschweißt, wenigstens scheint das be-

1 f. zwölften Jahrhunderts, Lachmann, über Singen und Sagen S. 15 (119) f. (kl. Schr. I, 476). Vogt S. CVI—CXI. Schaumberg a. a. O.; dagegen neigt Berger (B. XI, 382) mehr zur Annahme einer noch früheren Zeit. — Jedenfalls ... worden, Berger B. XI, 377 391. — 4. J. Grimm, Heidelb. Jahrbb. II. 2, 249 ff. (kl. Schr. IV. 25); vgl. auch Schade, Crescentia S. 25. — 6. Lachmann, über Singen und Sagen S. 16 (120) f. (kl. Schr. I. 177 f.); vgl. Bartsch, G. II, 285. — 7 f. Die Versausgänge ... klingend, Scherer, deutsche Studien I, 1 f. — 16 f. Betrachtet ... Langzeilen, vgl. H. Harkensee, Untersuchungen über das Spielmannsgedicht Orendel, Kiel 1879, S. 53—56. — 25 ff. Dieselben ... entstanden, Berger, B. XI, 464; vgl. auch Wilmanns, AA. VII, 299.

deutungsvollere Hervortreten des Ringes Salomons im zweiten Teile, der, wie wir sahen, der alten Fassung der Sage angehört, auf selbständige Überlieferung zu deuten. Die Fahrten zur Gewinnung der Frau sind beliebtes Spielmannsthema, wie wir bereits gesehen haben, und daß das unter vielen Gefahren und Abenteuern geschehen muß, liegt ebensosehr in der Spielmannsmanier. Hier kommen hinzu die kecken Streiche, in denen er seine ganze Eigenart offenbaren kann und durch die er die Aufmerksamkeit und den Lohn seiner Zuhörer an sich zu locken trachtete. Morolf selbst mit seinen Kunstfertigkeiten, seinen witzigen Einfällen, seinen waghalsigen Unternehmungen, seiner spöttischen Gleichgültigkeit, seinem Selbstbewußtsein, seiner Gewinnsucht, seiner Abenteuer- und Intriguenlust wird zum Urbild des Spielmannes, und als solches ist er in der Einleitung öfters herangezogen worden. Dieser charakterlose Spielmann, der Dichter, nimmt auch gern fremdes Gut an, wo es ihm vorteilhaft scheint. Höfische Wendungen und Motive lassen ihn bei seinen Zuhörern als Vertreter feiner Sitte erscheinen, und in frommen Anspielungen sucht er, wenn nicht die Geistlichen mit ihrem gewichtigen Einflusse auf seine Seite zu bringen, so doch wenigstens sich ihnen erträglich zu machen. Sein Stil hält sich sonst in dem gewöhnlichen Gleise. Gerne macht er einen rohen Scherz, noch lieber heischt er ein Trinken oder spielt auf sonst eine Gabe an. Durch Beteuerungen wiegt er seine Zuhörer in gläubige Andacht, und durch nu hoerent oder sehent rüttelt er sie auf, wenn sie abgespannt erscheinen. So ist der Morolf ein echtes Musterstück der Spielmannsdichtung und stellt die Gattung am reinsten in sich dar.

Ehe wir nun zu einer Betrachtung des Inhaltes schreiten, soll noch kurz von den

III. Dramatischen Behandlungen des Salomon und Morolf

die Rede sein. Zu solchen regte ja die Form des Gesprächs von selbst an. In der Form eines Faßnachtspieles ist die Sage von Hans Folz (ca. 1480) behandelt worden, auch Hans Sachs hat in zwei Stücken den Gegenstand benützt.

16 f. Höfische Wendungen und Motive, Vogt S. CXXVI ff. — 18. frommen Anspielungen, a. a. O. S. CXXX ff. — 34. Hans Folz, v. d. Hagen S. XV. Goedeke, Littg. I[2], 332, Nr. 51. — Hans Sachs, v. d. Hagen S. XV ff. Goedeke II[2], 412; vgl. auch Hans Sachs' Werke von Arnold II, 141 in Kürschners National-Litteratur Bd. 21.

Folgendes ist die Erzählung des Spielmannsgedichtes:

I. Salme und Fore.

Salman war König zu Jerusalem und Vogt über die ganze Christenheit. Er entführte dem König Cyprian von Endian (Indien) seine Tochter Salme und taufte sie. Sie war so wunderschön, daß keine ihr glich. Auch trug sie die herrlichsten Kleider, und Salman hatte sie sehr lieb. An einem Pfingsttage, da sie zur Kirche ging, vor ihr gar mancher Spielmann, rechts und links von ihr Ritter und Frauen, da opferte sie ein goldnes Ringlein. Alle wurden entzückt von ihrer Schönheit und konnten sich nicht satt sehen. Wenn sie den Pokal mit dem edlen Weine erhob, leuchtete ihre Farbe wie Rubin. Salman erfreute sich ihrer in ungestörtem Glücke bis in das vierte Jahr.

Salmes erste Entführung.

1. Fores Kriegszug. (108) Jenseits des Meeres herrschte König Fore zu Wendelsee, der Sohn des Memerolt. Ihm dienten sechsunddreißig Herzoge, fünfzig Grafen und sechzehn Könige. An einem Sonntage berief er seine Helden, daß sie ihm zu einer Frau rieten, die ihm geziemte. Keiner wußte Rat, und Fore ward zornig. Ein Greis aber riet ihm zu der schönen Christenkönigin von Jerusalem. Der König war sogleich entschlossen und beschloß, sie dem Salman mit Heeresmacht zu entreißen. Cyprian versprach, viertausend Mann zu stellen, der König von Duskan giebt deren fünftausend her, und König Princian will sechstausend ausrüsten. Da ihm sechsunddreißig Herzoge und fünfzig Grafen dienten, so könne er ihm wohl dreißigtausend Mann stellen. Ein Bote ward an Salman gesandt, der die Auslieferung der Salme verlangte. Aber Salman weigerte sich dessen. Nun rüstete Fore vierzig Schiffe aus, und am zehnten Morgen kamen sie vor Jerusalem an. Alles legte nun die Rüstungen an, und Herzog Elian nahm das Banner. So zogen sie vor die Stadt. Herzog Elian richtete noch einmal die Aufforderung an den König, die Salme herauszugeben, dann solle er Frieden haben. Neben Salman saßen sein Bruder Morolf und die Königin. Salman lehnte die Forderung nochmals auf das entschiedenste ab. Morolf erfährt, daß die Feinde vierzigtausend Mann hätten, und läßt Fore melden, in vierzehn Tagen wollten sie sich zum Kampfe stellen. Diese Botschaft richtete Elian aus. Salman besandte nun die Seinen.

Es kam der König von Marrach, die Bürger von Nopels und Marsilie, sowie der König von Sarpe, im ganzen mit fünfunddreißigtausend Mann. Im Vertrauen auf Christi Hilfe greifen sie die Heiden an. Ein rotes Seidenbanner mit dem Bilde des Heilandes war ihr Feldzeichen. Die Heerhörner erklangen, und fünf Tage lang währte der Streit, bis fünfunddreißigtausend Heiden tot waren. Fore ward gefangen. Morolf riet ihn zu töten, Salman aber wollte ihn lieber ins Gefängnis werfen und seinem Weibe zur Hut geben. Vergebens warnte Morolf davor, auf die Gefahr, sich durch sein Mißtrauen gegen Salme die Ungnade des Königs zuzuziehn.

2. Fore Gefangener der Salme. (463) In Salmes Gefangenschaft war Fore so wohl behütet, wie die Geiß bei den Böcken. Ein heidnischer Zauberer Elias, Fores Neffe, legte einen zauberkräftigen Stein in ein Ringlein und übersandte es Fore. Der schenkte es der Königin, die ihm alsbald hold wurde. Zwar zeigte sie Morolf den Ring, ob er ihr auch nicht Gefahr bringen möchte, doch dieser vermochte den Zauber nicht zu erkennen. Da steckte sie den Ring an die Hand und ward alsobald von Liebe zu Fore ergriffen. Dieser erbietet sich der Königin, Salman und Morolf (vor letzterem warnte sie besonders) zu überlisten, wenn sie ihm die Freiheit schaffe. Ihren Vater Cyprian wolle er frei und sie zur Königin über das Reich zu Wendelsee machen. Über ein halbes Jahr wolle er einen heidnischen Spielmann mit zwei Turteltauben und einer deutschen Harfe senden. Der werde ihr eine Zauberwurzel bringen. Thäte sie diese in den Mund, so fiele sie gleich wie tot nieder. Da löste sie dem Heiden die Bande und dieser entfloh. Morolf erkennt der Königin Schuld und prophezeit dem Könige, er werde sie nicht länger als ein halbes Jahr haben.

3. Der Spielmann. (604) Nach einem halben Jahre kam ein Spielmann, der Fores Beschreibung entsprach. Auf einem Kirchgange gab er der Königin die Zauberwurzel, und sie riet ihm eilig zu fliehen, ehe Morolf ihn bemerkte. Im Münster ward ihr die Messe zu lang, und nach dem Segen versuchte sie die Kraft der Wurzel. Alsbald fiel sie wie tot zu Boden. Morolf erkannte alsbald Zauberwerk. Salman aber raufte sich vor Schmerz das Haar. Morolf erbot sich den Zauber zu lösen und goß glühendes Gold durch der Königin Hand, allein sie merkte es nicht.

Da schalt ihn Salman um des unwürdigen Verdachtes willen, Morolf aber verwies auf die unveränderte Gesichtsfarbe. Da wurde Salman zornig und verbannte den Morolf vom Hofe, seine Augen sollten ihn nicht mehr sehen. Da kroch Morolf in einen Backofen und zeigte Salman seine Kehrseite, da ihm doch der König sein Antlitz verboten habe. Salman lachte vor Zorn und schenkte ihm nur das Leben, weil es sein Bruder war. Fortan aber sollte er ihm nicht mehr als Bruder gelten. Dann ließ er die Königin in einen goldnen Sarg legen, Morolf aber meinte, ein Sumpf sei besser für sie. Indessen legte er vorsichtig einen Fuderstein hinein, damit sie nicht könne entführt werden. Am dritten Tage aber erbrach der Spielmann den Sarg und führte die Königin mit sich über das Meer. Am fünften Tage entdeckte Salman erst, was geschehen war, und schämte sich, es Morolf zu berichten. Er ließ durch eine Jungfrau die Entdeckung machen und sie am Hofe verkündigen. Da ging Salman zu Morolf, den er wieder Bruder nennt, und sagte ihm das Geschehene. Morolf verhöhnte ihn, gewiß sei er nur mit Blindheit geschlagen. Salman bittet ihn, ihm die Königin wieder zu schaffen, so wolle er mit ihm die Herrschaft teilen. Da ihn Salman wieder Bruder nennt, ist Morolf zu allem bereit.

Morolfs erste Kundschaft.

4. Vorbereitung. (822) Den alten Juden Berman zu Jerusalem ersticht nun Morolf hinterlistig, dann zieht er ihm oberhalb dem Gürtel die Haut ab, die er an sich legte. So verkleidet geht er zu Salman, von dem er drei Mark Goldes und einen Ring erbettelte. Morolf war froh über diesen Beweis, daß man ihn nicht erkannte. Dann legte er die Haut ab und fragte Salman nach seinem Ringe. Als der König sagt, er habe ihn einem Greise gegeben, zeigt ihm Morolf denselben lachend. Da erstaunte der König über den listigen Mann. Da nahm Morolf Stab und Tasche, sowie ein ledernes Schifflein, das er wie einen Sack an der Seite trägt. Sein Kindlein Male empfahl er dem Schutze des Königs. Dann nahm er Urlaub und ging zur See.

5. Auffindung der Salme. (927) Sieben Jahre war er unterwegs, bis er nach Wendelsee kam. Einem alten Heiden, der ihm begegnete, droht er mit dem Tode. Doch der sagt, er sei Pförtner zu Wendelsee gewesen und wisse, daß ein schönes Weib

dem Könige gehöre und auf der Burg wohne. Darnach erstach Morolf den Heiden und schlüpfte in die Judenhaut, legte eine Kutte an und zog als Pilger mit Palme und Krücke in die Burg. Dort wurde gerade Ritterspiel getrieben. Unter einer Linde waren Sitze für die Edlen bereitet. Dort setzte sich Morolf nieder, und als die Tafel erklang, ein Zeichen, daß der König zur Kirche ging, wollten sechs Kämmerer ihn vertreiben, er aber drohte ihnen mit seiner Krücke. Fore hieß sie lachend ihn sitzen lassen, man sehe es ja seinem Äußeren an, sagte er spottend, daß er von hoher Geburt sei. Nach dem Könige und seinen Rittern kam die Königin mit drei Scharen schöner Jungfrauen. Morolf freute sich, da er sie sah, und stand von seinem Stuhle auf und verneigte sich.

Môrolf wider ûf daz gestuole saz.
er fluochte dem heidenschen paffen,
daz die messe sô lang was,
er sprach: „verteilter Sarrazin,
waz macht du hûte gesingen?
daz tûsent tûfel mit dir sîn!“

Nach dem Gottesdienste kam der König aus der Kirche, und Morolf begab sich an den Weg, auf welchem die Königin einhergehen mußte. Diese fragte ihn, woher er komme, und als er ihr antwortete, daß er über das Meer komme, und um eine Gabe bat, versprach sie ihm Wein und Brot bis an sein Lebensende. Er aber wies das zurück als Sünder, der sich nirgend lange aufhalten dürfe. Nur vierzehn Nächte wolle er bleiben. Da fragte ihn die Königin, ob er auch Jerusalem, Salman und Morolf kenne. Er entgegnet, er sei dagewesen zur Zeit der Trauer über den Tod der Königin, die habe der üble Teufel mit sich genommen. Da lachte die Frau und befahl ihn der Fürsorge des Kämmerers. Morolf trug an seinem Leibe einen stählernen Panzer. Das merkte eine junge Herzogin, die es nach dem Abendessen der Königin mitteilt. Diese will ihn ausforschen und heißt ihn kommen. Er aber weigert sich und verlangt bis Morgen zu ruhn, denn er fürchtete Salme, das mordgrimme Weib. Damit ist Salme zufrieden.

6. Morolfs Entdeckung. (1168) Am nächsten Morgen reitet Fore auf die Jagd. Morolf ging unterdessen zur Königin, die er zum Spiel aufforderte, er wolle sein Haupt gegen ihr Gold

als Einsatz wagen. Da ließ sie ein kostbares Schachzabelbrett bringen, das mit edlen Gesteinen besetzt war. Die Königin wollte dreißig Mark Goldes einsetzen. Morolf aber verlangte die schönste Jungfrau ihrer Kemenate, die solle ihm, wenn er gewinne, seine Tasche tragen. Die Königin ging darauf ein, und Morolf erwählte König Fores Schwester und wollte auch seine Wahl nicht ändern, als er erfuhr, wer es war. Die Jungfrau setzte sich zum Spiel und erklärte sich bereit, ihm zu helfen. Nach manchen Zügen setzt Morolf einen Läufer vor den König, die Königin aber bietet ihm mit einem Springer Schachmatt. Morolfs Angst wird groß und äußert sich in obscöner Weise. Er wechselt mit der Königin den Platz. Da die Sonne durch ihren Handschuh schien, erkannte er die Stelle, wo er sie mit dem Golde gebrannt hatte. Er läßt nun eine Nachtigallenstimme aus einem mitgebrachten Ringe erschallen. Dadurch ward die Königin so abgelenkt, daß er ihr einen Springer und zwei Bauern nehmen konnte. Der Königin Aufmerksamkeit wird ganz durch das Kunstwerk gefesselt. Darnach sang er ihr noch eine Weise des Königs David, welche die Königin von Jerusalem her kannte. Auf die Frage, woher er die kenne, sagte er, als Spielmann unter dem Namen Stolzelin habe er „guot durh êre“ genommen, sei nach der Stadt Gilest und dem Lande Endian gekommen, und Herzog Morolf in Jerusalem habe ihn die Weise gelehrt. Die Königin aber erkannte ihn jetzt und sagt, Fore werde ihm das Leben nehmen. Sein Leugnen hilft ihm nicht, und nun gab er sich zu erkennen und sagt, wenn dann sein Leben verwirkt sei, so wolle er es denn bekennen, daß er ihretwegen ausgezogen sei. Er bittet nur um Schonung bis an den nächsten Morgen, die ihm endlich zugesagt wurde.

7. Morolfs Fluchtversuche. (1402) Gegen Abend verlangte Morolf, die Königin solle ihm erlauben, mit einem Kämmerer am Meeresufer zu lustwandeln, da ihm doch das Leben so kurz bemessen sei. Da geleitete ihn die Königin selbst mit sechzig Mann. Vergeblich fordert er die Salme auf, mit ihm nach Jerusalem zu fliehn, vergebens bittet er, ihn mit einem Kämmerer abseits gehen zu lassen zu dem Meere, damit er in Ermanglung eines Priesters dem Rohre beichte. Die Königin führte ihn zurück und übergab ihn zwölf Heiden zur Bewachung. Als Salme sich auf des Kämmerers Aufforderung entfernt hat, erzählte Morolf seinen Wächtern

Geschichten, bis sie schläfrig wurden. Dann löschte er hustend das Licht aus, und während ein anderes gebracht ward, that er in einen goldnen Kelch einen Schlaftrunk aus seinem Fäßlein. Den Wächtern empfiehlt er diesen Wein, er sei aus Apperland. Da schliefen sie alle ein. Der letzte will nicht trinken, doch über dem Versprechen, daß ihm der Kelch gehören sollte, vergißt er der Klugheit und sinkt nun auch in Schlummer. Morolf schor da jeglichem eine Platte, dann ging er zum Thore und sagte dem Pförtner, er müsse Fische für die Königin fangen. Der aber wollte es nicht erlauben. Erst als Morolf ihm verhieß, ihm aus den Sternen seine Zukunft zu verkünden, schloß er die Thür auf. Da schlug ihn Morolf mit einem Steine zu Tode, ebenso seine Frau, die herbeieilte. Dann eilte er zum Meere und entfloh auf seinem Schifflein. Am Morgen ward der Königin gemeldet, was geschehen war. Sie sah ihn von der Zinne noch auf dem Meere und versprach dreißig Mark Goldes, wer ihn ihr zurückbrächte. In einem Schiffe fuhr nun ein heidnischer Herzog Marsilian mit fünfzig Mann dem Entflohenen nach. Dieser suchte sich auf das Land zu retten, ward aber ereilt und gefesselt. Der Königin ward die Kunde gebracht. Da gab sie den zwei Boten einen goldroten Mantel als Botenbrot, den anderen dreißig Mark. Als die Nacht hereinbrach, wurden wieder zwölfe zur Wache bestellt. Diese lösen ihm die Bande, wofür er ihnen Abenteuer erzählt. Er schläferte sie wieder mit seinem Tranke ein. Dem, der ihn gebunden hatte, schlug er das Haupt ab, die übrigen raufte er und schor ihnen Platten, trotz einem Bischof. Dann trat er in Kämmererskleidern vor die Königin. Man ließ ihn als solchen in die Burg, wo er von Morolfs Gefangennahme berichtet. Fore will zu Bette gehn. Da segneten ihn zwölf heidnische Kapellane. Zu ihm ging die Frau. Morolf mit seinem Zaubertrank versenkt König und Königin in tiefen Schlaf, ebenso die Kapellane. Diese legte er auf einen Haufen an die Mauer gegen einander. Fore nahm er aus dem Bette und legte ihn zu einem Kapellan, des ältesten Kapellans Kutte legte er dem Könige an, den Kapellan legte er aber in des Königs Bett. Darnach schor er dem Könige eine Platte und begab sich zu seinem Schifflein, mit dem er in See ging. Am Morgen erfaßte der König den jungen Kapellan und erhielt von diesem eine gewaltige Ohrfeige.

er sprach: „edele kunigin hêr,
ir sît gewesen siben iâr bî mir,
ir gedâtent mir daz nie mê."

Dann bemerkte er die Kutte an seinem Leibe und den Kapellan in seinem Bette, den er bei den Beinen herauszog; die erwachende Königin bemerkt die Platte an ihm. Da sang Morolf auf dem Meere, daß man es in der Burg hörte. Fore sucht ihn durch Rufen zum Warten zu bewegen, doch Morolf fragt ihn nur, ob er Grüße an König Salman zu bestellen habe, den er mit einem starken Heere herbeizuholen gedenke. Fore sandte ihm da vierundzwanzig Schiffe nach, die ihn einschlossen. Er senkte sich aber vor aller Augen in den Grund, indem er durch ein Rohr Atem schöpfte. Da unten brachte er vierzehn Tage zu. Dann fuhr er sechsunddreißig Tage auf dem Meere, bis er nach Jerusalem kam.

Erste Wiedergewinnung der Salme.

8. Vorbereitungen. (1839) Da sah er den König, ohne daß ihn selber jemand erkannte, auch Salman nicht. Er sagte dem Könige, er kenne die Lande von der Elbe bis an den Termont. Salman nahm ihn mit sich und mußte an Morolf gedenken, den er entsandt habe. Der aber sei jetzt wohl tot. Morolf bestätigt diese Vermutung. Er selbst sei sein Wallebruder gewesen sieben Jahre und habe ihn begraben. Da ward Salman sehr traurig und wollte wenigstens wissen, wo sein Grab sei, damit er seine Gebeine holen und in Jerusalem bestatten könne. Als Morolf ihn so traurig sah, gab er sich zu erkennen und sagte, daß er die Königin gefunden habe. Da ward Salman von Herzen froh. Morolf ging nun in eine Kemenate und legte unter sein Kleid einen guten Panzer, und unter seinen grauen Filzhut setzte er einen Eisenhelm. Mit Kutte und Palme trat er vor den Kaiser. Da gab ihm ein Kämmerer, der ihn für einen Bettler hielt, einen Schlag, den Morolf mit der Faust so stark erwiderte, daß der Kämmerer zu des Königs Füßen niederfiel. Die Ritter sprangen auf, ihn zu züchtigen, aber er drohte ihnen mit der Krücke, und Salman hieß sie sich setzen. Da erkannte er erst den Helden. Da bat er ihn um Rat, wie man die Königin wieder gewinne. So schlug er vor, ein Turnei anzusagen und aus den ankommenden Rittern zehntausend zur Heerfahrt auszuwählen, Morolf selbst wolle die Fahne tragen. Salman ward des Rates froh und befolgte ihn.

9. Salmans Kundschaft und Gefangennahme. (1984) Alle Ritter beteiligten sich gern an der Heerfahrt, zumal da Salman sein Gold und seine edlen Steine verteilen ließ. Zehntausend fuhren in Schiffen über das Meer. Die Fahrt ging glücklich von statten. An einem Tannewalde ließ Morolf das Heer lagern. Den Salman hieß er auf die Burg gehn und bestand trotz der Bedenklichkeit des Königs darauf, wofern ihm Salme lieb sei. So legte Salman einen Panzer an unter dem Kleide, nahm ein gutes Stabschwert und setzte einen stählernen Helm unter seinen Hut. Noch gab ihm Morolf ein kleines Horn mit, auf dessen Schall er herbeieilen wolle. Salman ist noch immer in banger Sorge um den Ausgang des Abenteuers; Morolf aber tröstet ihn damit, daß er sich ja sein Urteil selber sprechen müsse, da solle er den Tannenwald zur Richtstätte wählen. Salman ging nun in die Burg. Des Heiden Schwester empfing ihn. Die war so von seiner Schönheit entzückt, daß sie ihn gerne zeitlebens da behalten hätte. Das lehnt er aber ab, da er als Sünder zur Buße des Wallens verurteilt sei. Da meldete sie der Königin die Ankunft des schönen Pilgers, der wohl der König von Jerusalem sein könne, der um ihretwillen gekommen sei. Die Königin droht ihn zu töten, da will die Jungfrau ihn durch schnelle Kunde zur Flucht mahnen. Aber die Königin winkte vier Kapellanen, den Fremden zu holen. Sie begrüßte ihn alsbald als ihren Gatten und spricht ihr Bedauern aus, daß Morolf entronnen sei. Salman sagt ihr, sie müsse wieder die Seine werden, sonst ginge es ihr an das Leben. Sie aber hielt an Fore fest und wollte auch Salman nicht entkommen lassen. Er wurde hinter einen Vorhang geführt und mußte zusehn, wie die Königin den zurückkehrenden Fore liebkoste. Bei Tische teilte sie diesem Salmans Ankunft mit. Fore will ihn über das Meer zurücksenden, sie aber warnt ihn vor seinen Anschlägen und zeigt ihm den hinter dem Vorhang Stehenden. Fores Schwester mahnt ihn, Salman sein Weib zurückzugeben. Dessen weigerte sich Fore. Da brachte die Jungfrau dem Salman einen Becher mit Lautertrank und tröstete ihn, so daß dieser sie für würdig fand, die Taufe zu empfangen. Sie sagte, sie möchte sich ihm wohl anvertraun. Nur mahnt sie ihn, er solle ihrem Bruder vorsichtig antworten, doch dessen erklärt er sich für unfähig, da ihm Fore sein Weib genommen. So warf er ihm denn auch rückhaltlos vor, was er ihm zu leide gethan.

Fore suchte sich zu verteidigen, indem er auf seine Gefangenschaft in Jerusalem hinwies. Früher habe er ihn retten wollen, jetzt aber müsse er sterben. Er fragt ihn, was er wohl thäte, wenn er ihn so zu Jerusalem hätte, wie Fore ihn jetzt hier hätte. Salman sagte, am nächsten Morgen bei Tagesanbruch würde er ihn hängen lassen. Dies Urteil bestätigte der Heide nun auch über Salman. Ungebunden solle er bleiben, doch am nächsten Morgen beim Tannenwald gehängt werden. Salme lobte ihn des Entschlusses wegen, und da Salman seine Hoffnung aussprach, es möchte noch anders kommen, ließ ihn Fore in Fesseln legen. Seine Schwester aber bat den König, er möchte ihr Salman überlassen, sie wolle mit ihrem Haupte für ihn bürgen. Fore gewährt diese Bitte und heißt sie sein nach Ehren pflegen, wenn er es vor seiner Frau wagte, möchte er ihm gerne das Leben lassen. Die Jungfrau entfernte nun die Fesseln und führte den Salman in eine Kemenate, wo ein Spielmann ihm die Zeit vertrieb. Sie selbst setzte sich tröstend zu ihm und reichte ihm auch einen Becher Weines. Da ergriff Salman selbst die Harfe:

vil schône sluog er dâran.
er gedâht an kunig Davit den vater sîn,
der vor der alten Troie
erdâht daz êrste seitspil.

Die Jungfrau ward ergriffen und raunte ihm ins Ohr, ob er nicht fliehen wolle, sie wolle ihm dazu helfen. Er aber weigert sich, sie einer Gefahr auszusetzen. Da klagt sie, daß er sterben müsse, er aber sagt, er vertraue auf seine Engel im Walde. Bei Tagesanbruch ward er vor Gericht geführt. Fores Mannen erhoben die Klage über ihn und forderten seinen Tod. Fore bestätigte das Urteil.

10. Salmans Rettung und Sieg. (2572) Alle zogen nun mit Salman hinaus nach dem Tannenwald. Neben ihm ritt die Jungfrau, die ihm den Schweiß mit ihrem Mantel abwischte. Da Morolf sie kommen sah, ermunterte er seine Helden zu tapferem Kampfe. Alle erklärten sich bereit, das Leben zu wagen. So sandte Morolf zwei Tempelherren mit einer Schar aus, die den Heiden den Rückzug abschneiden sollte, mit einer anderen Schar mußte Herzog Friedrich vor dem Walde lagern. Alle banden nun die Helme auf und wollten sogleich zum Streite. Morolf aber

hieß sie warten. Unter dem Galgen bat Salman die Königin, in sein Horn blasen zu dürfen, damit Sankt Michael seine Seele empfange. Sie verbot es ihm, Fore aber sagte, er solle nur blasen, soviel er möge. Der König setzte das Horn nun an den Mund und ergriff die Krücke. Morolf kam auf den Schall des Hornes mit drei Scharen, die eine war schwarz. Als die Fores Schwester erblickte, fragte sie den Salman, ob so der Engel Michael komme. Der aber sagte, das seien Teufel; komme eine bleiche Schar, so sei das des Herrn Verwandtschaft. Komme aber eine weiße Schar, so seien das die Engel. Die Jungfrau meint, er habe seine Engel wohl aus der Stadt Jerusalem mit sich gebracht, und sie kämen ihm nun zu Hilfe. So solle er ihr doch Schonung gewähren. Die versprach ihr der König, und zugleich gelobte er, sie mit nach Jerusalem zu nehmen. Als der König zum zweitenmale blies, kam Morolf mit seinen Helden. Salman faßte sein Stabschwert und wehrte sich gegen die Feinde, deren er viele erschlug, an fünfthalbhundert. Aber er ward müde, und mit elf andern drang Fore auf ihn ein. Elfe erlegte der König, aber von Fore ward er niedergeschlagen. Da kam Morolf ihm rechtzeitig zu Hilfe und half ihm auf. Da versetzte Fore auch ihm einen kräftigen Schlag, doch Morolf erwiderte diesen, so daß der Heide zu Boden sank. Da drohte Morolf ihm und der Salme mit dem Tode. Diese floh hinter Salman und bat um ihr Leben, sie wolle ihm immer in Treue angehören. Aber Morolf ging mit ihr und Fore unter den Galgen. Da schiebt Salme alle Schuld auf Fore, der sie bezaubert habe. Ihr habe geträumt, sie sei in Salmans Arm entschlafen, da seien zwei Falken auf ihre Hand geflogen. Das bedeute, daß sie ihm einen Erben gebären würde. Morolf aber deutet den Traum auf Galgen und Strick. Gleichwohl läßt Salman sich bereden, trotz Morolfs Warnungen, welcher den Fore hängte, seine Burgen brach und sein Land verwüstete.

Anhang

11. Fores Begräbnis. (2908) Salman befahl nun Morolf, Fores Schwester zu suchen, damit er sie mit sich nach Jerusalem nähme. Als dieser sie gefunden und ihr Fores Tod mitgeteilt hatte, begann sie zu weinen und sagte, dies Schicksal habe Salme viel eher verdient. Sie bat für ihren Bruder um ehrliches Begräbnis, dafür wolle sie Morolf einen großen Goldschatz zeigen.

Als ihr Morolf das bewilligte, zeigte sie ihm ein Gemach voll Goldes und edler Steine, und er verteilte diese unter seine Helden.

12. König Isolt. (2971) Die Helden ruhten bis zum zwölften Morgen. Sie wollten noch eine Burg brechen. Unterdessen erfuhr der König Isolt von Duskan, was geschehen war. Der sammelte dreißigtausend Heiden, sein Banner mit einem Panther und zwei Drachen trug ein Herzog. Die kamen nach Wendelsee, und Morolf, der sie kommen sah, erkannte, daß es Berzians Sohn Isolt, Fores Neffe, sei. Salman nahm viertausend Helden, Herzog Friedrich dreitausend, dazu die Tempelherren, Morolf selbst führte seine bleichfarbene Schar. Den Fahnenträger der Heiden sticht der letztere nieder. Da flohen die Heiden, von denen Morolf fünfthalbhundert, Herzog Friedrich vierthalbhundert erschlug. Salman schlug dem König Isolt, der auf ihn eindrang, das Haupt ab. Da flohen die Überlebenden nach Duskan. Die Christen fuhren siegesfroh nach Jerusalem zurück. Salme mußte noch immer der Heiden gedenken und freute sich nicht über ihre Rückkehr.

Dâ von sol ein ieglich frumer man
sîn frouwe sich selber huoten lân.
ez wart noch kein huote nie sô guot,
wan die ein biderbe frouwe
ir selber ane duot.

13. Taufe von Fores Schwester. (3128) Morolf wollte die junge Fürstin bereden, sich taufen zu lassen, sie aber konnte ihren Bruder nicht vergessen. Da versprach er ihr, daß sie Salmans Frau werden sollte, wenn die Königin stürbe. Da erklärte sie sich zur Taufe bereit. Zwei Herzoginnen halfen bei der heiligen Handlung, und sie empfing den Namen Affer. Am heiligen Grabe lernte sie sieben Jahre lang den Psalter. Als die Taufe geschehen war, trat Morolf vor den König und sagte ihm, er möge einen andern Boten übers Meer senden, wenn die Königin sich wieder verginge. Salman aber meinte, sie werde es nicht mehr wagen. Salme gebar dem Könige einen Sohn und dachte ihrem Gatten jetzt treu zu sein; aber nach sieben Jahren kam es anders.

II. Salme und Princian

Zweite Entführung der Salme.

14. (3224) Auf die Kunde von Salmes Schönheit beschließt König Princian von Ackers sie für sich zu gewinnen. Selb-

zwölfter fuhr er übers Meer und kam am zwölften Abend nach Jerusalem, als Waller verkleidet. Da die Königin mit Salman zur Vesper ging, wartete Princian auf sie und bat um einen Trunk. Als ihm dieser gereicht wurde, ließ er ein Ringlein in den Becher fallen, und als die Königin nach ihm trank, ward sie von Sehnsucht erfaßt. Morolf bemerkte das und warnte den König, Salman aber traute auf ihre Stätigkeit. Nach zwölf Wochen entfloh Salme mit Princian. Da sagte Morolf, nun solle Salman selber ausziehen, sie zu suchen. Das will Salman auch thun. Da Morolf den König so betrübt sah, versprach er ihm zu helfen, wenn er ihr das Leben nehmen dürfe. Das ward ihm zugesichert.

Morolfs zweite Kundschaft.

15. Morolf als Krüppel. (3316) Morolf ließ sich das Haar schneiden, zwei Ringe durch die Ohren und einen durch den Backen ziehen, dann nahm er Zauberkraut in den Mund, wovon er einem Siechen ähnlich ward. Salman wollte gerührt ihn zurückhalten, er aber bestand auf seinem Unternehmen und empfahl ihm Fores Schwester zur Frau. Als Krüppel reiste er mit einem Esel in seinem Schifflein über das Meer. Nach sechsunddreißig Tagen kam er gen Ackers. Sein Schiff versenkte er und ritt zum Könige. Er fand ihn mit Salme in einer Klause, wohin sie sich aus Furcht vor Morolf begeben hatten. Auf allen vieren kroch er zum Thorwächter, dem er erzählte, er sei seit zwanzig Jahren ein Krüppel. Der Thorwart bot ihm Speise, er aber entgegnete:

„Dîner spîse enger ich niet,
ein drinken wêre mir alsô liep,
daz wolte ich gerne von dir haben.“
„nu beitâ,“ sprach der portenêr,
„ich wil dir ez fur die porte tragen.“

Er ging dâ er den keller vant.
er nam einen kopf in die hant,
der was von golde unmâzen cluog.
mit edelem lûterdranke
er Môrolfen fur die porten truog.

Dann berichtete er ihm, wie eine deutsche Frau neulich über das Meer gekommen sei, die gar schön sei und ihn wohl be=

schenken werde. In einem weißen Felsen sei sie vor Morolf versteckt, und aus seines Herrn Gemach führe ein Gang in diesen Felsen, dessen zwölf seiner besten Helden hüteten. Morolf läßt den König nun herausrufen, und dieser hatte Erbarmen mit dem Krüppel. Er versprach ihm alles, was ihm helfen könnte. Da sagte Morolf, ein Arzt hätte ihm gegen Lohn seine Heilung versprochen. Princian gab ihm drei Mark Goldes und versprach ihm noch bis zu zehn Pfund. Ein Kämmerer zweifelte, ob er wirklich krank sei. Morolf legte aber ein Zauberkraut in den Mund und bewies dem Kämmerer, der ihn bei den Beinen ergriff, daß er krank sei. Da beschenkten ihn der Kämmerer und alle Umstehenden reichlich. Der König wollte ihm noch eine goldene Brünne schenken, Morolf aber begehrte nur einen Ring von des Königs Finger, der eine Reliquie enthielt. Den versprach er wiederzubringen. Princian gewährte ihm die Bitte. Als er abzog, warf ihn sein Esel in den Burggraben. Princian hob ihn wieder auf, wobei ihm Morolf ebenfalls seine Krankheit bemerklich machte. Morolf wandte sich nun zuerst landeinwärts; erst als man ihn nicht mehr sah, ging er zum Meere. Am Ufer verbarg er Zaum und Sattel im Rohre und nahm das Kraut aus dem Munde, so daß er gesund ward.

16. Morolf als Pilger. (3577) Nun hatte er einen rotseidenen Rock und einen Bart und eine Harfe mitgebracht. In einer Kutte mit einer Palme und einem Stabe zog er wieder ab. Salme hatte unterdessen nach Princians Ringe gefragt, den ihr Salman gegeben habe. Princian erzählte ihr von dessen Verwendung. Als er ihr den Krüppel beschrieb, erkannte sie sogleich Morolf. Auf ihren Rat ließ er die Schiffahrt verlegen, um ihn zu fangen. Als Princian an der Spitze der Seinen auszog, ihn zu erhaschen, begegnete ihm Morolf als Pilger. Princian fragte ihn, ob er einen Krüppel mit einem Esel gesehen habe. Den beschrieb ihm dieser und sagte, Princian würde den Esel desselben finden. Da gab ihm der König einen Schilling als Botenbrot. Den Esel fanden sie, die Bürger von Ackers aber sagten, sie hätten ihn nie gesehen. Da erkannte Princian, daß Morolf selber der Waller gewesen sei. Die Königin, da sie den ihr bekannten Esel sieht, bestätigt Princians Vermutung und hieß ihm die Heimfahrt versperren.

17. Morolf als Spielmann. (3696) Nun legte Morolf

Bart und Kutte ab, Stab und Tasche verbarg er im Rohr und legte den rotseidenen Rock an und nahm die Harfe, als wäre er ein Spielmann. Ein Kämmerer mit fünfzig Heiden suchte nach dem Pilger und erkundigte sich bei dem Spielmanne. Der sagte, er habe ihn in der Herberge zu Ackers gesehen, wenn er warten wolle, könne er ihn vorbeikommen sehen. Bis gegen Abend spielte er nun den Heiden zum Tanze auf und empfing einen Schilling als Lohn. Da ging er von dannen. Die heimkehrenden Heiden erzählten der Königin von dem Spielmanne, da sagte die Königin, das sei Morolf gewesen, und versprach dreißig Mark Goldes dem, der ihn ihr brächte.

18. Morolf als Metzger. (3768) Morolf zog nun einen grauen Rock und zwei große Schuhe an. Ein Gürtel mit einem Wetzstein und ein scharfes Messer vervollständigten die Verkleidung. In Ackers forderte er Rinder und Schafe zu kaufen. Ein alter Heide gab ihm solche, die stach er ab. Des Königs Leute fragten ihn, ob er keinen Spielmann gesehen hätte. Das bejahte er, ließ sich aber in seiner Arbeit nicht stören. Rasch verkaufte er nun sein Fleisch, als sie sich entfernt hatten.

19. Morolf als Krämer. (3806) Nach dreitägigem Aufenthalt hält er allerlei Krämerware feil, Bänder, Gürtel, Garn und dergleichen und nahm einen Kramkorb. Dann ging er ans Meer, wo er sein Schifflein fand, warf den Kramkorb von sich und fuhr auf dem Meere heimwärts.

Zweite Wiedergewinnung der Salme.

20. (3829) Nach halbjähriger Abwesenheit kam er zu Salman zurück, der ihn froh empfing, als er ihm die Kunde brachte, daß er sein Weib gefunden habe. Er beschreibt ihm das Versteck der Königin, Salman aber zeigte wenig Lust, ihretwegen noch einmal sein Leben zu wagen. Morolf aber will nicht vergebens gewallt sein, er erinnert den König daran, daß er ihr Leben in seine Hand gegeben habe. Das bestätigt Salman. Nun zeigte ihm Morolf den Ring Princians und sagte, der König möge nur daheim bleiben, er allein mit dreitausend Helden wolle die Königin wiedergewinnen. Herzog Friedrich erbot sich mit tausend Mann zu der Fahrt. Salman war es zufrieden und rüstete Morolf Heer und Schiffe aus. Nach vierzehn Tagen kamen sie nach Kastel. Dort wohnte eine Meerminne. Die mahnte

ihren Sohn Madelger, einen Zwerg, die Nebelkappe anzulegen und zuzusehen, wer da sei. Sie vermute, es sei Morolf. Madelger führte diesen sogleich in den Berg, und die Meerminne empfing ihn freundlich als seine Muhme. Er bat sie, ihm bei seinem Unternehmen zu helfen. Sie verhieß ihm darauf, durch sechs Zwerge bei Einbruch der Nacht den unterirdischen Gang zerstören zu lassen, wenn Princian bei der Salme sei. Am Morgen ging Morolf an die Klause und sagte, er wolle den Fingerring zurückgeben. Die Königin merkt, daß es Morolf ist. Da Princian durch den Gang entweichen wollte, fand er ihn verschüttet. Morolf mit den Seinen fing nun Princian und viele Heiden. Morolf dachte an des Königs Güte und schenkte ihm die Freiheit. Da floh er zu seinem Bruder Belian, dem er sein Leid klagte. Dieser besandte seine Mannen, zwölftausend Heiden, mit denen er gegen Morolf zog, indem er zugleich die Schiffahrt sperren ließ. Morolf ermahnte die Seinen zur Tapferkeit. Herzog Friedrich zeichnete sich aus, ferner ein alter Syrer, der schon vor Troja gekämpft hatte, und endlich Morolf selber. Gegen letzteren führte Belian einen kräftigen Schlag, so daß er strauchelte. Morolf aber spaltete ihm den Schädel bis an die Zähne. Princian und die anderen Heiden aber kämpften weiter. Gegen Abend ward ein Waffenstillstand verabredet. Des Morgens forderte Morolf den Princian heraus und verabredete mit ihm, daß der Sieger das Weib behalten solle, die anderen aber ungekränkt sollten abziehen dürfen. Geiseln wurden für den Vertrag gestellt. Ein Schlag Princians streckte Morolf zu Boden, doch Gott stärkte ihn mit Kraft, so daß er wieder aufsprang und dem Gegner das Haupt abschlug, das er der Königin mit Hohn in den Schoß warf. Da gab man die Geiseln heim. Nun kehrte Morolf nach Jerusalem zurück, wo ihn der König empfing. Diesem empfahl er die Frau zu baden, und als dies geschah in einer marmornen Wanne, öffnete ihr Morolf die Adern, so daß sie sanft starb. Salman war zuerst traurig, doch Morolf sagte, er wolle nicht umsonst gearbeitet haben. Darnach gab er dem Könige Fores Schwester zum Weibe. Die herrschte noch dreißig Jahre über Jerusalem (4210 V. = 783 Strophen).

---

6. Das Tierepos.

Heinrich der Glichezâre.

Daß die ältesten Stücke der Tiersage auf gelehrtem Wege durch die Geistlichen eingeführt sind, ist im ersten Bande dieser Sammlung gezeigt und damit Grimms Lehre von der Tierfabel, wonach die letztere auf dem Grunde der Naturbeobachtung allmählich sich gebildet habe und besonders von den Deutschen ausgebildet worden sei, verworfen worden. Eine andere Frage aber ist es, ob nicht doch vielleicht die auf gelehrtem Wege eingeführten Fabeln in irgend einer Weise den Boden zu ihrer Aufnahme im Volke vorbereitet fanden, und ob nicht doch aus indogermanischer Zeit her Anschauungsformen, Ausdrucksweisen, Gebräuche vorhanden waren, für welche die eingeführte Tierfabel als etwas Verwandtes erschien, als der glückliche Ausdruck dessen, was in jedermanns Seele lebte, bisher aber noch nicht sich zu adäquatem Ausdruck hindurchgerungen hatte. Fast sollte man dies meinen, wenn man sieht, mit welcher Schnelligkeit und in welch beispiellosem Umfang die Tiersage Verbreitung fand.

Es möge an dieser Stelle verstattet sein, die Entwicklung der Tiersage sowohl als Tierepos als auch als Fabel in kurzen Zügen zu verfolgen; ist sie doch bezeichnend für die Gestaltung der Sage überhaupt.

Im ersten Teile der hier zu besprechenden Entwicklung gehört die Tiersage noch durchaus den Geistlichen an und wäre somit im zweiten Teile dieses Bandes zu behandeln; allein da sich endlich auch ihrer der Spielmann bemächtigt und da wir ahnen, daß schon vor Heinrich dem Glichezâre die Tiersage im Volke weitbeliebt war, erscheint es wichtiger, ihrer hier zu gedenken.

Für den Zeitraum vom Anfange des elften (wohin wir die Prora und Puppisfabeln setzten) bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts haben wir nur dürftige Kunde von der Entwicklung des eigentlichen Tierschwankes. Doch daß er bestand und eifrig weiter gebildet wurde, steht fest. So finden wir die Tiersage zunächst in der Form der Fabel in Teilen der Prora, welche

1 f. dieser Sammlung, Bd. I, 2[illegible] — 11 ff. und 26. vorhanden waren, vgl. z. B. L. Laistner, AfdA XI, [illegible] — 30. wir, Bd. I, 2[illegible], 16. — 34 f. So ... Prora, E. Voigt, A XXIII, [illegible]

schon erwähnt wurden, ferner im sacerdos et lupus, in welchem Gedichte erzählt wird, wie ein altersschwacher Priester einen Wolf, der seinem Vieh nachstellt, in einer Grube fängt, dann aber selbst in dieselbe zu ihm hineinfällt. Er ist froh, als der Wolf, des angstvoll Betenden Rücken als Leiter benutzend, entkommt. Dieses Gedicht ist in der zwölften branche des roman du renard benützt, und scheint daher, ebenso wie der Unibos, in Frankreich entstanden zu sein. Letzteres Gedicht erzählt, wie ein Bauer, der, weil er es zu nichts hatte bringen und nie mehr als einen Ochsen hatte sein eigen nennen können, von seinen Nachbarn den Spottnamen Unibos erhielt, endlich gelegentlich des Verkaufs der Haut seines letzten Ochsen einen Schatz entdeckt. Er leiht sich ein Maß, um das Geld zu messen. Dadurch wird es dem Priester, dem Friedensrichter und dem Dorfmeier bekannt. Als sie erfahren, er habe das Geld durch den Verkauf der Kuhhaut bekommen, schlachten auch sie schnell ihre Kühe, werden aber von den Schustern auf dem Markte verlacht, als sie für das Stück drei Pfund verlangen. Nun wollen sie den Unibos töten; er aber weiß sie zu täuschen, indem er scheinbar durch eine Trompete sein Weib, die er mit Blut besudelt sich wie tot hatte hinlegen lassen, wieder in schönerer Gestalt aufweckt. Die drei kaufen ihm nun für viel Geld die Trompete ab und töten ihre Weiber, die es ihnen natürlich nicht gelingt ins Leben zu bringen. Nun kommen sie, alles Ernstes bereit den Unibos zu töten, der aber weiß sie glauben zu machen, seine Stute werfe ihm Geldstücke, und verkauft ihnen dieselbe für fünfzehn Pfund. Da sie sich auch hier getäuscht sehen, trachten sie ihm nach dem Leben, und da er kein Entkommen sieht, bekennt er den Tod verdient zu haben und bittet sich nur die Wahl der Todesart aus. So wird er gefesselt in eine Tonne gesteckt und soll ins Meer gerollt werden. Wie aus Reue über seine Sünde giebt er den dreien noch Geld zu seinem Leichenschmaus. Während sie sich lustig machen, kommt ein Schweinehirt zur Tonne, dem er einredet, er

1. sacerdos et lupus, beginnend: Quibus ludus est animo Et iocularis cantio Hoc advertant ridiculum, herausg. von Grimm, lat. Gedichte des 10. und 11. Jahrh. S. 340—42. Müllenhoff u. Scherer, Denkmäler 1. Aufl. XXV, S. 37 ff u. 317 f. Dümmler, A XV, 152; über gallus et vulpes bei Grimm a. a. O. S. 345 ff; s. Bd. I, 288, 25, Anm.; eine jüngere Form vgl. E. Voigt, kleinere lateinische Denkmäler der Tiersage aus dem 12. bis 14. Jahrh., Straßb. 1878, S. 35 und 111. — 8. Unibos, beginnend: Rebus conspectis seculi Non satiantur oculi; vgl. Grimm a. a. O. S. 354—80. Wackernagel, Littg. S. 95, Anm. 19.

sei hier eingeschlossen, weil er nicht habe Friedensrichter werden wollen. Den Willen bekennt der Sauhirt nun zu haben, und wenn weiter nichts dazu nötig sei, als sich in die Tonne einschließen zu lassen, so wolle er es wohl thun. Unibos spundet ihn ein und zieht mit den Schweinen ab. Die Tonne wird darauf ins Meer gestürzt. Ins Dorf zurückgekehrt, redet er seinen erstaunten Feinden ein, die schönen Schweine habe er aus dem Meere, und er wäre nie aus dieser glücklichen Gegend zurückgekehrt, wenn ihn nicht die Sehnsucht nach seinem Weibe getrieben hätte. Da stürzen sich die drei, in der Hoffnung, auch so schöne Schweine zu finden, ins Meer und ertrinken.

Diese Geschichte ist schon allegorischen Inhaltes, und deren begegnen uns noch mehrere in lateinischen Versen geschriebene in dieser Zeit.

Am Anfange des zwölften Jahrhunderts entstand das Gedicht de lupo, pastore et monacho an der unteren Loire, wo, wie Voigt durch ein Zeugnis einer geistlichen Urkundensammlung erwiesen hat, die Vorstellung vom Mönchswolf sehr beliebt war.

Der älteste Text (de lupo) hat folgenden Inhalt: Ein Schäfer stellt seinem Feinde, dem Wolfe, eine kunstreiche Falle, fängt ihn und will ihn töten. Der Wolf überredet ihn aber, ihn loszulassen, indem er ihm verspricht, an einem bestimmten Tage mit vierfachem Schadenersatz für die gemordeten Schafe zurückzukehren. Als Geisel soll ein junger Wolf zurückbleiben. Der Alte geht nun hin und sucht nach einer List, den Schäfer zu täuschen. Er trifft einen wandernden Mönch, läßt sich von diesem gegen ein Schaf, das er ihm schenkt, die Tonsur schneiden, die Kutte anziehen und über die klösterliche Ordnung unterrichten. Am bestimmten Tage kehrt er zurück, begrüßt den Schäfer mit dem mönchischen benedicite und macht ihm weis, daß er krank geworden und von einem Mönche zur Reue und Buße und zur Verachtung der Welt bekehrt worden sei und das Mönchsgewand genommen habe; darauf sei er sofort genesen. Jetzt sei er bereit zu sterben,

16. de lupo, pastore et monacho. herausg. von Grimm, Reineke Fuchs S. CLXXXV f. und 410—16 unter dem Titel Luparius, und von E. Voigt, kl. lat. Denkm. S. 1—23 und 58—80; vgl. Seiler, AA. V, 103 ff., der noch eine Fuldaer Hds. zu den von Voigt angeführten nachweist; und Voigt, A. XXIII, 483 aus einem cod. Laurent. — 17. Voigt a. a. O. S. 21. — 20. Der älteste Text ... Inhalt, nach Seiler a. a. O. Der Text beginnt: Sepe lupus quidam per pascua lata vagantes Arripuit multas opilionis oves.

da er nichts als Schadenersatz bieten könne. Der Schäfer, voll Ehrfurcht vor dem heiligen Manne, bittet ihn für alle Mißhandlungen um Verzeihung, erklärt, daß er ein doppelter Mörder sein würde, wenn er einen Mönch töten wolle, und läßt ihm auch den Geisel wieder frei. Nun eilen beide Wölfe fröhlich auf das Feld, und der Alte sagt: „Schafsfleisch ist süßer als Käse und Bohnen; eine Last auf mich zu nehmen, die ich nicht tragen kann, fällt mir nicht ein.“ Damit fällt er wieder über die Schafe her und raubt nach wie vor. Zufällig sieht ihn der Schäfer, wie er frißt, und ruft erstaunt: „Bist du von Sinnen? Besiehlt das die Regel des heiligen Basilius?“ Da spricht der Wolf die gewichtigen Worte: „Bald bin ich ein Mönch (und faste), bald ein Kanoniker (und prasse).“ Darauf geht er in den Wald und der Schäfer erkennt, daß er getäuscht ist.

Nun giebt es aber noch zwei Umarbeitungen. Die erste (Ovidius de lupo) ist aus einem vielfach glossierten Exemplare entstanden, in welches namentlich in 84 Versen ein Klosterbild eingelegt ist. Nachdem der Wolf nämlich die Tonsur empfangen, wird er als claviger aufgenommen und soll die Fische für die Mönche fangen. Dabei frißt er aber den Esel des Klosters, den er für einen Krebs, also für Fastenspeise, erklärt. Aus Furcht vor Strafe läuft er in den Wald.

Die zweite Umarbeitung (Luparius descendens in Avernum) schiebt ebenfalls ein wenn auch kürzeres Klosterbild ein. Als der Wolf vor dem Kloster heult, wird er eingelassen und zum Thürhüter gemacht. Wegen seiner Gefräßigkeit zum Schweinehirten erniedrigt, frißt er seine Pflegebefohlenen, bis er endlich weggejagt wird: semper natura quemvis trahit ad sua iura. Am Schlusse heißt es, daß er in die Hölle gekommen ist, nachdem noch zwei Schwänke, der eine mit Anschluß an Romulus, dem ursprünglichen Texte angehängt sind.

Auf Grund der Komposition der Handschriften hat man auf verschiedne Verfasser geraten: Hugo Metellus von Toul, Peter von St. Omer, Marbod von Angers, Hildebert von le Mans, doch ist für keinen ausreichender Grund vorhanden. Jedenfalls war der Verfasser ein Benediktinermönch, der in dem Gedichte

23 ff. Die zweite Umarbeitung ... Klosterbild ein, besonders gedruckt bei J. Grimm, Reinhart Fuchs S. 416 lupus monachus. — 30 der eine ... Romulus, Seiler a. a. O. S. 111.

sich über seinen eigenen Stand lustig machte, wie wir Ähnliches ja schon in der Ekbasis gesehen haben.

Den Glanzpunkt dieser Art der Tierdichtung stellt der Ysengrinus dar, und ihm schließen sich sich mehrere kleinere Gedichte: Brunellus, de Teberto mystico an in derselben Art. Aber da diese, wie ja auch schon die Umarbeitungen des Gedichtes de lupo bereits eine gewaltige Vermehrung des Tiersagenstoffes aufweisen, so wird es nötig sein, Ursache und Herkunft diese Zuwachses klarzulegen.

Es waren nämlich unterdessen die Fabeln des Phädrus und seines Nachfolgers Avianus bekannt geworden, doch wurden weniger die poetischen Originale als die prosaischen Paraphrasen derselben benützt. Eine solche Paraphrase des Phädrus ist schon in einer Weißenburger Handschrift des beginnenden zehnten Jahrhunderts in fünf Büchern erhalten. Ungleich wichtiger aber als diese wurde die Paraphrase, welche von Romulus für seinen Sohn Tiberinus geschrieben wurde. Wann dieselbe abgefaßt wurde, ist nicht festzustellen, doch da die älteste Handschrift noch dem zehnten Jahrhundert zuzuweisen ist, so werden wir die Mitte dieses Jahrhunderts ins Auge fassen dürfen. Diese älteste Fassung des Romulus enthält vier Bücher mit 83 Fabeln. Aus ihm floß besonders Steinhöwels Äsop (in der Fassung des Anonymus Neveleti), ferner die von Nilant herausgegebene Sammlung, in der indessen einige weitere Prosaauflösungen Phädrischer Fabeln hinzugesetzt (Anonymus Nilanti) sind, endlich auch fand ein engerer Auszug von 29 Fabeln in des Vincentius Bellovacensis speculum historiale und dann in anderer Folge im speculum doctrinale Verbreitung im Mittelalter. Bald aber entstand auch ein erweiterter Romulus in 110 und dann in 161 Nummern, von dem zuerst nur ein Bruchstück (der Romulus Roberti), dann aber zwei

10. Phädrus, vgl. Bernhardy, röm. Littg., 4. Aufl., S. 624. 630. — 11. Avianus, a. a. O. S. 625. 632. — 14. Weißenburger Handschrift, H. Oesterley, Romulus, die Paraphrasen des Phädrus und die Äsopische Fabel im Mittelalter, Berl. 1870, S. XII. — 16. Romulus, herausg. von Oesterley; vgl. K. L. Roth, die mittelalterl. Samml. deutscher Tierfabeln, Philol. I, 523 ff. — 18. älteste Handschrift, der codex Burneianus; Oesterley a. a. O. S. X ff. — 21 f. Steinhöwels Äsop, herausg. von H. Oesterley, Stuttg. 1873; vgl. Knaſt, P. XIX, 197 ff., welcher ausführlich die Litteratur behandelt und die französischen, englischen, niederländischen und spanischen Übersetzungen aufzählt. Goedeke, Littg. I², 369 f. — 23. J. Fr. Nilant, fabulae antiquae, Lugd. Bat. 1709; die Mehrstücke im Anhange von Oesterleys Romulus. — 24 f. Anonymus Nilanti, vgl. Bernhardy a. a. O. S. 633. Oesterley, Romulus S. XVIII ff. — 26. Vincentius Bellovacensis, a. a. O. S. XXI; auf S. XXII werden noch einige andere Handschriften mit Auszügen aus Romulus angeführt. — 28 f. erweiterter Romulus, Romulus S. XXXI f. — 30. Romulus Roberti, a. a. O. S. XXIX f.

vollständige Handschriften aufgefunden wurden, eine Göttinger (in 134 Stücken) und eine Berliner. In letzterer ist der Text in zwei Teile geteilt: 1—110, hactenus esopus, 111—161 quod sequitur addidit rex affr(ic)us. Die letzten 51 Stücke sind teils Wiederholungen von Paraphrasen, die bereits der Anonymus Nilanti, auch Steinhöwel und der codex Wissenburgensis bieten, teils neue Paraphrasen aus Avian und aus der disciplina clericalis des Petrus Alfonsi. Aus diesem erweiterten Romulus schöpften sowohl die in England im dreizehnten Jahrhundert dichtende französische Dichterin Marie de France, als auch der niederdeutsche Äsop der Wolfenbüttler Bibliothek und Gerhard von Minden. Außer diesem erweiterten Romulus besitzen wir aber auch eine Neubearbeitung des ursprünglichen Werkes in dem Anonymus Neveleti, so genannt nach seinem ersten Herausgeber, da der Verfasser, so verschiedene Namen man ihm auch mit der Zeit beigelegt hat, nicht bekannt ist. Jedenfalls ist derselbe noch in das zwölfte Jahrhundert zu setzen. Er hat nur die ersten drei Bücher des Romulus (also 60 Fabeln) bearbeitet, woran die aus ihm geflossenen Bearbeitungen leicht zu erkennen sind. Letztere sind besonders in Italien zahlreich, aber auch in Frankreich finden sich als Compilacio Ysopi mehrere Handschriften, oft durch Fabeln des Avian erweitert. Direkt aus Romulus fließt eine niederländische Bearbeitung des dreizehnten Jahrhunderts in 67 Fabeln.

Eine höchst wichtige Sammlung prosaischer lateinischer Fabeln ist die des Odo von Sherington (Odo de Ciringtonia) im

7. disciplina clericalis, E. Voigt, A. XXIII, 281 ff. — 10. Marie de France, Romulus ed. Oesterley S XXVII, herausg. von Roquefort, 2 Bde., 1819 20. K. Warnke, die lais der M. de Fr., Halle 1885; vgl. E. Mall, de aetate rebusque M. Fr, Halle 1867, und Z. f. rom. Philol. IX, 161. F. Liebrecht, ebenda I, 90. H. Warnke, ebenda IV, 223. L. Erling, die lais de Lauval. Kempten 1883. W. Hertz, M. de Fr, Stuttg. 1864. — niederdeutsche Äsop, herausg. von Hoffmann v. Fallersleben, Berl. 1870; vgl. G. XIII. 169 ff. Einzelnes in H. Oesterley, niederdeutsche Dichtung, Dresd. 1871, S. 29 ff. — 11. Gerhard von Minden, herausg von W. Seelmann, Bremen 1878; vgl. F. Wiggert, zweites Scherflein S. 28—70. Ph. Strauch, AA V. 239. Oesterley, niederd. Dichtung S. 26 ff. R. Sprenger, Ndd. Jahrb. 1878, IV, 98 ff. V, 188 u. im Ndd. Korrespondenzblatt, und Progr. Northeim, 1879. A. Lübben, Festgabe für Crecelius, Elberfeld 1881, S. 108 ff. Tamm, B. IX. 361. Goedeke I², 181. — 13 f. Anonymus Neveleti, Mythologica Aesopica Isaaci Nicolai Neveleti, Francof 1610 — 15 f. so ... beigelegt hat, Romulus, ed. Oesterley S. XXIV — 19 f. Letztere ... zahlreich, Oesterley, Romulus S. XXV. — 20 f. aber auch ... Handschriften, a. a. O. S. XXVI. — 22 f. niederländische Bearbeitung, Esopet, herausg von J. A. Clignett in Bijdragen tot de oude nederl. letterkunde, Gravenshage 1819 — 25. Odo de Ciringtonia, zuerst bekannt aus J. Grimm, Reinhart Fuchs S. CCXXI u. 466 f., dreizehn Stücke abgedruckt bei Mone, Anz. IV, 355 ff., einzelnes bei du Méril, poésies inédites, Paris 1854, vollständiger Abdruck einer unvollständigen Hds bei Oesterley in Lemckes Jahrbuch IX

Südosten Englands, welcher in Frankreich seine Bildung empfing. Sein um 1200 in England abgeschlossenes Parabelbuch läßt schließen, daß der Verfasser um 1150 geboren ist. Er benutzte namentlich den Romulus, ferner aber auch die Bibel, den Physiologus, Valerius Maximus, Plinius, Avian, Isidor, Joh. Damascenus und Petrus Alfonsi. Daneben aber erweiterte er Sprichwörter zu Fabeln und nahm aus dem bereits in reicher mündlicher Tradition befindlichen Tiersagenstoffe vieles auf. Die ursprüngliche Sammlung bestand wahrscheinlich aus 60 Parabeln. Die Handschriften seines Buches, das besonders für Reinhard von großer Wichtigkeit ist, erhielten mancherlei Zusätze. Besonders ist die im südlichen Frankreich entstandene Recension von Hosnedel zu nennen. Einige spätere Erweiterungen sind von Voigt veröffentlicht.

Auch das speculum sapientiae des Cyrillus aus Guidone in Neapel, welche auch unter dem Titel Gwidrinus vorkommt, enthält neben andern Geschichten auch Tiersagen und beweist, daß auch Italien seinen Teil zur Ausbildung des Tierepos beigetragen hat.

Auch die Fabeln von Baldo und Alexander Neckam im dreizehnten Jahrhundert gehen auf Romulus zurück.

Erwähnen wir nun noch eine große Anzahl einzelner lateinischer Fabeln in Versen und in Prosa, die sich hier und da verstreut finden, so haben wir damit das lateinische Vorratshaus erschöpft, aus welchem die mittelalterliche Sage ihre Stoffe holte, mit Recht können wir aber den an sich unscheinbaren und unbedeutenden Romulus als den Vater der mittelalterlichen Fabel in ihrer späteren Entwicklung betrachten.

Inwieweit nun neben diesem Stoffe noch indogermanische Überlieferung, über welche wir besonders in der Fabelsammlung des Bidpai Aufschluß gewönnen, in Betracht kommt, ist noch

(1868), S. 121 ff., besonders aber E. Voigt, kleinere lat. Denkm. S. 36—51 und S. 113 ff., der über die Handschriften und den Verfasser gehandelt, sowie zwanzig Stücke hat abdrucken lassen; endlich E. Voigt, A. XXII, 387 f. und A. XXIII, 283—307, wo er die Quellen und die Anordnung behandelt; vgl. noch Seiler, AA. V, 120 f.

12. Hosnedel, Voigt, kl. Dkm. S. 39. — 13. Voigt, kl. Dkm. S. 51 u. 133—38. — 14. Cyrillus aus Guidone, die hierher gehörigen Stücke bei Voigt, kl. lat. Dkm. S. 139—46; über die Handschriften und Drucke des Ganzen s. Voigt a. a. O. S. 51—57; über den Verf. S. 57 und A. XXIII, 283; vgl. auch Dobrowsky, Gesch. der böhm. Spr.², S. 295. Deutsch bearbeitet wurde das Buch 1571 durch Daniel Holtzmann, vgl. Goedeke II², 454. Über Kirchhoffs Wendunmut vgl. Oesterleys Ausg., Tüb. 1869, und Goedeke I², 454. 470 f. — 19. Fabeln ... Neckam, herausg. von E. du Méril, poésies inédites, Paris 1854. — 21 ff. lateinischer Fabeln ... verstreut finden, einzelne sind gedruckt bei J. Grimm, Reinhart Fuchs S. 418—31. E. Voigt, kl. lat. Dkm. S. 147—50. — 30. Bidpai, Wolff, Übersetzung des Bidpai. Benfey, Pantschatantra; vgl. dazu

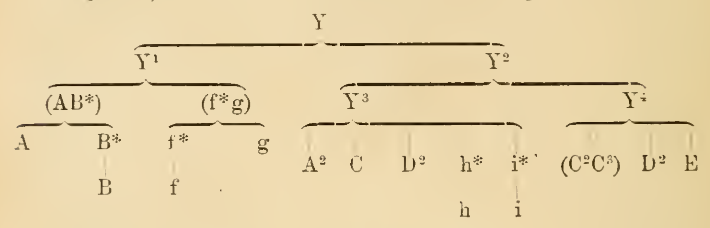
nicht ausreichend untersucht. Sicher ist, daß eine mündliche Tradition vorhanden war und auch solche Epen wie Ysengrinus und Brunellus, welche in freiem Überblick mit der Sage schalten, von Reinhard und seinem Gefolge ganz zu schweigen, setzen eine solche voraus. Die indische Sage hat auch im Mittelalter noch neuen Einzug in Deutschland gehalten, indem sie über Spanien durch Bücher wie die disciplina clericalis des Petrus Alfonsi hereindrang und zu den Zeiten der Kreuzzüge den deutschen Kreuzfahrern noch unmittelbarer überliefert wurde.

Der Ysengrinus (oder Reinardus vulpes, wie ihn Mone nannte) steht nun mitten in diesem gezeichneten Entwicklungsgange lateinischer Paraphrasen Äsopischer Fabeln und kann nur auf Grund derselben verstanden werden. Das vollständigere Gedicht ist uns nur in vier Handschriften erhalten, A einer Lütticher aus St. Trond aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; B einer Pariser n. 8494 aus dem vierzehnten Jahrhundert; C einer Brüsseler 2838, die nur teilweise erhalten ist; D der Pommersfelder Handschrift 2671 aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts; E eine jüngere Lütticher Handschrift aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts; f enthält einen Auszug der Genter Handschrift 267 unter dem Titel: proverbia Ysengrini; g eine Handschrift in Douai (371) enthält auch Verse unsres Gedichtes; h eine Berliner Handschrift ms. Diez. 13. Santen. 60 aus dem vierzehnten Jahrhundert enthält unter der Rubrik „flores auctorum" auch Sprüche des magister Nivardus de Ysengrino et Reinardo; i eine Berliner Handschrift cod. theol. fol. 381 enthält auch flores Isengrini aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Einzelne Verse sind auch in den Handschriften Douai 292 (k), Straßburg

O. Keller, über die Geschichte der griechischen Fabel. Jahrbb. f. klass. Philol. IV, 321. 318 f. Weber, indische Studien III, 361.

7. disciplina clericalis des Petrus Alfonsi, ed. Schmidt. — 10. Ysengrinus, Isengrim bedeutet Eisenhelm und Reinhart der sehr Harte. — 13 f. Das vollständigere Gedicht, Ausg.: Reinardus Vulpes, carmen epicum seculis IX. et XII. conscriptum, ad fidem codd. mss. edidit et adnotationibus illustravit Franc. Jos. Mone, ed. princeps, Stuttg. et Tubing. 1832. Ysengrimus, herausg. und erklärt von Ernst Voigt, Halle a. Saale 1884; zur Erklärung vgl. noch J. B. Bormans, Notae in Reinardum Vulpem, Gandavi 1836/37, 3 Hefte. — 14. vier Handschriften, beschrieben bei Mone S. 300 ff., besonders bei Voigt S. III ff. — 17 f. Brüsseler 2838, vgl. Mone, Anz. IV, 456. — Pommersfelder Hds., Bethmann, Serapeum VI, 35. Archiv IX, 539. — 20 f. Genter Hds. 267, J. W. Willems, Belg. Mus. IX, 227 ff. Snellaert in Willems' Reinaert, 1850, S. 393 ff. — 21 f. eine Hds. ... Gedichtes, Mone, Anz. IV, 465 f. — 23 ff. Berliner Hds. ... Reinardo, Bethmann, Archiv VIII, 854. Schneidewin, Martial I, S. LXVII. R. Peiper, Aulularia S. XIV f. — 26. Berliner Hds. cod. theol. fol. 381, Pertz, Archiv VIII, 843 f. — 27 f. Einzelne Verse, Mone, Anz. IV, 466 ff.

C 105 (l), Wolfenbüttel cod. Helmst. 185 (m) sowie in Alberts von Stade Troilus vom Jahre 1249 erhalten. Das Verhältnis dieser Handschriften unter einander erläutert Voigt.



Als Verfasser wird in der Handschrift h ein magister Nivardus genannt. Nach Voigts Untersuchungen wäre derselbe im ersten Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts an der deutsch-belgischen Grenze aus edlem Geschlecht entsprossen, im Kloster St. Peter zu Gent unter Abt Arnold I. zum geistlichen Stande erzogen, hätte dann zu Paris studiert, wo er unter anderen Obizo, nicht aber den damals (1121—36) abwesenden Abälard hörte, und wäre nach einer Wanderung durch Nordfrankreich, die Niederlande und den Nordwesten Deutschlands nach Gent zurückgekehrt, wo er Domherr und Scholastikus an der Kirche St. Pharahildis wurde und in dieser Stellung den Ysengrinus gegen Ende des Jahres 1148 abschloß. Dieses letzte Datum ergiebt sich besonders daraus, daß im letzten Teile bereits die furchtbaren Ereignisse, die das Scheitern des zweiten Kreuzzuges bezeichneten, als bekannt vorausgesetzt werden; begonnen mag das Werk um 1146 sein.

Was den Wert des Gedichtes angeht, so ist derselbe nicht gering anzuschlagen. Konnten wir bei dem Dichter der Ekbasis noch einen sklavischen Anschluß an klassische Vorbilder bemerken, so schaltet Nivardus in freier Sicherheit mit der Rede. Zwar finden sich Anklänge an Lucan, Juvenal, Statius, Boetius, Cato, besonders Horaz und Virgil, und am häufigsten an Ovid, allein es sind das nicht sklavische Entlehnungen, sondern gern gepflegte Erinnerungen eines vielbelesenen Mannes aus seinen Lieblings-

1 f. Alberts von Stade Troilus v. J. 1249, herausg. von Merzdorf. — 3. Voigt a. a. O. S. CXLVII, wobei A⁵ die in A im 14. Jahrh. nachgetragnen Varianten, D¹ die Teile I. 407—650 und V. 469 bis Schluß, und D² den Rest des Textes in D, C² und C³ Zusätze in C¹ von einer Hand des 14. Jahrh. bezeichnen. — 4 f. Als Verfasser . . genannt, J. Grimm, lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh. S. XIX, Anm. — 5. Nach Voigts Untersuchungen, a. a. O. S. CXIX.

dichtern. Der Stil ist volkstümlich und erinnert bisweilen in seinem beteuernden hoc dico, ego dico (vgl. ih sagên iu zewâre), in seinen Beteuerungen und Flüchen, und in den ungeschminkten Bezeichnungen natürlicher Dinge an den Spielmannston. Der Dialog ist höchst gewandt und weiß sicher sein Ziel zu erreichen. Besonders schmücken ihn sprichwörtliche Stellen. Die Anlage zeigt von großer Klarheit und nicht gewöhnlichem Geschick. Voigt hat eine doppelte Periodeneinteilung für die Entwicklung der Tierfabel in Deutschland vorgeschlagen. Er unterscheidet a. eine symbolisch-didaktische oder allegorische (mit dem Hauptwerk der Ekbasis), b. eine humoristische, c. eine satirische; und später besser a. eine produzierende, b. eine krystallisierende Periode. Die produzierende Periode teilt er wieder in zwei Unterabteilungen, die erstere geistlich, von Mönchen getragen, mit dem Wolfe, die andere weltlich, von fahrenden Klerikern und Spielleuten gepflegt, mit dem Fuchse als Hauptperson. Voigt erblickt in unsrem Gedichte die Krone und den Gipfel der älteren klösterlichen Ära des mittelalterlichen Tierschwanks. Indem wir uns diese Einordnung aneignen, müssen wir jedoch hervorheben, daß die Verspottung des geistlichen Standes und der in demselben hervortretenden Gebrechen, der kecke, dem geistlichen Ernste wenig entsprechende Ton, sowie die oben erwähnten stilistischen Eigenheiten das Gedicht schon stark die Übergangsstellung zu der Kleriker-Spielmannsperiode hervorkehren lassen.

Der Inhalt desselben ist der folgende:

B. 1—528 die Schinkenteilung.

a. 1—118. (Der Fuchs vom Wolf gefangen und verhöhnt.) Isegrim, giftig auf Reinhard, der ihm Frau und Kinder beschimpft hat, trifft diesen im Wald und erklärt ihn für gute Beute.

Non me hodie primum perfida vidit avis.

Verblümt verkündet er, daß er ihn in seinem Bauch beherbergen wolle nach einer Physika, die ihm nicht sein Lehrer Obizo lesen müsse, sondern die in seinen Zähnen geschrieben stehe. Er wolle nicht lange drohen, denn

6. Die Anlage, Voigt a. a. O. S. LVIII. — 9. Er unterscheidet, AA. V, 98. — 11. und später, Ysengrinus S. LXXXIX. — 24. Der Inhalt, eine Analyse bei Grimm, Reineke Fuchs S. LXXI ff. Nach Grimm ist der Inhalt auch wiederholt von Genthe, deutsche Dichtungen des Mittelalters II, 373. Goedeke, deutsche Dichtungen im Mittelalter S. 592 f.: selbständig ist er ausgezogen von Mone, Morgenblatt 1831, Nr. 224 f. Raynouard, Journal des savants 1834, Juli, S. 9 ff.

41 Insanit quicumque minis efflaverit iram,
Hostem praemunit, qui timuisse facit,
Tutus it in clades, timidum sollertia servat,
Dissimulans odium promptior ultor erit;

allein er solle in seinen Bauch reiten, wie Jonas in den Walfisch. Grausam treibt er noch sein Spiel mit ihm, während der Fuchs sich weit hinweg wünscht. Nur um drei Worte bittet letzterer, und Isegrim, an seiner Angst sich weidend, sucht zu erfahren, was er denn wisse. Reinhardus sucht ihn schlau hinzuhalten, erkundigt sich nach des Wolfes Hausfrau und den Neffen und macht ihm gelinde Vorwürfe, daß er so grob ist. Er sei doch ein zu kleiner Bissen. Zwar würde er sich den Aufenthalt in dem Magen des edlen Wolfes zur Ehre anrechnen, allein letzterer hätte doch zuviel Schaden davon, wenn er seinen Rat entbehren müßte. Er könne ihm noch viel nützen in Zukunft — nein jetzt! Denn schon sieht er den Bauer kommen.

b. 179—354. (Der Fuchs jagt dem Bauer den Schinken ab.) Der führte einen Schinken auf dem Rücken, und den verspricht ihm Reinhardus. Isegrim läßt nun ab ihn zu zausen, doch will er ihm noch nicht trauen:

195 Laetificare solet stultum promissio dives,
Nescio promissis credere, credo datis.

Reinhardus aber sagt, er solle nur zugreifen:

— quis praesul, quis sumere rennuit abbas?
Sumere lex media est, regula rara dare.

Er wolle ihm den Schinken verschaffen, das verstehe er:

Saepe ebetes magni, subtiles saepe pusilli;

doch bedinge er sich ein Viertel davon aus, und der Wolf verspricht ihm sogar die Hälfte. Der Fuchs bittet nun um Urlaub zu gehen, Isegrim aber sagt: „Selbst wenn du eine griechische Weide oder dänische Nonne wärest (beide gab es damals nicht), so würde ich dir kein gutes Wort geben. Gehe hin — velim nolim — und bekommst du den Schinken nicht, so sei so gut und komm wieder.“ Der Fuchs stellt sich nun hinkend, der Bauer möchte ihn gerne lebendig fangen, und da ihn der Schinken hindert, wirft er ihn ab. Reinhardus weiß ihn hinwegzulocken, ja er läßt

sogar, um ihn am Rückschauen zu hindern, den Bauer herankommen. Schon greift der nach dem Messer, um ihm das Fell abzuziehen, beide ringen mit einander, immer wieder entwischt der Fuchs wie ein Aal. Endlich, als er den Wolf mit seiner Beute in Sicherheit weiß, springt auch er davon, und ein: Gehe zur Hölle, vierfacher Satan! ruft ihm der Bauer nach. Der Fuchs tröstet ihn mit höhnischer Rede.

c. 358—528. (Der Fuchs lehnt den für ihn aufgehobenen Teil, das Krummholz, ab.) Isegrim hatte unterdessen den Schinken aufgefressen und sogar schon das Weidenband benagt. Aus vorsichtiger Entfernung fragt der Fuchs nach seinem versprochenen Anteil, der Wolf aber schwört bei seinem grauen Haare, er habe für Reinhard nichts anderes als die Weidenrute, um ihn aufzuhängen. Der Fuchs aber sagt, der Weidenzweig gebühre dem, der hängen wolle, worauf der Wolf entrüstet entgegnet, er habe im Verhältnis ganz recht geteilt:

Tundatur ferrum, dum novus ignis inest;
Res est forma rei, factis facienda notantur,
Et nichil est, quod non mentis acumen alat;

die seinem großen Magen entsprechende Hälfte müsse natürlich größer sein, als die für den kleinen des Fuchses passende; ihm sei der Schinken nicht genug, wie das ganze, unbenagte Weidenband dem Fuchse genug gewesen wäre. Jedes bischöfliche Sendgericht würde das billig finden und sagen: der fromme Wolf, unser Bruder, hat recht, nicht der Fuchs, der sich unter den Laien umhertreibt, denn der Fuchs hat ja dem Wolfe den Schinken gar nicht gegeben, wie er versprochen, sondern der Wolf hat ihn zufällig gefunden, da er, unbekümmert um den kommenden Tag, beim Glockenläuten zur Zeit des Mittagessens daherkam, Reinhard aber habe die von der Regel bestimmte Stunde versäumt und dürfe nun nicht mehr fordern, als den ihm zukommenden Teil, die Rute. So würde das Gericht sagen, und außerdem könne er die Rute so schön zum Binden einer zukünftigen Beute brauchen. Reinhardus macht gute Miene zum bösen Spiele, denn der Mächtige kann alles:

Peius agit, qui plura potest, luit omnia pauper,
Scit sibi fautorem dives adesse deum.

Der Wolf ist jetzt befriedigt, aber den Fuchs wurmte das Unrecht um so mehr, denn:

> Exspirata minis rabies cor lenius angit,
> Interit erumpens, permanet ira latens.

C. Fischer- und Feldmesserfabel.

a. 529—1064. (Der Wolf als Fischer im Eise gebannt und zerbleut.) Reinhard sann nun auf Rache, Gelegenheit dazu bot sich bald. Der Alte, da er dem Fuchs begegnete, redete ihn freundlich und verwandtschaftlich an, fragt, ob er nichts bringe, jetzt wolle er ihm auch immer ohne Betrug sein Teil geben. Reinhardus aber sagt, er solle nur erst sein erstes Versprechen halten, wenn er einen zweiten Schinken haben wolle; denn:

> fraus acta minatur agendam.

Hätte er das erste Mal ehrlich gehandelt, so hätte er jetzt einen zweiten, noch besseren Schinken bekommen; aber man muß sich vorsehen:

> cras hodieque sumus quod fueramus heri.

Er rät ihm daher, ein mehr geistliches Leben anzufangen, die Fleischspeisen zu meiden und Fische zu essen. Dem Wolf ist es recht, wenn er nur zu essen bekommt, und will ergeben alles thun, nur nicht geben, nicht Maß und nicht Treue halten. Diese drei Dinge verböten ihm seine Grundsätze. Daß er gefräßig sei, sei eine Verleumdung, denn er äße auch nicht mehr als den Bauch voll; er raube auch nur, weil er gehängt werden würde, wenn er bettelte. Auf Fleisch verzichte er sogar gern, wenn er etwas Besseres haben könne. Damit ist der Fuchs einverstanden. Nur Fleisch solle er nicht essen; sonstige Sünden verzeihe er gerne, da er sich selber nicht rein wisse. Nun wisse er einen Weiher mit so vielen Fischen, daß, wenn irgendwo, der Wolf hier satt werden müsse. Der Wolf kann es nicht erwarten, dahin zu kommen, und Reinhard geht voran. Ist's noch weit? fragt Isegrim, und als Reinhard mit der Antwort zögert:

> Nescis quod cupidos segnia lucra necant?
> 633 Tarda magis cupidos, quam perdita lucra molestant.
> Nonne fui monachus? — —
> Plus claustri pietas furit impietate lupina,
> Dico satur: „satis est,“ monachus usque: „parum est.“

Antea peccabam, quotiens violenter agebam,
Et veniam raptus non habuere mei;
Sacra cuculla michi simul est accepta, suumque
Exemplum fratres edocuere boni.
Protinus illicitum caepit licitumque licere
Et nichil est vetitum praeter egere michi.

Nun sagt der Fuchs, bis zum Abend hätten sie zu gehn, aber um Mitternacht hätten sie, wenn's Glück gut ist, so viel Fische zu ziehen, als man fahren kann. Isegrim aber meint, zu viel solle es ihm so leicht nicht werden. Es war eine kalte Februarnacht, die sogar die Donau zum Frieren gebracht hatte. Der Fuchs stellt den Wolf an eine frisch durchbrochne Stelle im Eise und heißt ihn seinen Schwanz hinein halten, da kämen sie alle: Lachse, Störe, Hechte, Aale, Barsche, zwar sehr viele, aber für ihn, den Wolf, doch eine Kleinigkeit:

Viribus aequa solet non frangere sarcina collum,
Obviat immodicis ausibus usque labor.
Lucratur temere, qui perdit seque lucrumque,
Interdum lucris proximi dampna latent,
Ne capiens capiare, modum captura capescat.
Virtutum custos est modus atque dator.

Diese Mahnung zur Vorsicht aber schlägt der gierige Wolf in den Wind. Er kennt keine Rücksichten, ihm gilt der Grundsatz:

Quo buccella michi minor est, hoc tristius intrat,
Res brevis est Satanae, copia plena dei.

— — — — — — — — —

Proximitas quaedam est inter cupidumque deumque:
Cuncta cupit cupidus, praebet habetque deus.

Der Fuchs warnt und sagt, er habe das Seinige gethan, der Wolf müsse nun wissen, wie weit er zu gehen habe:

Perfectus sapiens absque docente sapit.

Er wolle sich einen Hahn holen, der Wolf solle nur nicht zu viel wollen. Als der Tag anbricht, holt sich Reinhard, um das Volk herauszulocken, den Hahn des Pfarrers, der an der Kirchthür stand, während die Gemeinde den Umzug hielt. Pfarrer Bovo vergißt sein Salve festa dies; was habe es ihm genützt, daß der Bischof

nicht, wie er gedroht, die Amtssuspension über ihn verhängt habe, jetzt habe der Fuchs davon Vorteil, er hätte lieber dreimal neun Messen schweigen wollen. Er ruft alle auf, für die er noch beten soll, und mit Stöcken eilen sie dem Fuchse nach, der Küster mit Kelch und Leuchtern, der Fuchs aber leitet sie zum Wolf, dem er sagt: Komm, es ist Zeit, komm rasch. Der aber läßt sich nicht schrecken, denn es ist ja noch kein Erdbeben oder jüngstes Gericht. Der Fuchs macht sich davon, und jetzt will Isegrim auch nach, aber kann nicht. Vergebens mahnt er den Fuchs, ihm zu helfen, indem er sagt:

Pondus amicitiae tristia sola probant.
Pura fides etiam personam pauperis ornat,
At fraus purpuream privat honore togam.

Er habe nicht geglaubt, daß er so viele fangen würde, die Last sei zu groß. Aber der Fuchs läßt sich auf nichts ein, denn

Fortunam misero non vult coniungere felix,

und er berechnet auch:

Non ego diffiteor curam pietatis agendam,
Si non pluris emit, quam valet, auctor eam.

So möge nun der Wolf für heute wieder den Anteil für sie alle beide in Empfang nehmen. Aber noch einmal kehrt er höhnend zurück und sagt: Der Pfarrer kommt mit dem Volke und will dir die Glatze neu scheren, wir froh wirst du sein über Gottes Gnade, wenn das geweihte Wasser wieder dein Haupt benetzt:

Qui sapit, hic valeat; stultus se tradit, ut illi
Nec deus auxilium nec dare curet homo.

Trotz alles Rufens eilt Reinhard davon und höhnt noch, daß er so unglücklich hänge, wie der Februar zwischen Januar und März. Er giebt ihm mit reichlichem Zins den heuchlerischen Hohn von ehemals zurück, denn was könnte der Wolf nicht später alles von ihm aussagen, wenn er ihm hülfe? Er hätte ihn ohne Not geschreckt, hätte ihn die gefangenen Fische aufgeben lassen. So solle er nur ruhig bleiben, seine Lektion habe er ihm gelesen, und er solle nur hinzufügen: Tu autem, wie es der Rektor am Schlusse eines Stückes zu thun pflegte. Nun kommen auch schon die Verfolger heran. Der Pfarrer meint zuerst, der Dieb sei ihm ent=

gangen, und klagt Gott und alle Heiligen sowie die Mutter Gottes an, daß sie ihn im Stiche ließen, bis sie den Wolf sehen. Frohlockend verhöhnen sie nun den Isegrim, in dem sie den lange gesuchten Fischdieb entdecken, und bestimmen ihm Schläge. Der Wolf in seiner Angst sucht nach Rechtfertigung, Schläge wolle er nicht, möchten es selbst geistliche sein, ein Wolf lebe doch ein ganzes Jahr sichrer unter tausend Schafen, als bloß einen Tag mit vier Bauern, den Schafen wolle er Messe lesen und ihnen den blutigen Friedenskuß geben, er zähle auch richtiger die Schafe, als der Bauer, denn dieser sage: 1, 2, 3 und mache mehr daraus, er aber 3, 2, 1 und komme auf Null mit der Herde. Was helfe ihm nun sein Wissen? Die Bauern fragten nun, ob er Frühstück wolle, und schieben es, da er schweigt, auf Bescheidenheit. Pfarrer Bovo aber sagt, der Wolf sei Abt gewesen und sage das benedicite vor der Mahlzeit. Bovo trillert ihm nun mit dem Meßbuch das erste benedicite um die Ohren, und die anderen alle dringen nun auf Isegrim ein, und es erschallen klatschende Schläge wie beim Walker.

b. II. 1—158. (Der Wolf verliert den Schwanz und wird frei.) Als alle schon ermüdet nachlassen, weigert sich noch Aldrada, des Pfarrers häßliche Köchin, der eilf und ein halber Zahn fehlen. Ihr hat er den guten Gänserich Gerardus und die gute Henne Teta geraubt, und jetzt hat sie keinen sehnlicheren Wunsch, als daß er hundert Köpfe hätte, die sie ihm mit der Axt abschlagen könnte, aber: plus habito dare nemo potest, so will sie sich mit dem einen begnügen. Damit schlägt sie nach dem Kopfe, der Wolf aber weicht aus, vielleicht weil er mit den Schafen Mitleid hatte, die in ihm ihren Beschützer verlieren, und das Beil fliegt ins Eis. Der Wolf streckte alle Vier in die Luft, Gott um Hilfe zu bitten, und Aldrada will ihm den Rest geben. Vorher ruft sie die Heiligen an, den heiligen Hosianna und seine Frau Excelsis, die heilige Anna, die heilige Halleluja, die Frau des Petrus, die heilige Helpuara, die heilige Notburgis, die heilige

22 Gänserich Gerardus, über diesen Appellativnamen vgl. Grimm, Reineke Fuchs S. CCXXIII. Mone, Anz. III, 1?8. Bormans zu III, 15. — 23. Henne Teta, ein alter Name für Geflügel; vgl. Grimm, Reineke Fuchs S. 238 f. Voigt S. LXXVII. Anm. 7. W. Wackernagel, voces variae anim. S. 94 f. 97 f. — 31 f. Frau Excelsis, lächerliches Mißverständnis aus dem Trishagion der Messe, welches schließt hosanna in excelsis! hre sei Gott in der Höhe!; vgl. Voigt Anm. S. LXXX. — 32 f. Frau des Petrus, ein ebensolches — 33. h. Helpuara, Begleiterin der h. Oda. — h. Notburgis, Tochter Pipins von Heristal und der h. Plektrude.

Brigitte, die Patronin aller Gänse, und besonders den treuen Celebrant, dem der heilige Peter Rom verdankt, die heilige Pharaildis, die früher Herodias hieß,

sed sancti faciunt qualiacumque volunt,

dazu betet sie 2 Paternuster, 3 Credinde, 5 dei paces, 4 miserele, oratus fratres, paz vobas und deu gracis, als sie dann mit lautem Geschrei, so daß das Volk und sie selbst erschrickt, in ihrer Hast die Waffe nicht ganz umklammert, schlägt sie dem Wolfe nur den Schwanz ab, fällt aber selbst darnach auf die Kniee, ohne daß doch noch der Bischof Isegrim das „flectamus genua“ gesungen hätte, und mit dem Gesichte auf des Wolfes Hinterteil:

Anus anusque pavent, sed magis anus anu.

Der Bischof aber, unbekümmert, ob es auch rechte Zeit ist,

Pontificem tali miror abisse modo!

ohne auch nur Ablaß erteilt, ohne überhaupt an Binden und Lösen, oder an die gottesdienstlichen Formen gedacht zu haben, springt über Hälse und Arme des Volkes davon.

c. II. 160—688. (Der Wolf als Feldmesser.) Isegrim, ganz zerschlagen, schwört bei der wunderthätigen Säule des heiligen Gereon sich an Reinhard zu rächen. Dieser hört das aus seinem Schlupfwinkel, kommt heran und bemitleidet den Wolf wegen seines zerrissenen Mönchskleides, der Widder Joseph habe ein besseres, das müsse er sich holen. Diese Worte stimmen den Wolf schon etwas milder, denn schlimmer noch als seine Wunden peinigt ihn der Hunger. Der Fuchs entschuldigt sich nun, der Wolf habe selbst durch seine Gier alles verschuldet. Er sei erst entwichen, als er meinte, daß alle bösen Geister des Klosters auf Isegrim, den Ausreißer, losgelassen wären, und weil er gefürchtet habe, nun selbst auch Mönch werden zu müssen. Er habe gemeint, der

2 f. Celebrant, in der praefatio der Messe heißt es, nachdem alle Engel, Herrschaften, Gewalten, Mächte der Himmel und Seraphim genannt sind: socia exultatione concelebrant, diesen faßt sie auch als Heiligen, er wurde für einen Fisch gehalten, auf dem das Erdreich steht; wird er bei der Messe einmal nicht genannt, so kehrt er sich um und ruft ein Erdbeben hervor; vgl. Köhler, G. XIII, 309. XXVIII, 9. 512. Schade, altd. Wb. 1242 f. Voigt S. LXXX, Anm. — h. Pharaildis, Patronin von Gent, deren Attribut eine Gans ist. — 5. Credinde, Credo in deum. — dei paces, da pacem. — miserele, miserere nobis. — 6. oratus fratres, orate fratres. — paz vobas, pax vobis. — deu gracis, deo gratias. — 22. Widder Joseph, der Widder heißt Joseph nach Ps. 79 (80), 2: qui deducis velut ovem Joseph, welche Stelle mißverstanden ward; vgl. Voigt S. LXXVI, Anm. 9.

Wolf würde nun Abt von neun Klöstern werden und seinen Bauch jetzt füllen können. Nun, da er verstümmelt sei (ein großer Fisch habe ihm den Schwanz abgebissen), solle er das als eine Fügung Gottes betrachten. Was seinen Hunger angehe, so seien nicht ferne von hier vier Brüder: Joseph mit acht, Bernhard mit sechs, Colvarianus mit vier und Belinus mit zwei Hörnern, Widder, wie sie ganz Friesland nicht größer kenne. Diese haben um ein Grundstück einen Streit, den solle der Wolf entscheiden, da er ein gewandter Geometer sei. Mit der Wolle könne er sein Fell ausflicken, vom Fleisch werde wohl nichts übrig bleiben. Sie gehn, Isegrim aber hat Bange vor ihren Hörnern, auch fühlt er sich nicht allzu sicher als Geometer. Aber Reinhard spricht ihm Mut ein, während die Widder nicht wissen, was sie thun sollen. Der Wolf fragt sie aus, wer sie sind, und als Joseph ausführlich antworten will, ermahnt er ihn, sich kurz zu fassen, und Joseph bittet ihn nun, Schiedsrichter zu sein. Der Wolf beklagt nur, daß sie so bewaffnet seien, und bestellt sich zuerst ein Mahl für seinen hungrigen Magen. Da sie behaupten, für ihr Gebiß passe nur weiche Grasnahrung, läßt er sich ihre Zähne zeigen, und nun erst faßt er wieder Mut, da er ihr unschuldiges Gebiß sieht, und meint zum Fuchse, wenn er im Kloster stets solche Brüder gehabt hätte, wäre er nie davon gelaufen. Er dankt dem Fuchs und sagt, was auch die vier ihm anthun mögen, er wolle es verzeihen. Darauf zeigt er ihnen auch seine Zähne, mit denen er Knochen wie Butter zerbeißt. Die Widder, vor Schrecken starr, wagen sich nicht zu rühren, und Joseph fragt, was er denn mit solchen Zähnen wolle? damit könne man ja Heu schneiden, und der Wolf meint, solch Buschwerk, als sie auf dem Kopfe trügen, pflege er damit zu fällen:

> Hinc et ab antiquis cognominor Ysengrimus
> Corniseca.

Belinus aber meint: was soll der Mönch mit dem Fleische? sein zerrissenes Kleid passe besser zu seinem Stand; Isegrim aber meint scherzend, sie hätten, wovon er es ausbessern könne; vielleicht fische er doch noch:

5 f. Bernhard, Grimm, Reineke Fuchs S. CCLVI. — Colvarianus, d. i. der Ohrlose, vgl. Grimm, Reineke Fuchs S. CCXXXIV. Voigt S. LXXVII, Anm. 16. — 6. Belinus, d. i. hyalinus, von der weißen Wolle; ursprünglich = belier: Grimm, Reineke Fuchs S. CCXXXIV. Voigt S. LXXII, Anm. 6.

aer post nubila candet,
Orbita fortunae ducit utroque rotam.

Jeder von den vieren soll etwas zu seiner Ausstattung beitragen, Joseph für die Löcher an den Seiten, Bernardus für den Schwanz, Belinus für die Platte, und Colvarianus soll ihm ein härenes Gewand liefern, kein anderer solle es haben und gäbe er dreimal neun Pfennige dafür, denn Non omnes homines convenit esse pares, er wisse recht gut, daß sie es nicht gern thäten, so wolle er jedem seine Haut lassen, er behalte aber, was drin ist:

Non mereor laudem tam mediocre loquens?

also sollen sie sich nur beeilen. Belinus, unerschrocken, entgegnet, wenn das Glück ihm hold sei, solle er nur nehmen, was er begehre,

Sed nescimus adhuc, cui praeparet alea lucrum,
Fortuna varias distribuente vices.

Nun wird der Wolf zornig und meint, es sei Essenszeit, ja in seiner Kehle sei sie sogar schon vorüber. Joseph sagt bedenklich zu seinen Brüdern:

Causa levis fit saepe gravis sub iudice pravo,

so fürchte er, ihr Stündlein sei gekommen, wollten sie seinen Rat hören, so sollten sie von den vier Seiten des Ackers mit den Hörnern auf den Wolf zulaufen und zugleich bei ihm ankommen. Nun sagt der Wolf, es sei genug beraten, er habe Hunger,

Praeter enim sibimet non studet alvus egens.

Da meint der eine Widder, er solle doch erst ihren Streit schlichten, es wäre doch schrecklich, wenn beim Essen das Zusammenstoßen der Hörner ein Erdbeben erzeugte. Er schlägt vor, der Wolf solle in der Mitte stehn als Bannzeichen, sie sollten auf ihn zulaufen, und wer darüber hinauszulaufen wagte, solle ihm als rechtmäßiger Fraß zufallen. So stellt sich Isegrim in die Mitte und der Fuchs schaut zu. Die Widder stürzen auf jenen zu, und wäre alles richtig zugegangen, so wäre Isegrims letzter Tag dagewesen, so aber blieb diese Aufgabe dem Schwein Salaura aufbewahrt.

33. Salaura, d. i. die Schmutzige, von salo salawêr; vgl. Voigt S. LXXVII, Anm. 2.

Aber elend genug zugerichtet wird er von ihren Hörnern, er liegt regungslos da, und Bernardus sagt frohlockend, da der Wolf fallend durch die Lage seines Körpers ihm den größten Teil bestimmt hatte, jetzt wolle er auch nicht mehr seine Brüder um das Ihrige zu betrügen suchen:

Est potior frater quam spatiosus ager.

Joseph aber sagt, das gelte nicht, und auch Belinus widerspricht. So stoßen sie den Wolf von neuem herum. Dann rufen sie Reinhard herbei, er solle die Grenze zum Stehen bringen, sie werde zu viel herumgeschleppt. Als der den Oheim zwischen Leben und Tod schweben sah, kommt er heran und wünscht den Brüdern Glück zu ihrem Erfolge, aber, meint er, der Streit sei doch nicht endgültig geschlichtet, da sie ihn immer herumschleppen würden. Nun sollten sie Vernunft annehmen:

Consilium sapiens et quaerit et audit et implet,
Indocilem turbam nil docuis e iuvat,
Scire, quid inscitum, qui discit scita, monetur,
Qui caret ingenio, non erit arte vigens.

Es lebe noch ihre „Grenze" unter ihrer dichten Hülle, die sollten sie ihm abziehen und ihm so nach dem köstlichen Mahle, das sie ihm gegeben, noch im blutigen Becher den Minnetrank geben. Nun werden große Lappen losgerissen, und Reinhard hilft mit. Dann lassen sie ihn halbtot liegen.

D. 1. Hoftagsfabel.

a. III. 1—310. (Der Wolf als Arzt.) Das grausame Glück, welches nie einen ganz begünstigt und einen Bedrückten selten aufkommen läßt, hat dem Wolfe auch seine Backenstreiche versetzt,

Nam miser in campo, miser Ysengrimus in aula,
Hostibus in mediis usque et ubique fuit.

Da geschah es, daß der Löwe Rufanius krank wurde und weder durch Schlaf noch Speise geheilt werden konnte, die Hitze vermehrte das Fieber. So ließ er sich in den Schatten tragen. Ein Herold ruft die Vornehmsten zu Hofe: den Bock Berfridus, den Eber

30. Rufanius, d. i. der Rote; vgl. Voigt S. LXXVI. Anm. 10. — 33. Berfridus, im Belagerungskriege hieß der Sturmbock Bergfrid; vgl. Voigt S. LXXV, Anm. 9.

Grimm, den Hirsch Rearidus, den Bär Braun, den Esel Carcophas, den Widder Joseph, den Wolf Isegrim, den Fuchs Reinhardus, die Geiß Bertiliana, den Hasen Gutero. Der König will die Herrschaft ordnen für den Fall seines Todes. Alle kamen hin in des Königs Frieden. Reinhard kümmert sich wenig darum, denn, so philosophiert er, nur der Reiche ist bei Hofe geachtet, nicht der Gehorsame:

Non curant proceres absit an assit inops.
Desipiat sapiat, vivat moriatur egenus
Nescit; si scierit tradit id aula notho.

Isegrim frohlockt, daß Reinhard den König beleidigt, indem er sein Gebot mißachtet, und hofft auf Rache. So drängt er sich auch bei der Begrüßung gleich vor. Alle setzen sich nach ihrem Range. Der König meint, er habe nichts mehr zu hoffen; der Wolf aber sagt, er habe im Kloster die Arzneikunde gelernt und könne das Fieber beurteilen. Er befühlt ihm den Puls und meint, am dritten Tage werde sich die Krisis einstellen und der König darnach besser werden. Der Löwe bittet, er solle ihn verjüngen, so wie er das mit seinem Felle gethan habe, und nun verklagt der Fuchs den Reinhard, der des Königs Gebot mißachtet, dann rät er ihm, heut einen Widder, morgen einen Bock zu essen (und zwar den nächsten besten, obwohl er, wie er heuchlerisch hinzufügt, den Anwesenden nicht zum Schaden reden will); wenn eine Sünde dabei sei, so erlasse er ihm sie als Mönch und Priester. Ein Verbrechen sei keines, wenn es nur nütze.

Raptorem comitatur honos et commoda rerum,
Pauper et infamis iuris amator erit.

Sogar zu Ostern würde er sich nicht scheuen, den Frieden zu brechen, wenn es ihm vorteilhaft sei. Der Herrscher mache außerdem die Gesetze nicht für sich, sondern für andere.

Plebs procerum cibus est utpote prata gregum.

Der König dreht sich um, weil ihm die Seite schmerzt, der Hof aber meint, er mißbillige den Rat, und Bock und Widder

1. Grimm, d. i. der Grimmige. — Rearidus, d. i. der Schreiende, von frz. raire; vgl. Voigt a. a. O. S. LXXVI, Anm. 14. — Braun, d. i. der Braune. — Carcophas, d. i. der Lastträger; vgl. Voigt a. a. O. S. LXXVII, Anm. 1. — 3. Bertiliana, abgeleitet von Berta. — Gutero, wohl ein Eigenname; vgl. dagegen Grimm, Reineke Fuchs S. CCXXXVI, Willems S. 65.

fahren sogleich auf Isegrim los und sagen, er solle sich fort machen, und unterstützen ihre Worte durch Püffe, doch vorsichtig, damit der König nicht belästigt wird. Der Eber und Bär billigen ihr Thun und loben ihre Milde. Alle zusammen dringen nun auf Isegrim ein, er solle weichen, und mißhandeln ihn mit den Hörnern, bis er endlich geht. Nun werden die Sitze verteilt:

Stultus summa petens occupat ima pudens.

Böck und Widder hadern um den Vorrang und werfen sich widrige Krankheit vor, doch meint der Bock, so werde sie der König wenigstens nicht fressen, Reinhard, wenn er da wäre, hätte ihn besser beraten. Da dreht sich der Leu um. Sie raten ihm, den Hasen zu Reinhard zu senden, damit er sich wegen seines Ausbleibens entschuldige. Der Hase findet Reinhard in Fleischvorräten schwelgen. Erschrocken teilt der Hase ihm mit, wie zornig der König gegen den Fuchs nach des Wolfes Anklage sei, Reinhard aber freut sich darüber; es sei ein gutes Zeichen, daß ihn der König seines Zornes würdige:

Qui non est odio non est dignandus amore,
Nam quibus irasci quisque favere potest.

Auch fürchtet er sich nicht vor Isegrims Drohungen, denn

It sapiens liber quo perit artis inops.

Er solle nur zurückgehn und melden, daß er ihn gefunden habe, und Isegrim solle sich merken:

Saepe sui dorsum caesoris virga cecidit,
Pocula pincernae sunt reditura suo.

b. III. 311—1016. (Der Fuchs als Arzt.) Der Hase eilt zurück, Reinhard hängt zerrissene Schuhe an den Hals und macht sich auf den Weg, vor Sattigkeit kaum imstande zu gehn. Dreimal begrüßt er den Herrscher, ohne daß dieser antwortet, da wirft er die Schuhe zu Boden und stellt sich todmüde. Nachdem er sich etwas erholt hat, sagt er: Die Zeiten ändern sich.

Res rebus subeunt, mutatur tempore tempus,
Nec caeli facies est modo, qualis heri.

Wenn früher ein so verdienter Mann wie er zu Hofe gekommen wäre, so wäre er ehrenvoll empfangen worden, und er hätte an erster Stelle neben dem Könige gesessen. Der Löwe fragt, was

er denn für ihn gethan habe. Da antwortet er, als er vor einer längeren Reise seinetwegen die Sterne befragt habe, sei ein Haarstern ihm erschienen, wie er beim Thronwechsel sich zeige, ein anderer aber habe ihm angezeigt, daß der König noch heilbar sei. Sogleich sei er nach Salerno geeilt, da sei ihm die ganze Physika an den Hals geflogen, und wie ein Blitz sei er hergeeilt. An seinen Schuhen könne man sehen, was er für einen Weg gemacht habe. Auf ungarisch, türkisch und grammatisch zählt er ihm diese vor. Jetzt sterbe er vor Hunger, und der König, für den er so viel gethan, grüße ihn nicht einmal freundlich. Nun packte er seine Medizin aus, von deren Geruch das ganze Haus erfüllt wurde. Der Bär und Eber fragen jetzt, wo Isegrim den Arzneitopf gelassen habe, ob ihn der Bock nicht habe. Der aber sagt, der Wolf habe sein Italienisch verlernt, deshalb habe er nicht nach Italien gehen und Medizin kaufen können. Da heißt der König Reinhard neben sich sitzen, und da die Fieberschauer kommen, will er sogleich von den duftenden Kräutern haben. Da blickt der Fuchs auf den Wolf und sagt: Vorher müsse er erst noch etwas anderes haben, eher nützten alle Kräuter nichts, aber er fürchte, das könne er nicht haben. Da fragt der König zornig, was denn in seinen Reichen ihm unzugänglich wäre. Der Fuchs aber sagt: Jeder behält gerne das Seinige,

Ungue quidem sua quisque tenet, sua quoque tenente
In varios casus plurima vota ruunt.

Was er jetzt brauche, besitze ein Geizhals, ein Bösewicht, einer, der andere beraubt und vom Seinigen nichts giebt. Alles Drohen des Königs werde da nichts helfen. Da aber begehrt der König erst recht zu wissen, was es ist, und der Fuchs verlangt das Fell eines drei und ein halbes Jahr alten Wolfes, wenn er das umnehme, werde er wieder sanft schlafen, und das Fieber werde weichen. „Jetzt kommt es, es ist Zeit!“ ruft er aus, „schafft das Fell, ich bereite die Medizin.“ Der Wolf machte sich beiseite, Reinhardus aber hüstelnd mahnt die anderen achtsam zu sein. Der König fragt unterdessen seine Barone um Rat, die aber sagen, er solle sich an den Wolf wenden, der kenne Wege und Stege und das ganze Wolfsgeschlecht. Isegrim aber suchte nun schleunigst rücklings sich zur Thür hinaus zu drücken, dem Fuchs aber, der mit einem Auge die Kräuter, mit dem andern den Wolf be-

obachtete, entging das nicht, und er fordert ihn namentlich auf zu raten. Der aber sagt: Ihr kennt die Wölfe ebenso gut wie ich, laßt mich ungeschoren. Der Fuchs aber schwört bei des Wolfes Haupte, der richtige sei in ihm gefunden; wenn er wolle, sei der König gesund. Der Wolf aber meint, er sehe hier keinen andern Wolf außer sich, frohlockend aber sagt Widder Joseph schon, dem Wolfe gebühre der Magisterstab, er habe das Rechte gefunden. Braun meint, Joseph müsse die Wolfsschule wohl kennen, daß er so richtig urteile. Der Fuchs sucht nun dem Wolfe klar zu machen, was für eine Ehre es sei, dem Löwen sein Fell geben zu dürfen. Vergebens sucht Isegrim sich zu entziehen, Reinhardus erinnert ihn daran, daß der Bär schon erst von Ausflüchten gesprochen habe, er solle daran denken:

Perdere rem pravi malunt quam vendere honesto,
Dantibus invitis gratia resque perit.

Drum solle er es freiwillig hergeben, damit er sich ein Verdienst erwerbe. Isegrim aber meint, der König schiebe es doch auf die Medizin, nicht auf das Fell, wenn er geheilt werde; er durchschaue den Fuchs und begegne ihm wohl auch noch einmal im Freien:

Vespere laudari debet amoena dies!

Rauh erinnert ihn nun der Bär daran, daß er doch vor der Zeit schon ein Greis geworden sei, aber Reinhard redet ihm weiter zu, alle fälligen Steuern sollten ihm auch erlassen werden, wenn er das Fell hergäbe. Er erinnert ihn daran, daß er gerade das verlangte Alter habe, und er ruft den Widder und den Bock und den Esel als Zeugen auf. Aber diese zögern, bis Reinhard mit dem Zorne des Königs droht. Zuerst lockt er den Widder durch Schmeicheleien zum Zeugnis, und der redet scheinbar leise, thatsächlich brüllend dem Wolf zu, das Fell zu lassen, da es mit dem Alter stimme. Der Fuchs lobt ihn wegen seiner Verschwiegenheit, und nun legt auch der Bock und der Esel Zeugnis ab. Der letztere sagt:

Scis quis sim? Stanpis oriondus ego esse magister
Carcophas inter pascha Remisque feror
Artis ego arridens, Carcophas dicor ab artem
Allatrante Petro, littera totus ego,

32. Stanpis Étampes. — 33. inter...feror, zwischen Ostern und Rheims, sagt er scherzhaft — 31 f. Carcophas ... Petro, c + art + cephas (= petrus).

und verhöhnt den Wolf wegen seiner mangelhaften grammatischen Kenntnisse, daß er nicht nē als nunc lesen könne, und doch jetzt das Fell hergeben müsse, während doch der Bauer Joseph be-e-be lautieren könne. Und als Isegrim noch immer zögert, schwört er beim h. Bavo:

Mos suus est monacho: vi capit, ungue tenet.

Nun sagt der Fuchs großmütig, wenn der Wolf durchaus nicht das Fell hergeben wolle, so würde es der König nach geschehenem Gebrauch zurückgeben. Er zögere noch immer? Schon sei der Trank bald fertig, und draußen sei es doch warm. Er solle es doch machen, wie St. Martin von Tours, der seinen Mantel mit dem Pilger teilte. Und er beklagt sich, daß ihm die Natur versagt habe, einen solchen Pelz zu besitzen, wie ihn der König brauche. Nun kommt der Wolf mit einer Gegenlist. Er meint, ein französisches Fell sei besser als ein deutsches, solches wolle er sogleich beschaffen. Aber der Fuchs meint, da werde die Größe nicht ausreichen. Aber Isegrim meint, in dem Falle solle der Fuchs nur sein eignes dazugeben. Da aber findet der Fuchs für das Gelingen wieder an der verschiedenen Farbe Anstoß. Zwar wisse er nicht genau, ob das Fell von einem jungen oder alten Wolfe besser sei, aber der Notfall lasse keine Wahl übrig.

Una avis in laqueo plus valet octo vagis,

daher dürfe er nicht fort, auch Alter zu heucheln, nütze ihm nicht; wie ein metallenes Becken sei er, ob alt, ob jung, gleich tauglich. Endlich sagt er, wenn den Wolf nichts sonst bewegen könne, das Fell zu lassen, so solle er es doch — aus Liebe zu ihm thun.

Aber tauber wie ein Birnbaum, dem man geheißen hat Eicheln zu tragen, läßt der Wolf die süßen Worte in die Winde verwehen. Da wird der Fuchs zornig, daß er so wenig Gefühl für die Ehre habe, aber freilich: einem Bauer richte man vergebens schön gepfefferten Pfauenbraten an, er wisse ihn nicht zu würdigen. Er liebe wohl sein Fell, wie der Narr seinen Kolben, über alles. Nun klagt er dem Könige die Hartnäckigkeit seines Oheims. Der entscheidet kurz, Braun solle dem Wolfe das Fell abziehen oder sein eignes hergeben, und dieser sagt, es sei ihm zwar schwer, selbst auf diese Ehre zu verzichten, aber er wolle doch dem Wolf diesen Vorzug nicht entziehn. Der Fuchs stellt

sich nun, um den Hohn vollständig zu machen, noch mitleidsvoll und bittet, man möge dem Wolfe doch nur die Krallen lassen, das Fell würde er ja gerne hergeben und:

Creber in os largae ne speculeris equae.

Joseph aber tadelt ihn wegen seiner Falschheit, er solle doch Isegrim nicht abhalten, vollständig großmütig zu sein.

Serviat ad plenum, qui serviet, integra reddet
Obsequia aut certe prorsus habeto sibi.

Und was nütze das übrige Fell ohne die Klaue? das gebe nur Zug. Dem stimmte der Rat der Tiere bei, der Wolf fügt sich, nur bittet er den Bären, nicht mehr zu nehmen, als er findet. Schon will das der Bär mitleidig zugeben, da aber mahnt Berfrid, ja tiefer zu fassen, als das bloße Fell, denn das sei, beim heiligen Botulf, nicht einen Floh wert. Der Bär aber bleibt bei seinem Versprechen, und nun macht er sich daran, ihm auf französisch sein Priestergewand ephot abzuziehen, und freut sich über das gediegene deutsche Fell, das so gut sei, wie das beste französische. Der Esel lobt ihn, daß er seine Sache so gut gemacht habe, und der Eber sagt grimmig, hätte der Messediener mit dem weißen Gewande (er meint den Widder) den Bischof so schön bedient, er hätte neun Äpfel bekommen. Der Wolf könne sich bei seinem Diakon nur bedanken. Der Widder entgegnet, der Bär habe noch nicht völlig das Seine gethan, er solle dem Wolfe auch noch die Mitra abziehen, denn

Nil caepisse minus quam caepta refringere laedit.

Noch sehe er aus wie ein Abt und solle wohl gar noch Bischof werden, er wolle ihm lieber Augen und Ohren abreißen, als ihm die Bischofsmütze lassen; und der Bock stimmt ein und schlägt noch außerdem ein dreitägiges Fasten für den Wolf vor.

c. III. 1017—1198. (Des Wolfes Buße und Abschied.) Isegrim blutet über und über, der Fuchs aber rühmt, daß der Bock, der doch sonst keine Milch gäbe, und der Esel, von dem man keinen Honig ziehe, so milde seien, und er lobt höhnend den Wolf, daß er ein so schönes purpurnes Messegewand habe. Jetzt aber solle er nicht mehr sein Oheim sein, wie früher, denn:

Quis consanguineus miser audeat esse potentis?
Dispariter funem dives inopsque trahunt.

Und jetzt habe der Wolf ein so schönes Purpurgewand an, daß er sich wohl seiner schäme. Das habe er auch wohl verhehlen und darum seinen schmutzigen Pelz zuerst nicht hergeben wollen. Das sei eine Mißachtung, die er dem Könige gezeigt, indem er bei Hofe nicht sein bestes Gewand oben getragen habe, und da durch das Zögern des Wolfes auch der heilsame Trank verzögert wurde, so beantragt der Fuchs noch eine Strafe für den Wolf. Der Rat der Tiere beschließt demgemäß, da der Wolf als Abt noch viermal schuldiger sei, als ein gewöhnlicher Laie. Der Wolf schwieg grimmig, doch der Fuchs schwört bei der großen Schwungfeder des h. Gabriel, wenn er nicht antworte, solle er nach dem Mantel auch noch den Rock hergeben müssen. Der Wolf sucht sich fortzumachen, das findet aber der Bock unhöflich und sagt, er solle doch nicht so vorsichtig den Kopf durch Nasenspangen sichern, und fordert ihn auf, auch den letzten Lappen zu beseitigen, doch der Widder meint, das sei ja doch keine drei Heller mehr wert. Der Wolf ist ganz gebrochen und schickt sich in alles. Er will den König milder stimmen und streckt Haupt und Pfoten gegen ihn aus, der Fuchs aber will das nicht leiden und thut, als wolle Isegrim den König angreifen, ihm Hut und Handschuh als Zeichen der Herausforderung hinreichen und ihn vom Throne stoßen; sein Purpurgewand mache ihn übermütig. Jetzt sei der Galgen eine zu gelinde Strafe für ihn. Er bittet aber den König um Gnade, da es doch sein Oheim sei, und urteilt dann selbst in des Königs Namen, er solle unbehelligt abziehn dürfen; wenn er warten wolle, bis der König geschwitzt habe, könne er auch sein Fell wieder mitnehmen. Dem Wolf gegenüber rühmt sich nun Reinhard, wie er sich seiner angenommen. Der Wolf geht nun ab. Der König wird gesund und läßt sich durch Reinhards Erzählungen die Zeit vertreiben: vom Wolfe, wie er ins Kloster gegangen, bei der Geiß zu Gaste gewesen, wie der Hahn Reinharden betrogen und dergleichen mehr, aber Reinhard ist redemüde, und ruft den Bären, der die Geschichte in neue Verse gebracht hatte, der Hase holt schnell das Buch, der Bär giebt es dem Eber, dieser liest, und der ganze Hof hört andächtig den süßen Liedern zu.

A. 1. Wallfahrtsfabel.

a. IV. 1—442. (Des Wolfes Aufnahme und Bewirtung.) Die Geiß Bertiliana wollte wallfahrten mit ihren

Genossen. Der Hirsch Rearidus ist Vorhut, Bock Berfrid und Widder Joseph gehen zum Schutz vorauf, der Esel Carcophas ist der Lastträger, Reinhard führt die Oberleitung, der Gänserich Gerardus hält die Nachtwache, und der Hahn Sprotinus singt die Stunden ab. Ursprünglich war sie allein ausgezogen, um ein Gelübde zu leisten, das sie gethan. Halbwegs begegnet ihr im Dickicht der Fuchs, begrüßt sie und fragt, wohin sie reise. Sie sagt es ihm, weil ihr gutes Beispiel zu seinem Heile dienlich sein könne. Sie reise allein, ohne allen Prunk, Reinhard aber fragt, ob sie denn nur unbegleitet Gott und den Heiligen dienen könne. Jeder solle sich doch zeigen, wie er ist, der Reiche reich, der Arme arm, sonst sei es Heuchelei. Der Arme verstehe mit Reichtum nicht umzugehen,

Perdere res nescit quisquis non novit habere,

aber der Reiche müsse es als Pflicht ansehen, auch den Reichtum zur Geltung zu bringen. Das Verdienst der Gottseligkeit werde dadurch nicht gemindert. Zudem könnte im Riedgras ein Feind lauern, dem unbegleitet entgegenzutreten, doch gefährlich sein dürfte. Da er und der Widder, der Hahn, der Bock, der Hirsch, die Gans und der Esel dasselbe Gelübde gethan, so solle sie sich ihre Begleitung gefallen lassen. So gehen sie zusammen. Ysegrim hatte erlauscht, was sie gesprochen. Vollgefressen lag er da und konnte sich nicht rühren. Obgleich er alle Kräfte anstrengt, kann er die schöne Beute nicht erreichen, doch will er ihnen wenigstens nachschleichen. Der Fuchs hatte die Nähe des Wolfes gemerkt. Er schneidet daher einem aufgehängten Wolfe den Kopf ab, giebt ihn Joseph und unterweist ihn, was er damit zu thun habe, wenn der Wolf komme. Die Nacht bricht herein, und sie gehen ins Haus, der Esel wird vom Widder zum Wächter bestellt. Er soll ja vorsichtig sein, sich nicht für sicher halten, weil er keine Waffen sehe. Wenn der Angel Fische fange, stecke Lockspeise daran, der dargebotene Kelch sei oft gefährlicher als das Schwert, und auch Troja sei durch List gefallen. Wenn aber jemand etwa hereinschleichen sollte, dann solle er immer das Gegenteil von dem thun, was der Widder ihm beföhle. Nun setzt man sich zu Tische,

4. Sprotinus, d. i. der Bunte, der Fleckige; vgl. Grimm, Reineke Fuchs S. CCXXXVII. Voigt a. a. O. S. LXXVI, Anm. 13. Bormanns zu III, 17.

der Esel, hungrig, kommt auch und sucht einen Bissen zu erhaschen, doch weist ihn Joseph an seinen Platz:

Utilitas ingens perit utilitate pusilla,
Negligitur vitae cura favore gulae.

Der Esel aber möchte lieber fressen als wachen. Unterdessen hatte sich der Wolf herbeigemacht. Er hatte erwartet, alle schlafend zu finden, und sie so töten wollen. Nun aber bietet er als Einsiedler den Versammelten den Friedensgruß. Die erschraken zuerst, aber der Wolf sagt, er sei sanfter wie ein Lamm und suche jetzt frühere Sünden zu büßen. Ihnen besonders fühle er sich verpflichtet, und er bittet, ihr Begleiter nach Rom sein zu dürfen. Der Bock solle ihn mit dem Kreuze bekleiden. Der aber will nichts von des Wolfes Bekehrung wissen, der werde im Alter wohl bleiben, was er in der Jugend war. Er solle nur, sei er nun Eremit oder Abt oder Bischof, nach dem Kloster gehen, woher er entlaufen, und da das Kreuz fordern. Leute, die Zähne haben, sehe er überhaupt mit Argwohn an. Er und der Gänserich rufen nun dem Esel zu die Thür zu schließen, es möchten sonst noch mehr Eremiten hereinkommen. Isegrim, der sich nach solchen Reden nicht ganz sicher fühlte, will sich davon machen, doch, sagt er, sei er nicht so schlimm, wie er aussehe. Reinhard aber sagt: Wohin willst du gehn, Oheim, mitten in der Nacht? Der Bock hat thöricht geredet. Wir wollen dir alle fromm zu Diensten sein. Frohlockend setzt sich der Wolf, und Bertiliana läßt auftragen. Joseph aber sagt, Fische, Gebäck und Eier seien nicht da; ob es auch erlaubt sei, Fleisch zu essen? Der Eremit denkt: Ach, brächten sie es doch! Reinhard sagt: Dem Reinen ist alles rein, und auf Bertilianas Frage sagt der geistliche Wolf: Essen wir, was da ist; nur der Sünde verschließen wir unser Herz. Da heißt Bertiliana dem Wolfe das Beste vorsetzen, was sie haben. Doch Joseph sagt, er habe nichts als weiße Wolfshäupter, das sei eine einfache Speise. Reinhard bestätigt das, Rhein- oder Mosellachs gäbe es hier nicht im Gebirge, so sollen nur die Wolfshäupter gebracht werden, die paßten für den Wald, mögen sie schmecken wie sie wollen. Nun bringt Joseph den Kopf und legt ihn dem Wolfe vor. Der zieht den Schwanz ein und wünscht sich weit weg von hier. Der Bock aber empfiehlt die Speise, sie sei von Angers und vortrefflich. Der Fuchs aber tadelt ihn, und sagt,

er solle eins von den größeren bringen. Jener gehorcht, doch bringt er dasselbe wieder, nachdem er es etwas entstellt hatte. Das, sagte er, sei von einem englischen Abte, er setze es nicht gern dem Bruder vor, es sei nicht gut genug für ihn:

Aedis herus stramen plumeaque hospes habet.

Es sei fett und zart, ein Dickkopf, wie solche im Kloster Sithieu herumwackeln und in St. Vaast zu Arras. Aber auch mit dem ist der Fuchs noch nicht zufrieden, im andern Winkel lägen noch bessere. Er solle das bringen, dessen Rachen mit Haselholz aufgesperrt sei. Ja wer soll das unter den vielen finden! meint Joseph. Ob er denn das von dem dänischen Bischof wolle, das die Gans gestern, als sie Gras weidete, wo er schlief, unvorsichtig mit abgebissen hätte? Durch ihr Fauchen sei der Kopf abgeflogen, er, der Hirsch, der Bock und der Esel hätten es selbst gesehen. Der Fuchs meint, das sei das richtige, und Joseph reißt dem Haupte Ohren und Haare ab und setzt es von neuem vor, nachdem er noch ein Haselholz in den Rachen gesteckt. Da vergeht dem Herrn Wolfe der Hunger, der Tag scheint ihm angebunden zu sein, da er gar nicht anbrechen will. Nun fügt auch die Gans noch hinzu, daß ihr das schon mehrmals passiert sei. Wenn sie wolle, könne sie noch weit größere Wolfshäupter abblasen, sie habe doch auch nicht Zeitlebens im Eie gesteckt. Dabei fängt sie an zu blasen, und der Wolf fällt auf den Rücken, indem er meint, sein Kopf sei schon abgeblasen. Reinhard aber hebt ihn auf und mahnt ihn zur Ruhe zu gehen. Der aber möchte gern weit weg sein, alles andere lieber thun, als bei diesen Wolfstötern schlafen. Wären nicht Ochsenköpfe besser zu fressen, als gerade Wolfsköpfe? fragt er den Fuchs. Der aber meint, Isegrim hätte keinen Grund, sich vor ihm oder der Gans, dem Widder oder dem Bocke zu fürchten. Den Widder heißt er nun das Wolfshaupt forttragen. Als dieser zurückgekehrt, fragt er, ob der Bischof etwa fünftägiges Fieber habe, er sei so blaß; besser würde es zu Hause werden. Der Fuchs aber sagt: Wo denkst du hin?

Optat sic asinus, tendit agaso secus!

Soll er umsonst unsre Güter verzehrt haben? Und der Bock fällt ein: Zwar der Wolf habe nicht allzuviel gegessen, es sei aber aus Gastlichkeit überhaupt viel reichlicher hergegangen, als

gewöhnlich. Jetzt, da er es selbst wolle, solle man ihn ziehen lassen. Der Fuchs stellt sich, als behielte er den Wolf gerne noch da, sein weiser Rat könnte der Geiß nützen, und ihm sei der Oheim ein lieber Gast. Der Wolf fragt, wie er denn zur Ehre komme, des Fuchses Oheim zu sein. Der Fuchs aber sagt, er sähe ganz deutlich, daß er seines Vaters Bruder sei, er solle ihn, der nur arm sei, nicht verleugnen. Isegrim aber meint, das sei er nicht, sondern dessen Pate, und er sähe ihm ähnlich. Er sei noch jung, könne nicht viel raten, man solle ihn nur gehen lassen, denn er fürchte, daß seine Bewirtung lästig falle.

b. IV. 443—738. (Des Wolfes Rückkehr und Geleit.) Da ruft der Fuchs den Widder, den Hirsch und den Bock, der Pate seines Oheims wolle gehen, sie sollen ihn geleiten. Er solle das Abschieds Minne trinken, Dank empfangen und gebeten werden, wiederzukommen. Isegrim meint, er kenne den Weg, auch wolle er nicht mehr trinken. Der Fuchs aber sagt, das ginge nicht, wie sein Oheim, so solle auch des Oheims Pate geehrt werden. Voran gingen die Geleitenden, der Eremit folgte zögernd. Joseph ruft dem Esel zu, er solle die Thür weit aufmachen, der Wolf sei krank und müsse viel Platz haben. Der, eingedenk der Weisung, sagt, er thue schon selber, was gastliche Höflichkeit gebiete, der Widder solle nicht allein den Ruhm der Gastlichkeit haben. Der Wolf, der meinte, dies sei aufrichtig gesprochen, wird zuversichtlicher. Der Pförtner hatte aber die Thür nur wenig aufgemacht, und mit den Füßen ihn derb stoßend, brüllt er ihn an, er solle vorangehen. Als er hinausspringen will, klemmt er ihn — und er hatte Kräfte wie sechs friesische Ochsen — in die Thür, so daß er nicht vorwärts noch rückwärts kann. Dabei schlägt er ihn mit den Hufen, er solle doch weiter gehn, warum er denn nicht vorwärts gehe? Dann ruft er die andern zu Zeugen auf, wie er hier des Fremdlings wegen vergeblich stehe, wo er doch Besseres zu thun habe. Nicht einmal Dank ernte er:

Restituit pretium nutrita monedula merdam,
Graeculus et cuculo, quem fovet, hoste perit.

Und jetzt hindere ihn der Wolf gar, die Thür zu schließen. Der Widder schärft ihm nochmals ein, die Thür weit aufzumachen. Berfrid bezeugt dem Esel, daß der Wolf gehen könnte, wenn er

nur wollte, die Thür sei weit genug offen. Höhnend fragt er, warum er denn nicht ginge, er käme gerade noch zur Zeit für die Schlußandacht. Der Hirsch meint, er solle doch trinken und dann kommen. Joseph entgegnet, Isegrim müsse erst trinken, ehe er gehe. Der Hirsch aber wird ungeduldig, und jetzt mahnt auch der Widder den Abt Wolf zum Gehen, sonst gäbe es Schläge. Wie nun der Wolf stöhnt, meint der Bock, er singe mitten in der Nacht eine Messe. Joseph aber meint, er übe sich in der Rede und wolle theologischer Katechet in Rheims jenseit der Schelde werden. Der Hirsch aber meint, sie hätten alle beide unrecht, er beichte vielmehr seine Sünden. Das leuchtet dem Bock ein, und er meint, man solle ihn zu Ende beichten und dann büßen lassen. Der Widder aber fürchtet, die Stimme könne in die Wälder dringen und des Wolfes Genossen auch zum Beichten herführen, und diese ganze Schar könne dann von ihnen dreien schwerlich absolviert werden. Von diesen solle er nun absolviert werden, das übrige könnten die Brabanter thun. Der Bock fuchtelt ihm nun noch mit seinen drei Hörnern in drei Tonarten um die Ohren. Drauf! klingt es jetzt von allen Seiten, der Hirsch in die Rippen, der Bock an die Schultern, der Widder an die Kehle. Benedicite! ruft der Hirsch dabei, was meint ihr wohl, daß dieser Kelch enthalte? Der Bock als Priester schlägt ihm das Kreuz auf, und der Widder giebt ihm Ranzen und Stock zur Reise nach Rom. Auch Hahn und Fuchs und Gans rupfen und beißen und trampeln an ihm herum. Als sie sich müde gearbeitet, heißt Joseph die Thür schließen, und der Esel macht sie auf. Dann fordert er noch Dank vom Wolfe für die gastliche Aufnahme:

Imprimitur pollex palmae redeunte petitum
Hospite, qui gratus non fuit ante datis.

Isegrim schweigt, behält sich aber innerlich die Rache vor, und da der Esel höhnend gesagt hatte, es sei Zeit die Matutin zu singen und der Fuchs dem Unvorsichtigen zugerufen hatte, das hätte der Wolf ja schon hier gethan, sagt Isegrim bedeutungsvoll, er verspare sich sein Singen noch. Zu achten hätten sie gesungen, er wolle zu neunen respondieren, und dann sollen die Lobgesänge anders klingen, als vom Bock oder der Gans. Der Fuchs aber sagt, der Oheim habe sich über nichts zu beklagen, das sei sein Trost. Das werde jede Synode zugeben. Der Wolf sei hier

jung geworden, er solle in Frieden seines Weges ziehn; komme er wieder, so solle er das doppelte Lied singen. Der Wolf entgegnete, dem Fuchse sei es diesmal im Spiele geglückt,

Taliter, haud aliter, vos amo, sicut amor.

Morgen wolle er kraft seines Amtes eine Synode berufen, und dann wolle er ihrer pflichtschuldigen Gesinnung den verdienten Lohn geben.

Damit springt er von dannen, Reinhard aber ahnt Böses und stellt Wachen:

c. IV. 739—810. (Die Rache des Wolfschors.) Der Wolf lockt sogleich die Seinen herbei, bald waren elf da, vor andern ist Gripo Dreibauch zur Stelle, des Abtes Wolf Schwiegervater, und mit ihm drei Söhne Isegrims: Larueldus der Schnelle, Grimo der Gänserupfer und der nimmersatte Ripig Siebenkehle, ferner zwei Söhne Gripos: Guls Spisspisa und Guulfero Worgram, ferner ein Tantensohn Gripos, Turgius der Gewaltige, der Schwiegersohn des Sualmo, und Sualmos Enkel Stormus Varbueus und des Stormus Verwandte: Gulpa Gehenna minor und dessen Oheim Olnam Major Avernus. Denen erzählt er, was er erduldet, und sie machen sich auf, ihn zu rächen. Aber die Pilger hatten gewacht, und Hahn, Hirsch, Schaf, Bock, Gans, Geiß und Fuchs springen leichtfüßig aufs Dach, doch der Esel blieb gewohnheitsmäßig beim Haufen Heu stehn. Die Feinde belagern nun das Haus. Über den Heuboden will nun der Esel auch hinauf, aber sein Hinterfuß gleitet aus, rücklings fällt er auf Turgius und seinen Schwiegervater. Der Fuchs weiß das zu ihrem Vorteile zu wenden. Solche Mäuse, wie die beiden, ruft er, hätte der Esel nicht belästigen sollen, den Erzwolf solle er herbringen, dann erst die kleineren. Schade, daß nicht mehr gekommen seien! Wenn er es nicht gleich thue, so schicke er die Gans Gerard, dann ginge es ihnen schlecht. Die Gans flattert auch sogleich, und die Feinde geraten in Angst und entfliehen, jeder nach einer anderen Richtung.

A. 2. Fuchs und Hahn.

a. IV. 811—988. (Der Fuchs berückt den ehrgeizigen Hahn.) Am Morgen wundern sich Hahn und Gans, wie viele

12. Gripo, Greifer. — 13. Larueldus, leer' das Feld. — 14. Grimo, Verkürzung von Isegrim. — Ripig, Rupfer. — 15. Guls Spisspisa, Speiseschlinger. — Guulfero Worgram, Wolf Würgdenwidder. — 16. Turgius, Schlinger. — 17. Sualmo, Wasserschlund. — Stormus Varbueus, Sturm Schreckensbauch. — 18. Gulpa Gehenna minor, Schlinger Minderhölle. — 19. Olnam Major Avernus, Nimmalles Größerhölle.

durch des Fuchses List besiegt seien, fangen aber an, sein Übergewicht zu fürchten. Wir sind doch auch nicht dumm! meint der Hahn. Laß uns zurückkehren, die Hochzeit ist vorbei, zu der alle männlichen Tiere geschlachtet werden sollten, und Carcophas braucht sich auch nicht mehr vor dem Holzschleppen zu fürchten, es ist also kein Grund mehr zu wallfahrten. Außerdem, sagte er, sei ihm Reinhards vieles Schwören verdächtig. Noch sei er satt, aber wenn er hungrig werde, würden sie ihm willkommene Speise sein.

Esse nihil crimen praeter egere putat.

So sollten sie heimlich fliehen. Doch der Fuchs hat sie schon beobachtet. Jetzt sei ja kein Grund mehr zur Furcht:

Stultus tuta timens fit tutus, quando timendum est,
At sapiens trutina pendit utrumque sua.

Er habe kein Fleisch nötig, besonders auf der Wallfahrt,

Qui caret ipse fide, nullum putat esse fidelem.

Aber er wolle sie nicht um ihres Argwohns willen hinausstoßen, sie sollten nur mutig weiter wandern:

Dulce nihil meruit, qui nihil acre tulit.

Der Hahn stellt die Absicht zu fliehen in Abrede, sie hätten vom Wolfe gesprochen; der Fuchs solle ihnen nur von neuem Treue schwören. Das thut dieser und ist beruhigt, sie aber eilen sofort ihres Weges. Hirsch, Esel, Widder und Bock aber bleiben. Reinhard aber nimmt Stock und Ranzen und folgt ihnen. Endlich findet er den Hahn in der Scheuer und macht ihm Vorwürfe, daß er so ohne Abschied und ohne seine Adresse zu hinterlassen, weggegangen sei. Alle bedauerten, daß dadurch die Pilgerfahrt verzögert sei, und wollten nur mit ihm weiter gehn. Er solle nur Stab und Tasche nehmen und mit ihm, dem Fuchse, gehn. Doch der Hahn meint, vom Hasen wolle er diese Zeichen des Pilgers lieber in Empfang nehmen, als vom Fuchse, denn diesen fürchte er, wenn er satt sei. Da meint der Fuchs, dann solle er nur kommen, denn augenblicklich habe er unglaublichen Hunger, aber der Hahn schlägt es aus, er wolle mit Gutero zu dessen Heiligen gehen. Da sagt sich der Fuchs feierlich von der bisher mit dem Hahne gepflegten Gevatterschaft los, er sei ein Feiger, Entarteter! Das will der Hahn nicht gelten lassen, habe er doch über zwölf Weiber

zu gebieten. Der Fuchs aber sagt, er solle sich schämen, sich solcher Dinge zu rühmen, sein Ahn habe auf einem Fuße stehend und mit geschlossenen Augen gesungen. Dessen vermißt sich nun Sprotinus auch, und ebenso süß, zweiunddreißig Meilen weit hörbar zu krähen. Als er es mit geschlossenen Augen thut, erhascht ihn der Fuchs und schleppt ihn mit sich in den Wald, da solle er sich wegen des gebrochenen Bündnisses verantworten. Aber er wolle sein Wort halten, die Federn wolle er großmütig unberührt lassen, nur das von Würmern und Fliegen genährte Fleisch wolle er essen. Doch eingedenk der verlornen Zeit schweigt er jetzt und eilt mit der Beute von dannen.

b. IV. 989—1044. (Der Hahn berückt den ehrgeizigen Fuchs.) Halbwegs sehen ihn die Bauern und setzen ihm nach. Der Hahn sagt listig, der Fuchs sei gemeiner Herkunft, sonst hätte er sich nicht die Schimpfworte der Bauern gefallen lassen, und ihm, dem Hahn, sei es eine Schande, von einem solchen gefangen zu sein. So solle er ihn niederlegen und den Leuten wenigstens zurufen, daß er einen ihm von Vaters Zeiten ihm zukommenden Besitz fortschleppe. Reinhard läßt sich bethören, und Sprotinus fliegt davon. Von einem hohen Baume verhöhnt er den Fuchs Weil er ihn so willig losgelassen habe, solle er auch schöne Brombeeren bekommen. In allen Sprachen frohlockt er: ungarisch, griechisch und chaldäisch. Der Fuchs aber dankt für Brombeeren höflichst und entfernt sich.

c. V. 1—316. (Der Hahn berückt den Fuchs als Friedensbotschafter.) Es hatte sich diesmal der Schlauere von dem minder Schlauen überlisten lassen. Seine Eitelkeit hatte ihn dazu gebracht:

Fastus et utilitas non simul esse ferunt.

Doch hoffte er den Schaden wieder gut zu machen und stellte sich deshalb wohlgemut. Um zu sehen, wie es steht, macht er sich auf einen Seitenpfad, und probiert an einem alten Schuhe sein Gebiß. Mit schrecklichen Worten verflucht er seine Zähne in die neunte Hölle, daß sie das Fleisch nicht genossen hätten, da sie es hatten, jetzt sollen sie dafür altes Leder benagen. Ein Hahn würde ihnen ferne bleiben, denn der liebe ein gesundes Gebiß. Was hätten sie nun von seinem Adel? von seiner edlen Herkunft? Edel ist nur der Reiche, und die größte Schande ist es, nichts zu haben.

Lucrum iustitiae, lucrum praefertur honori,
Nil nisi divitias non habuisse pudet:
Fraus, labor, invidiae, periuria, furta, rapinae,
Bella, duella, cruces, ira, querela, minae,
Proditio, caedes, ergastula, vincula, flammae,
Obsequium, laudes, fictio, dona, ioci,
Blanditiae, promissa, preces, iniuria iusque,
Iudicia, usurae, faenora, cura, favor,
Quaeque his adicias, et quae contraria dicas,
Omnia iocundi sunt alimenta lucri,
Omnia constabunt summis leviora duobus:
„Venit homo argento, venit et ipse deus.“

Auch Petrus, der himmlische Fischer, werfe heute sein Netz aus, um wenig Seelen, aber unzählige Mark zu gewinnen. Und der Bischof von Dornik Anselm übertreffe noch Rom an Geldgier. Wenn der einer von Reinhards Zähnen wäre, würde er die andern wohl beißen lehren, gegen ihn sei der Lumpenträger von Clairvaux ein Dummkopf. Während der Fuchs so gegen seine Zähne wütet, sieht er ein Stück Buchenrinde, die zeigt er dem Hahn, es sei ein Friedebrief. Doch der will es nicht glauben:

Unius ut fraudis deprenditur inclitus auctor,
Postera credulitas curaque vocis obit.

Was? sagt der Fuchs, du glaubst mir nicht? Dann würde ich mich ja selbst betrügen, denn auch ich lebe in Todesängsten. Sieh nur die vollgültige Urkunde. Der Hahn aber sagt, manche Urkunden trügen auch falsche Siegel, er sei ein Laie und könne das nicht prüfen, auch der Fuchs lasse sich vielleicht täuschen, denn die Welt sei voller Arglist. Der Fuchs aber sagt: Hüte dich, der Urkunde nicht zu glauben, wenn das die Kurie erfährt, gebe ich keinen Pfifferling um dein Leben, und er liest vor: Wer der Schrift nicht glaubt, den holt das Theta (das Brandmalseisen). Er, ein Reichsbaron, sei ihm Bürge für die Richtigkeit. Der Hahn stellt sich, als fange er an, an die Wahrheit zu glauben. Aber, sagt er, ich sehe in der Ferne einen Mann, der hat etwas Krummes am Halse und sitzt auf etwas Weißen. Auch schwarze, fromm aussehende Leute kommen heran, denen etwas Rotes an-

17 f. Lumpenträger von Clairvaux, d. i. der h. Bernhard.

hängt. Sie wollen gewiß den Frieden auch melden. Der Fuchs hört das nicht gerne und merkt, daß es hier nichts zu verdienen giebt. Doch macht er noch einen Versuch: der Hahn brauche nicht erst Fremde zu fragen, da er es hier versichere, zumal auf Grund einer Urkunde. Außerdem sei morgen das Fest des h. Machutus, die Glocke läute es schon ein, da sei natürlich allgemeiner Landfriede. Er wolle nur in den Wald gehen, da sei der Rat versammelt, ob der Hahn denn nicht mitwolle, dort den ihm zukommenden Platz einzunehmen? Der Hahn aber fordert ihn auf zu warten, bis der Bote herankomme. Der aber will nichts davon wissen, er brauche keine Bestätigung; der Hahn werde aber immer ein gemeiner Bauer bleiben. Dieser fordert ihn auf zu bleiben, bei dem geschworenen Frieden habe er ja nichts zu fürchten, aber der Fuchs meint, vielleicht sei es den Leuten noch nicht kund gethan. Da droht ihm der Hahn mit der Feindschaft des Königs, wenn er dem Erlaß nicht Glauben schenke. Nun erkundigt sich der Fuchs, wer das denn sei, der da komme. Und der Hahn sagt, es seien gewiß die gewöhnlichen Leute, denen noch der Friede bekannt gegeben werden solle, und das Volk sende deshalb dem Könige Hunde als Geschenk. Der Fuchs will sich jedenfalls Sicherheits halber ins Gebüsch zurückziehen, der aber bleibe ein Bauer, wenn er nicht mitkomme, vielleicht, wenn sie noch nichts vom Frieden wüßten, zerzausten ihm die Leute das Fell. Der Fuchs aber läßt sich auf nichts ein, und der Hahn wirft ihm seine schimpfliche Flucht vor, der Schimpf bleibe immer an ihm haften. Der Hahn höhnt den Fliehenden und ruft: Hängt den Dieb, ein Dieb ist da. Der aber macht, daß er fortkommt.

A. 3. Klosterfabel.

a. V. 317—704. (Des Wolfes Eintritt ins Kloster.) Erst als der Fuchs vier Tage gelaufen ist und nicht weiter kann vor Hunger und Ermüdung, fühlt er sich sicher vor den Hunden. Als er wieder Fassung genug hat, sich umzuschauen, erblickt er einen Klosterkoch, dessen Lämmer er einst vor dem Raubanfall des Wolfes bewahrt hatte. Der, als er den Fuchs so hungrig sah, wirft er ihm als Dank eine ganze Schüssel voll Fleischpasteten zu. Da Reinhard aber nicht sicher ist, ob er nicht irgendwo seinen Feind treffe, bewahrt er acht auf und läßt sich eine Tonsur scheren. Richtig kommt auch der Wolf des Weges und freut sich unaussprechlich, sich am Fuchse nun rächen zu können.

Er nennt ihn Satan, fordert ihn auf, sich nur gleich zum Tode zu bereiten, aber da der Wolf noch lange redet, fühlt sich Reinhard schon als Sieger. Er sagt, er heiße Bruder Reinhard, nicht Satan, denn er habe die Klostergelübde abgelegt und habe hier auch noch etwas Ordensspeise. Der Wolf fängt die ihm zugeschleuderten in der Luft auf, und stürzt sie sogleich mit der Schüssel hinab, meint aber, da er im Magen nichts davon spürt, er habe sie verfehlt, doch müssen sie irgendwo liegen, denn er spüre den Geruch, vielleicht seien sie in ein Loch gefallen, der Fuchs solle doch suchen. Der aber hält sich fern und meint, er könne nicht gut sehen, die rauchige Küche habe ihm die Augen verdorben. Sie seien außerdem aber sicher in des Wolfes Rachen gekommen. Isegrim sagt, da möchte er sein, wo es solche Speise giebt. Alles wolle er thun, nichts scheuen, wenn er nur tüchtig schlingen könne:

Relligio vacui pessima ventris erit.

Reinhard sagt, darüber solle er sich beruhigen, wenn es auch nur flüssige Nahrung gebe, so gebe es doch genug. Er solle nur eintreten, Sänger wie er seien besonders beliebt; und Isegrim, geschmeichelt, verspricht, keiner der Brüder solle das Maul weiter aufsperren und lauter schreien als er. Reinhard, erfreut, daß der Oheim Sehnsucht nach dem Kloster zeige, rät ihm, sich daselbst ein Amt auszuwählen. Der sagt, bescheiden, er nehme mit dem niedrigsten vorlieb; bis seine Tüchtigkeit anerkannt werde, wolle er Koch oder Schäfer sein. Nun weist ihn der Fuchs, der ihm eine große Platte schneidet, nach dem Kloster Blandigny. Da wird er zugelassen und in mönchischer Ordnung unterrichtet. Elf Äbte kamen dahin, das seltene Schauspiel zu sehen, von denen einer ein Morgenstern war. Der ist es, der über St. Egmond regiert, er wußte klug zu geben;

Da dabiturque tibi

war seine Regel; und dadurch machte er sein Kloster reich. Giebt er viel aus, so nimmt er mehr ein, so daß er es nicht bewältigen kann.

29. St. Egmond, Abt Walter (1130—61) zeichnete sich besonders aus, und das Kloster hatte unter ihm seine Glanzperiode (Voigt S. CVI ff).

Haec est eximii secta verenda viri:
Se facere affatu medium, tractare perite
Seria causarum, reddere quaeque suis,
Conciliare iras populi, frenare tyrannos,
Non curare minas blanditiisve capi,
Non pretio flecti, non inclinare favori,
Volvere multa, loqui pauca, silere diu,
Personas dirimit meritis, non ponderat aere,
Recta docens, eadem, quae docet, ipse gerit.

Und ihm gesellt sich der Abt von Liesborn, den der Dichter über alle setzt. Walter, so gut er sei, sei aber finster und ernst.

Largum laeta decet facies, et lingua suavis,
Ne rear iratum dona dedisse mihi.

Aber Balduin vereinigt Ernst mit Milde, strafend und beglückend. Diese beiden Muster jeglicher Tugend preist der Dichter besonders. Isegrim wird nun aufgefordert, die Stelle eines entschlafenen Bruders einzunehmen. Er fragt, was er zu thun habe, und gehorcht gerne, als ihm die Schafherden übertragen werden. Wenn er dominus vobiscum sagen soll, sagt er cominus ovis, aber das kum! spricht er am nachdrucksvollsten, denn er wußte, die Schafe könnten doch bloß deutsch, früher hatte er sie daher zur Strafe ihrer Unkenntnis in den Kerker seines Bauches geworfen, jetzt aber ist er mild. Wenn er Amen sagen soll, sagt er Agne, Lämmchen. Da entsteht eine Unruhe unter den Brüdern, es sei ihm nicht zu trauen, auch wenn er die Kutte trage. Er aber sagt, er sei sich seiner schweren Pflicht wohl bewußt und wolle sich des Priesteramtes wert zeigen. Zwar — das müsse er offen gestehen — nicht in allen Stücken billige er, was die Regel vorschreibt, zum Beispiel könne er ein Schläfchen im Sommer nach Tische nicht tadeln, und die heiligen Gesänge möchte er nicht gern zu lang. Ferner seien Pastetchen der Gesundheit gar nicht zuträglich, auch zu teuer; für eine ausreichende Mahlzeit davon könne man sieben Schafe kaufen. Wenn sie ihm acht Widderfelle voll Pasteten füllten, wolle er sie ausschlürfen, ohne etwas zu merken. Fünf Schafe solle man täglich dafür einem jeden geben, zwei zur Hauptmahlzeit, zwei zum Frühstück,

10. Abt von Liesborn, Balduin (1130—61); vgl. Voigt S. CXI ff.

eins zur None, dann würde es allen im Kloster gefallen, und die Zähne hätten auch etwas zu thun. Wer zu wenig ißt, dem müßten die Ohren beschnitten werden. Die andere Kost könne ja neben den fünf Schafen noch verteilt werden. Alle erschraken über solche Vorschläge. Der Abt teilt Isegrimen die zehnte Nachtandacht zu, mit Rücksicht auf sein schlafbedürftiges Alter. Der hätte bei allen Klosterbestimmungen nur an Schafe gedacht und bei den genannten Zahlen habe er sich ebenso viele Mahlzeiten vorgestellt, und deshalb wolle er auch den Schlaf opfern, um mehr essen zu können. Der Wolf erklärt alles thun zu wollen, was verlangt wird, ja die zehnte und die fünfzehnte Andacht singen zu wollen. Er begreife nicht, wie solche Klosterordnung jemanden schrecken könne. Gott selbst habe ihn hierher geführt, mehr habe er gefunden, als er je gehofft. Und als die Glocke läutet, ruft der Wolf die Brüder noch einmal zurück, er fühlt sich in seinem Eifer und seiner Liebe zur Sache berufen, den Orden zu reformieren. Sie sollten doch nicht unnötig Holz verbrennen, ungekocht schmecke das Fleisch viel besser, die Köche schöpften bloß das Fett ab:

Scit sapiens paucis, quorsum sententia tendat,
Sponte mea nullum, qui mea tollit, amo.

Alles Küchengerät sei überflüssig, alles, auch die Weihrauchfässer, Kelche, Glocken, Schreine, Schachteln, Leuchter, Kreuze, Gewänder, Bücher sollten sie zum Schafekauf verwenden, und diese roh verschlingen, damit nicht der Koch das Beste bekomme. Die ganze Welt, wünsche er, sollte ein Schafstall sein, und alles darin Schafe, nur sich allein nähme er aus, denn seine Mutter habe ihn nicht in einem Ypernschen Wollkorbe gewiegt, er sei vielmehr der Nachkomme des großen Lovo, das sei durch hebräische, griechische und lateinische Handschriften bezeugt. Die Mönche alle lachten über den Wolf.

b. V. 705—820. (Fuchs und Wölfin.) Reinhard unterdessen kommt auf ungebahnten Wegen in das Wolfslager. Wer ist denn euer Vater und wann wird er wiederkommen? fragt er die jungen Wölfe. Die bekennen sich als Isegrims Söhne, die Mutter sei noch schwach, der Vater hole Speise und werde morgen

29. Lovo, d. i. loup; vgl. Grimm, Reineke Fuchs S. CCXLVI.

wiederkommen. Ach, meint der Fuchs, dem Alten wird es wohl bald an den Kragen gehen, Widder und Bock haben schon über seine Altersschwäche geweint. Dann verhöhnt er sie in niederträchtiger Weise. Die Alte, welche es hört, schleppt sich heraus, und der Fuchs läuft davon. Jene sucht ihn unter gastlichen Versprechungen zurückzuhalten, aber er ruht nicht, bis er sie herausgelockt hat. Sie lauert ihm hinter der Thür auf. Reinhard wirft sie mit Steinen. Endlich springt sie hervor und setzt Reinhard nach. Dieser leitet sie in seinen Bau, durch den er wohl leicht hindurchschlüpft, die Wölfin aber bleibt stecken.

Dum stultus temere petit hostem, traditur hosti,
 Absque modo noli quaerere quicquid amas
— — — — — — — — — — — — —
Praeteriit stultus magno quaesita labore,
 Atque eadem sapiens absque labore tulit.

Der Fuchs verhöhnt und beschimpft sie.

c. V. 821—1124. (Des Wolfs Austritt aus dem Kloster.) Im Kloster unterdessen gab der Subprior dem Wolfe das Zeichen zu singen, als er an der Reihe war. Der aber versteht sich nicht auf die Zeichensprache, er verlangt Worte. Vergebens bedeutet man ihn zu schweigen. Wenn die Uhr nicht nachginge, wäre es schon lange elf vorbei und Essenszeit. Die Regel sei übertreten. Trotz seiner Entrüstung darüber wolle er aber doch sich herbeilassen zu essen, und er sagt benedicite,

Sero venire potest consule nemo deo.

Da wird eine große Verwirrung unter den Mönchen, alle geben Zeichen mit Nase und Mund, und der Wolf denkt bei diesem Fauchen an den Gansert Gerard und bekommt die Angst. Die Leuchter verlöschten vom Blasen und die Mönche hielten das für ein Zeichen des Himmels. Man eilt zu den geweihten Glocken, der Wolf bekommt die Angst. Die Mönche schwingen Leuchter, Kreuze, Gefäße, zum Schutze gegen die bösen Geister, überall verkriechen sie sich, dabei können sie das Lachen nicht halten. Der Abt, der selbst eine Art Wolf war, fünfjährigen Falerner trank, sich alles, anderen nichts gönnte, schleppt sich herbei, sein heißer Atem hätte Schiffszwieback rösten können, noch ganz trunken und satt vom gestrigen Mahle, befiehlt er Isegrim zu singen.

Wenn es weiter nichts ist, meint der, warum habt ihr mir das denn nicht gleich gesagt, sondern nur immer gefaucht? Wenn singen trinken heißt, will ich das Frühmahl darangeben, aber ein Hungriger singt jämmerlich:

In caelos animum plena cuculla vehit.

Da heißt ihn der Abt in den Keller führen, als Schenke zieht er allen Fässern die Spunde ab, um zu sehen, was darin ist, doch macht er sie nicht wieder zu. Prüfet alles, das Gute behaltet! denkt er. Während die anderen noch sangen, schien es ihnen, daß der Wolf doch lange trinke. Da fand ihn ein Bruder im Weine schwimmend und meint, er sei doch ein zu verschwenderischer Schenke:

Saepe parum melius quam nimis esse semel!

Morgen werde er Prügel bekommen und in den Kasten spazieren. Isegrim aber begreift nicht, was er darin solle, wenn nicht etwa ein Schaf darin ist. Er befinde sich ganz wohl an seinem Orte. Man sei ihm nur nicht wohl gesinnt, weil er gerecht sei und das Gesetz liebe. Nach der Regel solle der Wein ja bis an die mittlere Kehle steigen. Die Brüder trinken tüchtig, und am meisten der Abt, warum solle er es nicht auch thun?

Par facit auctori scelerum praeceptor et emptor,
Efficit impuram mens scelerata manum.

Er wolle sie sogar noch in dieser Heiligkeit übertreffen. Solange noch ein Tropfen übrig sei, wolle er hier bleiben. Der Bruder berichtet nun alles dem Abte und den anderen Mönchen, und alle stimmen darin überein, daß der schlimme Bruder müsse hinausgejagt werden. Jeder bewaffnet sich mit dem, was ihm gerade zu Händen kommt, der eine nimmt des Abtes Spucknapf, der andere einen Pferdekopf, ein anderer das Stück der zersprungenen Donnerstagsglocke, der ein Stück von einem Kummet, der Abt eine gewaltige Senfmühle. So rücken sie auf den noch immer friedlich Trinkenden los. Der Wolf bedauert, daß der Maurer für ihn kein Loch im Gemäuer gelassen hat, als er die Schar kommen sieht, auch stellt er sich tapfer und meint, den Knüttel hätten sie besser zu Hause gelassen. Er wolle ihnen einen neuen guten Gedanken mitteilen. Da aus ihrem Orden immer diejenigen zu Äbten und Bischöfen erlesen würden, die am besten durch Bitten und Drohungen, durch Gewalt und durch List zusammenzuhäufen verstehen und da diese Bedingung noch nicht all-

gemein genug bekannt sein dürfte, sintemal viele noch sparsam sind und nicht alles aufzehren, so möchte man die, welche geeignet sind, die Anweisung dazu zu geben, in einem neuen Orden zusammenthun, dessen Abt er zu werden hoffe. Deshalb habe er so tüchtig getrunken, daß, wenn ein Abt vertrieben würde, der zu wenig geraubt hätte, er an seine Stelle käme. Jetzt sollten sie ihn aber nicht für frühere Sünden büßen lassen, die ihm sogar der Bauer geschenkt habe. Wenigstens sollten sie ihn nicht vertreiben, sollten ihn, wenn es sein müßte, zum Krankenhausvorsteher machen, dann werde er sich leider nicht mehr durch Fressen eine Abtstelle erringen können. Ein boshafter Engländer entgegnete darauf, er solle nur herausgehen, die glückliche Stunde, wo er Abt werden solle, sei gekommen, sie wollten ihn geleiten. Mit einer Weihrauchschale schlägt ihn der Thorhüter um beide Ohren, dann versetzen sie ihm eins mit einem Heumaß auf den Kopf, das sie als Inful ausgeben, der Bischof von Arras habe sie geschickt. Als Stola wird ihm das Kummet umgeschlagen, und der Abt bearbeitet ihn mit der Senfmühle, die er einen Fladen nennt. Und nun dringt auch noch der mit dem Stück Glocke auf ihn ein und schlägt ihn nieder. Nun sei er krank, sagt er spottend dem jämmerlich zerschlagenen Wolfe, und könne Krankenmeister werden. Nun kommt noch der mit dem Pferdekopf: Isegrim wolle Bischof sein, kenne aber noch nicht genügend seine Pflichten, darum schenke er ihm hier eine Geige, die zwar bäurisch sei und knochig, wie der Herr Blitero, doch gebe er sie ihm umsonst. Und Wort für Wort begleitet er mit einem Hiebe. So streicht der Wolf mitten durch sie hin, zum Abschied ruft ihm ein Aufwärter noch nach, er habe sein Plektrum zur Geige vergessen, und haut ihm mit glühendem eisernem Bratspieß auf Nacken und Schulter. Nicht eher kommt der Wolf wieder zu sich, als bis er nach Hause kommt, wo er die Gattin noch im Loche stecken findet. Beide schwören Reinhard Rache, die dieser jedoch später durch den Schinken von sich abwendet.

D. 2. Entschädigung des heimkehrenden Wolfes.

a V. 1125—1166. (Hengst und Storch im Sumpfe.) Dem Fuchs war es nicht recht, daß vor dem Löwen erzählt wurde, wie er sich habe betrügen lassen, daher heißt der Bär den lesenden

25. Blitero, Verfasser eines elegischen Gedichtes.

Eber abbrechen. Der König aber ist heiter und bestellt Festmahl und Spiel. Traurig ging unterdessen der Wolf, bis auf die Knochen geschunden, nach seiner Wohnung zurück. Da sieht er den Wallach Corvigar am Rande eines Sumpfes stehen, bis an die Mähne darinsteckend, hinter ihm einen Storch, dem das Pferd auf die Füße tritt. Jener kann sich nicht gut helfen, aber er droht wenigstens. „Laß uns in das Schilf treten, Bruder Corvigar, da können wir doch auf unsere Füße achten, ich fürchte, ich könnte dir die deinigen zertreten. An solcher Stelle wie hier kann man gut seine Füße verlieren, darum gehe schnell fort. Ein Glück, daß du nicht hinter mich geraten bist, sonst wärst du verloren, denn ich habe richtige Satansklauen. Ich möchte dir doch nicht gerne unversehens etwas Böses thun." Da schlägt er heftig mit den Flügeln und bespritzt das Pferd, dieses bekommt Furcht und springt ans Ufer.

b. V. 1167—1322. (Wolf und Hengst.) Als der Wolf das Pferd sieht, vergißt er seine Leiden und preist sich noch glücklich wegen des Geschehenen, da er so gerade zu rechter Zeit gekommen ist. Corvigar denkt nicht an Furcht, denn er war ihm gewachsen, und sucht ihn durch List zu überwinden. Wie ist's, fragt er ihn, wer hat dir deine Kutte gestohlen? Der Wolf sagt, diese Frage thue ihm als Zeichen des Mitgefühls sehr wohl, doch stehe es mit ihm besser, als er denke.

Saepe brevi impenso lucratur maxima prudens.

und das hoffe er auch jetzt. Er sei als Gesandter des Klosters an den Hof gekommen und habe dem kranken Könige willig sein Fell gegeben, denn er habe gewußt, daß das Pferd hier darauf warte, ihm das seinige zu geben, und jetzt fordere er dasselbe auf, den günstigen Augenblick wahrzunehmen, wo es ihn verpflichten könne. Aus dem Fleische wolle er sich ein kleines Mahl bereiten. Rippen und Knochen solle es behalten, da könne es sich neues Fleisch anfressen, wenn er es etwas magerer mache, werde es auch besser laufen können. Corvigar entgegnet, wenn er weiter nichts verlange, um solche Kleinigkeit brauche er nicht lange zu bitten. Es fürchte nur, er sei so großer Ehre nicht wert. Auch fürchte es, es sei für den Wolf hier nicht sicher, da die Hunde schweifen, und für sich selber fürchtet das Pferd im

4. Corvigar, d. i. der Rappe

Walde Gefahr, da den Wolf weder Tonsur noch Kutte jetzt als Mönch erweisen. Übrigens sei er bereit, ihm die Glatze zu schneiden, das Schermesser trage er an seinen Füßen. Aber, meint der Wolf, er sehe keinen Streichriemen. Doch auch darüber beruhigt ihn das Pferd und zeigt ihm seine beschlagenen Hufe. Da will der Wolf das Pferd berücken und ihm einreden, es habe den Eisenschuh verloren, jetzt solle es mit ihm kommen und die gelobte Wallfahrt leisten, da Corvigarus aber sagt, es sei alles zum Rasieren da, so zieht der Wolf nun andere Saiten auf. Er sagt, das Eisen sei aus dem Kloster gestohlen, es seien die Thürringe, und das Pferd sei feierlich in den Bann gethan. Das Pferd bittet um Erbarmen, es gestehe sein Unrecht ein und bitte den Wolf, das gestohlene Gut ihm von den Füßen zu ziehen, es selbst sei alt und möchte nicht gerne im Kirchenbann sterben. Isegrim denkt, wenn er dem Pferde einen Huf nähme, auf drei Rädern ginge der Wagen schlecht. Als er aber herankommt, schlägt Corvigarus zu, und Isegrim taumelt zurück, ihm ist Hören und Sehen vergangen. Das Hufeisen bleibt auf seiner Stirn sitzen, die Nägel dringen ins Gesicht. Frohlockend ruft Corvigarus, er solle zusehen, ob das der rechte Ring sei, dann solle er wiederkommen, um die anderen auch in Empfang zu nehmen. Der Wolf kann sich gar nicht vom Grase aufraffen, endlich steht er ächzend auf. Wohlauf nach Rom! sagt das Pferd, zeige dem Papst das Siegel auf deiner Stirn. Ich verdiene über Papst und Bischöfen zu stehen, denn der Papst siegelt mit Blei, die Bischöfe mit Wachs, ich mit Eisen. Wenn der Papst mein Siegel sieht, wird er nicht anstehen, dich wieder deinem Kloster zu überweisen.

c. VI. 1—132. (Wolf und Schaf.) Nachdem bei Hofe alles vollbracht war, begaben sich die Barone nach Hause. Reinhard sucht den kranken Isegrim auf. Der knirscht mit den Zähnen und jagt die bedauernden Fliegen von sich. Reinhard ruft, welcher Waldfrevler denn hier Holz fälle. Ihm sei doch die Hut des Waldes anvertraut. Jeder Bauer dürfe seinen Busch in Schutz nehmen, dem König scheine das verwehrt. Kein Ästlein solle er mehr anrühren, sonst nehme er das Beil ihm weg. Als er endlich vor ihm steht, erkennt er ihn und bittet um Entschuldigung. Mühsam richtet sich der Wolf auf und ruft den Fuchs heran, er sei nicht böse auf ihn, nur auf den König. Reinhard aber ist vorsichtig. Was dem Wolfe Böses geschehen,

schiebt er alles auf den Widder Joseph, an dem solle er sich rächen, er wolle ihn zu den Schafen führen; wenn es auch Nacht sei, würde der Hufeisenmond auf seinem Kopfe ihnen leuchten. Der Wolf ist entzückt von dem Plane und macht sich auf zum Stalle des nichtsahnenden Joseph, dem Reinhard indessen schon am Königshofe Anweisung erteilt hatte. Laß die Drohungen, schmeichle lieber, rät der Fuchs,

Qui simulat pacem certius ense ferit.

So ruft denn der Wolf pax vobis! Das kann mir nichts nützen, entgegnet der Widder. Ich wohne auf dem Lande und brauche keinen Waldzins zu zahlen. Dein Vater ist schlecht genug gegen den meinigen gewesen, du wirst nicht besser sein. Isegrim fordert nun Zahlung für das abgemessene Land, zwölffachen Zins, und ihn, den Widder, dazu. Er solle nur schnell herausrücken, was der Beutel enthalte. Der Widder entgegnet, er wolle doch dem Wolfe lieber zur Speise dienen, als dem Bauer, er sehe das als eine Gunst des Himmels an. Doch möchte er auch, daß niemand anders etwas abbekäme als der Wolf. Hier würden, wenn es tagte, Jäger und Hunde sie stören, im Walde des Wolfes Sippschaft. Er solle sich daher gegen den Pfosten gelehnt auf die Erde legen, die Füße in die Grube stecken und dann das Maul aufmachen, soweit er könne, dann wolle er hineinspringen. Der Wolf thut wie ihm gesagt ist, und nun springt Joseph auf ihn los und trifft Maul und Nase, Stirn und Gaumen mit seinen Hörnern, so daß Isegrim bewußtlos hinfällt. Joseph verhöhnt ihn, daß er so schlecht standgehalten habe. Widderfleisch vor Tagesanbruch schmecke schlecht, er solle mal abends wiederkommen. Der Fuchs dankt dem Widder und ist schadenfroh. Der Widder mit seinen Lämmern geht nun, auch der Wolf schleppt sich nach Hause, wo er bleibt, bis sein Fell wieder gewachsen.

E. Untergang.

a. VI. 133—348. (Wolf und Fuchs teilen dem Löwen Beute.) Als er wieder gesund war, bleibt der Fuchs im Bau wie eine Eule am Tag, denn das, was er an ihm gethan, werde der Wolf ihm nie verzeihen, ist seine richtige Ansicht. So bereitet er denn einen neuen Anschlag gegen ihn vor.

Saepe malum sapiens fert pro peiore fugando,
Stulti vana timent inque timenda ruunt.

Hungrig zieht der Löwe auf Beute aus, der Fuchs kommt ihm entgegen, wirft sich vor ihm nieder und sagt, Isegrim bitte demütig um die Ehre, ihn bewirten zu dürfen. Der Löwe folgt ihm, aber sie finden geschlossene Thüren. Der Fuchs sagt ihm, er solle ihm nur dankbar sein, daß er ihm die Ehre so hohen Besuches verschafft, und solle schnell ein Mahl bereiten. Der Wolf denkt schon, er solle seine Haut wieder hergeben, denn wenn Reinhard dabei ist, verspricht er sich nichts Gutes. Der Fuchs fordert ihn auf, ein Kalb mit ihm für den König von der Weide zu holen, er allein sei zu schwach. Die Beute soll unter alle geteilt werden. Der Löwe schweigt und will sich seinen Entschluß aufsparen, bis er die Beute hat. Wenn sie erst da ist, frißt er sie nämlich allein. Isegrim sagt zu. Sie holen die Kuh, töten sie, und der Wolf sagt, er wolle sie teilen. Aber teile gut! warnte der König. Der Wolf mahnt ihn, sich einen Teil auszuwählen, der Löwe aber zieht vor, sich denselben zuweisen zu lassen. Da weist denn der Wolf dem Könige den besten, sich den zweiten und Reinhard den letzten Teil zu. Der Löwe kann sich nicht mehr beherrschen vor Entrüstung, daß der Wolf die Teile gleich gemacht hat. Er reißt ihm einen Streifen Haut von der Schulter bis zum Schwanze herunter und Isegrim springt zurück wie ein Quitten verkaufendes Hökerweib. Da sieht man, sagt der Fuchs, wie bevorzugt die Hofleute sind, bei Hofe habe sich Isegrim von Bär und Löwen bedienen lassen, und jetzt ist gar der König sein Genosse und seinesgleichen. Der Löwe aber sagt entrüstet, der König habe ja gar nichts mehr zu bedeuten, wenn er den anderen einfach gleichgestellt werde, und der Fuchs giebt seinem Unwillen ganz recht, der Wolf hätte verdient, aufgehängt zu werden wegen seines Vorwitzes. Nun fordert der Löwe den Fuchs auf zu teilen, der entschuldigt sich aber und meint, der Löwe solle doch die Kuh allein nehmen, er scheue sich vor dem Unwillen des Oheims. Wie? fährt der König auf, strafe ich nicht alle Räuber, und jetzt soll ich nehmen, was mir nicht gehört? Teile die gemeinsame Beute. Der Fuchs fordert erst die Begnadigung des Oheims, welche bewilligt wird. Da macht Reinhard drei ungleiche Haufen. Die fetten und knochenlosen Stücke auf den ersten, die weniger guten auf den zweiten, die Knochen auf den dritten Haufen, drei Füße teilt er den Haufen zu, den vierten legt er besonders. Nun sagt der König, er solle die Teile auch zuweisen.

So giebt er den besten dem Könige, den zweiten der Königin, den dritten den jungen Löwen, die könnten ihre Kinnbacken an den Knochen üben. Den Fuß nimmt er für sich, falls ihn nicht der König auch noch beanspruche. Der König läßt ihm denselben großmütig und fragt, wer ihn teilen gelehrt habe. Mein Oheim da! ist die Antwort. Aber warum hat denn der nicht selbst so geteilt? forscht der Löwe. Die Nachbarschaft von Beauvais habe ihm die Thatkraft dazu genommen, entgegnet der Fuchs.

Saepe valens aliis non valet ipse sibi.

Dann wendet sich der Fuchs an den Oheim und tadelt diesen, daß er nie klug werde.

Frania putrescunt melius quam poma vorentur,
Vas plenum recto, qui tenet, orbe ferat.

Wäre er klug gewesen, so wäre er als des Königs Freund von dannen gegangen, besser, er hätte wenig genommen, als alles verloren. Dem Könige gehöre ja alles und sein Wille sei Gesetz, der König bekomme Brot und Gewürz, Fleisch und Wein, der Bauer aber Sieb und Milcheimer, den König kleide der Purpur, den Bauer der Flachskittel. So solle er doch endlich seinem unersättlichen Schlunde entgegentreten und mäßig sein.

b. VI. 349—550. (Wolf und Esel.) Der Fuchs beschaut des Wolfes Gestalt mit schrägen Seitenblicken, er sah übel genug aus. Doch schien es ihm gefährlich, daß er noch auf vier Beinen laufen könne; unschädlicher würde er sein, wenn man ihn dreibeinig machen könnte. So raunt er in Isegrims Ohr, mit dem Könige sei nichts zu gewinnen, er müsse auf anderm Wege etwas zu gewinnen suchen. Balduins, des Esels, Vater sei des Wolfes Vater noch seine Haut schuldig und habe sich immer der Hergabe geweigert. So sei sein Sohn Carcophas gebunden zu zahlen, seiner Dummheit würden sie im Rechtsstreite leicht Herr werden. Er könne kein Französisch, lebe lieber an der Donau als in Frankreich und könne nur bayrisch poltern. Ich will ihn auf französisch schon breitschlagen, daß er das Fell herausgiebt. Und als der Wolf noch vorsichtig zaudert, vermißt er sich, daß es ihm diesmal glücken solle. Der Wolf weiß nicht, ob er ihn als Feind oder

27. Balduins, Name des Esels; Grimm, Reineke Fuchs S. CCXLIV meint, V. 369, Balduinus senior Bona qui Fiducia fertur, solle eine Erklärung des Namens enthalten.

Freund betrachten solle. Allerdings habe es seine Richtigkeit mit der Eselshaut. Der Fuchs sagt, er wolle den Esel in den Wald locken, damit nicht ein Feind sie ertappe. Den Esel weiht der Fuchs nun in den Betrug ein, und dieser folgt. Dem Wolfe sagt der Esel zu, was recht und billig sei, wolle er leisten. Der Fuchs wird nun dazu geholt. Der Esel bittet sich aber erst einen Rechtsbeistand aus. Der Fuchs aber sagt: Wozu? Er setzt ihm die Rechtsfrage auseinander und mahnt ihn, das Fell herauszugeben, auch der Wolf habe das seinige zweimal lassen müssen,

Credita qui reddit rursus debere meretur.

Seine edle Herkunft von einem französischen Vater und einer iberischen Mutter mache ihm auch anständige Gesinnung zur Pflicht.

Alles das setzt er in burgundischer Rede auseinander, und der Wolf giebt dem noch kräftigeren Nachdruck durch wiederholte Aufforderung, das Fell herauszugeben. Der Fuchs flüstert ihm zu, der Esel sei gefangen, könne nichts einwenden, die Klage sei gerecht, so solle er ihn sich beraten lassen, sein Fell werde darum nicht schlechter, dann werde er wenigstens nicht über Vergewaltigung klagen. Der Wolf willigt ein. Der Fuchs erklärt nun, der Esel wolle gern alles geben, was billig ist; aber da der Wolf keine Zeugen stelle, so sei er der Meinung, daß dieser im Unrechte sei. Auch sei es auffällig, daß erst so spät die Eintreibung erfolge, das entspreche nicht den Gewohnheiten des Wolfes. Der Esel wolle sich auf keine Zahlung einlassen, ehe nicht jede Rechtsform erfüllt sei. Er fürchte, daß, wenn er einmal nachgäbe, seine Schuld sich endlich als unbezahlbar herausstellen möchte.

Rusticus ut solvens debet tamen usque tyranno
Nec fiscum papae Gallia trina replet.

Der Wolf fragt nun Reinhard im Vertrauen, was er meine. Der sagt, was der Esel fordre, sei billig. Doch solle er nur schwören, der Esel wisse recht gut, daß er nicht entweichen könne. Wenn er mit der Hälfte davon käme, würde er ohne Zweifel sofort zahlen. Aber der Wolf sagt, die Hälfte sei ihm zu wenig, er werde kein Narr sein und aufgeben, was ihm von Rechts wegen zukomme. Nun soll er schwören. Der Fuchs leitet ihn zur Falle und sagt, ein Meineidiger käme nicht davon. Der Wolf legt den Fuß auf und ist gefangen. Da ruft der Fuchs, er solle nur zurück-

treten, der Esel wolle keinen Schwur und wolle zahlen. Sollte er aber auf einem Meineid ertappt werden, so ginge er seines Anspruches verlustig. Er stellte sich, als merkte er jetzt erst, daß der Wolf gefangen ist, und sagte, der Fuß, wenn nicht mehr, werde wohl Bürgschaft bleiben müssen für die versäumte Zahlung, die er vor dem Schwur dem Heiligtum hätte leisten müssen. Er meine, die Heiligen, die selbst etwas vom Räuber in sich gehabt hätten, wollten den Wolf als Genossen nicht loslassen. Schade, daß nur ein Fuß von ihm heilig werde. Esel und Fuchs gehen jetzt fort, und der Wolf, um loszukommen, nagt seinen Fuß ab.

c. VII. 1—708. (Wolf und die Gemeinde Salauras.) Nun kam der Wolf in den Wald und traf die Sau Salaura, die gefräßig schon das Fünfzehnfache der gewöhnlichen Eichelmast in ihren alten Leib gesteckt hatte und die verschmitzter war als neun Äbte. Ihr Ahnherr hieß Reingrim, den wollte sie rächen, darum war sie so alt geworden. Isegrim hofft, sie betrügen zu können. Friede sei mit der Tante, sagt er, sie aber verachtet den Alten, dem ein Fuß fehlt. Sie verhöhnt ihn und fragt, wo er denn den einen Leuchter gelassen habe. Jener erzählt, was ihm geschehen, und sagt, er sei jetzt alt und schwach und denke nur an Ruhe. Er bietet ihr einen Kuß. Sie aber heißt ihn gehn, er kenne ihre Ordensregel nicht, er, ein Mönch, solle doch der Nonne keinen Kuß rauben, die Messe gehe dem Frieden voraus, nicht umgekehrt, so solle er warten. Er aber sagt, wegen seiner Lahmheit könne er nicht Messe lesen. Sie sagt, ihr, der Äbtissin, die über dreihundert Nonnen stehe, käme das natürlich zu. Isegrim meint, nun solle sie auch sein Recht lernen, wie er das ihre,

Ridendo redeant praestita liba domum!

ihm künde die Glocke des Fleisches, nicht die eherne, die Hora an, und sein Bauch sei seine Uhr. Auch wenn Tanko von St. Gallen die Glocke gegossen hätte, könne sie ihm nicht sichrer die rechte Zeit angeben, als sein knurrender Magen. Aus reiner Friedensliebe gebe er Tanten und Nichten Küsse, daß ganze Stücke von ihnen losgingen. Die Sau entgegnet, da der Wolf meine, es sei an der Zeit, so wolle sie singen, er solle sie nur ins Ohr kneifen, dann würden ihre Genossen kommen. Der Wolf freut sich auf diese und kneift Salaura kräftig ins Ohr, so daß diese

15. Reingrim, der sehr Grimmige.

laut schreit, sechs Quinten über den Normalton. Sie sagt, in seiner Gegenwart lasse sie festlichere Töne erschallen, und nun hielt sie ihm eine theoretische Vorlesung über Musik. Sie kennen schon neun Intervalle, nicht mehr bloß sieben, ja, da sie vierstimmig singen, müssen sie ihre Leiter auf fünfzehn Stufen ausdehnen. Bekka singe Alt, Sonoche den Tenor und Baltero, ihr Urenkel, den Baß. Es sei eine herrliche Musik, die sie leisteten. Er solle noch einmal ihr Ohr kneifen. Bekka hört das, und sechsundsechzig Säue stürzen mit lautem Grunzen heran, allen voran der junge Cono mit einundzwanzig Brüdern, dann die andern, Bekka, Sonoche und Burgissa mit sieben Söhnen, und Baltero mit sechs Schwiegersöhnen, vier Brüdern, acht Schwiegertöchtern. Als diese heranstürzten, faßte den Wolf Furcht. Er läßt das Ohr der Salaura etwas los, obgleich diese ihn ermuntert, weiter zu kneifen, meint er, er habe genug vom Gesange. Sie aber sagt, das sei bis jetzt nur Beichtgemurmel, bald würden sie erst ordentlich singen. Da reißt auch schon Cono dem Alten ein großes Stück Fleisch aus der Keule. Der Wolf meint, zu solch einem Friedenskusse stehe ihm das Recht zunächst zu, als dem nächst Salaura Ältesten. Salaura aber meint, nun sollten noch alle seine Glieder solchen Friedenskuß empfangen, und nun reißt sie ihm noch ein doppelt so großes Stück Fleisch aus, das in Rheims drei Heller kostet. Nun sei die lectio in der Messe zu Ende, alle sollten jetzt den Gesang anstimmen. Da stürzen sie alle auf ihn los, doch es sind zu viele und so gelingen ihre Stöße nicht recht. Da wird der Wolf böse, und Baltero, der es sieht, sagt scherzend als Anwalt in Isegrims Namen, solches Spiel könne ihm nicht gefallen, sie müßten besser singen, mit solchem Spiel würden sie keinen Dank ernten. Er fordert Salaura auf, Ordnung hineinzubringen, sonst werde es ihnen gefährlich; Salaura aber sagt, die fleischliche Strafe mache standhafte Seelen selig, und der Küster bimmle kräftiger die Glocken, wenn er auf reiche Bezahlung hoffe.

Ut salves animam, tormentis subde cadaver,
Verberat electos ira benigna dei.

Es geschehe das alles aus Liebe, müsse man doch auch sterben lernen. Isegrim sieht sich verzweifelt um, Baltero höhnt ihn, ob

6. Bekka, die mit der Schnauze. — Sonoche, das Schwein. — Baltero, der Kühne. — 10. Cono, der Kühne. — 11. Burgissa, die Schmutzige

er sich nicht freue, so unerwartet viele Freunde gefunden zu haben? Sie gedächten gerne des von ihm empfangenen Guten und vergölten es ihm jetzt:

Nescit iniquus homo panis meminisse comesti,
Nos opis acceptae non meminisse piget.

Er solle nur wählen, ob er freiwillig oder gezwungen bei ihnen bleiben wolle. Auch Bekka verhöhnt ihn. Isegrim fällt zu Boden und Salaura bittet ihn, auch für sie zu beten, zugleich reißt sie ihm die Leber aus der Seite, indem sie meint, er habe ein Buch boshafterweise verschlungen, aus dem pax hätte gesungen werden sollen. Nun sollten sie alle Frieden halten. Der Wolf fühlt sein Ende nahen, den Tod Mahomets, der auch von Schweinen zerfleischt wurde. Nur einen Wunsch bittet er ihm zu gewähren, sie sollten ein wenig beiseite treten, damit er die Zukunft verkünde. Das geschieht, und er sagt, er sehe, daß er sterben müsse, Agemund, der Hausgeist, möge seinen Tod rächen. Er möge das Geschlecht der Salaura mit Schmach belasten, und Nacht und Tag sollten sie von unsauberen Geistern geplagt sein. Zu ewiger Trägheit sollen sie verdammt und die Winternacht ihnen zu kurz sein, und nur die Püffe der Herrin sollen die faule Magd zum Aufstehen bringen. Beim Milchen soll sie Unglück haben, wenig Butter soll sie bekommen, und das Gespenst des Wolfes soll sie verfolgen. Unordentlich schleudere sie alles umher, das sei sein Fluch für das Schwein. Mit Hilfe des Agemund, der einen Habichtschnabel, eine Pferdemähne, einen Katzenschwanz, Stierhörner, einen Ziegenbart, Schafwolle am Leibe, Gänsefedern am Rücken, vorn Hahnenfüße, hinten Hundefüße hat, ging diese Prophezeiung in Erfüllung. Zu Isegrim aber sagt nun Salaura, da er ebenso wenig ein Seher wie sie eine Nonne gewesen sei, so wollten sie die Namen ändern: er solle der Prophet Jonas und sie sein Meerfisch sein; er solle in ihr Wirtshaus treten und auch die Zeche nicht zu zahlen brauchen, Holz für den Winter brauche er auch nicht. Auch nach Ninive wolle sie ihn nicht tragen oder ihn an verdächtiger Stelle ausspeien, er solle in Frieden ruhen, das verspreche sie ihm. Sie sei christlich, liebe deshalb den Leib, der ihr Feind sei, und aus Christenliebe biete sie ihm das Süßeste an, was sie habe, und darum wolle sie den Wolf ihrem Leibe zuweisen und auch ihren Genossinnen davon mitteilen. Auch eine Grabschrift solle er haben

Jeglichen Abt umschloß bisher ein einziges Grabmal,
Aber nach seinem Verdienst werde ein jeder geehrt.
Isegrims Asche in sechsmal elf der Urnen nun ruhet:
Der Grabstätten Zahl weist auf der Tugenden Zahl.
Am einunddreißigsten Juni ist, zwischen Johannis und Clugny,
Dieser gestorben, sofort brach da der Frühling herein.

Und die Sau fraß die Leber, die übrigen machten sich über den Rest des Leichnams, und in einem Augenblick war er zerrissen. Jeder nimmt ein Stück und begleitet den Schmaus mit höhnischen Bemerkungen. Kaum so viel blieb übrig, als ein Achtel eines Flohes beträgt. Bekka fragt nun, wie sein Leichenbegängnis zu feiern sei, würdig seines geistlichen Standes. Salaura stimmt bei, das solle geschehen, wenn er auch nur ein gutes Werk gethan hätte. Aber

Quo magis alta tenet nequam, magis ima meretur,
Et bonus ex humili surgit ad alta loco,

der Wolf, möge er immerhin Abt gewesen sein, verdiene keine andre Ehre, als das Geld, für das der Papst (Eugen III.) die Kreuzfahrer an den Normannen Roger verkaufte. Reinhard kommt dazu und fragt nach der Ursache ihres Schmerzes. Cono berichtet ihm, man habe Isegrim heut die Messe gelesen, er habe von der Sünde nun abgelassen und empfinde keinen Schmerz mehr. Der Fuchs wünscht heuchlerisch, in demselben Grabe mit dem Oheim zu liegen. Da sagt Cono, das Grab sei nahe, er solle nur hineinspazieren, der Wolf sei ihnen so zu wenig gewesen. Reinhard sagt, morgen wolle er es thun. Aber Cono meint, es sei besser, den Vorsatz gleich auszuführen:

Propositum felix dilatio saepe resolvit.

Der Fuchs aber sagt, ihn treibe nicht Wut, sondern Liebe zu diesem Schritte, und diese bleibe sich alle Tage gleich.

Nun sagt die Äbtissin Salaura: Wie lange die göttliche Huld die Schuldigen trage, kann man durch Sündigen leicht erproben, schwer erkennen. Die Furcht vor der Strafe ist der sicherste Schutz vor derselben. Man müsse nur das Herz auf das Gute richten und die künftige Verdammnis fürchten. Sie erinnert an das sündige Sodom, an Adam und Kain, an Noah und Pharao, Datan und Abiram und die Rotte Korah, das goldne Kalb, an Bileams Esel und an Balak und noch viele andere Beispiele der

biblischen Geschichte, die beweisen, daß Gott die Sünde nicht dulde, den Immanuel sende, der die Spreu vom Weizen sondert. Christus werde wiederkommen und ein Rächer der Sünde sein. Die Lehre vom Kreuz habe jetzt lange nicht so viel Erfolg, als bei ihrer ersten Verkündigung, Satan sei in die Welt gekommen, die Gottesfurcht geschwunden. Alles sei verkehrt, der Sommer sei winterlich, der Winter sommerlich, in Sachsen habe man Eiskrystalle wie Schilder auf den Feldern gefunden, das Meer sei fest gefroren, die Erde flüssiges Meer geworden, in Friesland habe das Meer ein Feld samt Haus und Besitzer fortgeführt und so einen Rechtsstreit geschlichtet. Gewaltige Winde hätten Balken aus den Häusern gerissen und weit fort getragen, der Mensch habe nirgends Zuflucht gefunden, merkwürdige Lichterscheinungen haben sich gezeigt und die Sonne habe sich verfinstert, so daß alles erschrocken sei. Nun wollte die Sau Salaura auch noch vom Untergang der Welt anfangen, aber Reinhard ist es leid und heißt sie schweigen. Er wisse schon, daß sie den Papst wegen seiner Treulosigkeit verklagen wolle, der sich habe durch sizilisches Gold verlocken lassen, und sogleich stimmt Salaura in das Klagelied ein und berichtet von dem Elend der Kreuzfahrer. Der Fuchs aber sagt, der Papst habe nur die Seelen retten wollen, daß sie nicht allzu sehr am Gelde hingen und es nicht allzu bequem hätten. Wenn der gute Oheim noch lebte, er würde solche Beschimpfung des Papstes nicht dulden, sondern ihn an der Närrin rächen.

Das ist der Inhalt des Isegrim. Es ist länger dabei verweilt worden, weil das Stück nicht nur kulturhistorisch von bedeutendem Werte ist, sondern auch durch die plastische Durchbildung der Gestalten, die Einheitlichkeit der Entwicklung, die Gediegenheit der Anlage zu den hervorragendsten Leistungen des elften Jahrhunderts gehört. Die in ihm durchgeführte Lehre ist nicht etwa die: Wer allzu viel begehrt, bekommt gar nichts, oder: Die Habgier geht an sich selbst zu Grunde, sondern die: Einfachheit und Natürlichkeit unterliegt hienieden der Falschheit und List. Wie ein wahrer Held hält sich der Wolf in jeder Lage, und so lächerlich er uns durch seine Gefräßigkeit und unersättliche Gier erscheint, so sind das nicht Fehler, die für ihn einen sittlichen Vorwurf einschließen, denn seine Natur bringt sie mit sich. Die schlichte Einfalt, mit der er in die Falle rennt, läßt ihn höher stehend erscheinen, als den Fuchs mit seiner selbstgefälligen Schlau-

heit, die ihn hineinlockt. In satter Behaglichkeit sind die einzelnen Bilder ausgemalt; ich hebe hervor: das Idyll am Sumpfe mit Pferd und Storch, die Wolfsgestalt inmitten der auf ihn zürnenden Widder, der unterliegende Edle und seine gemeinen Mörder, das reiche Bild der im Hospiz angelangten Wallfahrtenden. Für den Wolf kann man Mitgefühl hegen, nicht aber für den Fuchs: dessen Feigheit, niedrige Kniffe, sowie seine knechtische Dienstbeflissenheit gegenüber dem Löwen lassen ihn als den Vertreter derjenigen erscheinen, die es zu etwas bringen auf der Welt, gleichviel durch welche Mittel.

Köstlich ist oft die Moralisation und gründet sich auf eine reiche Spruchweisheit im Volke.

Die Personifizierung und Benennung der Vertreter des Tierreiches ist in diesem Stücke zuerst durchgeführt. In der Anlage zeigt es manche Analogie mit der Ekbasis, mit der es auch die Binnenfabel gemein hat. Die den einzelnen Teilen beigesetzten Buchstaben und Zahlen ordnen die Ereignisse nach ihrem chronologischen Verlaufe.

Nun giebt es auch noch einen verkürzten Isegrim, welcher von Grimm schlechtweg Isegrim genannt wurde. Bormanns hatte denselben für eine Skizze des Dichters zu dem größeren Isegrim gehalten, und auch Grimm nahm für die kleinere Dichtung die Priorität in Anspruch. Allein Voigt weist nach, daß dieses kürzere Stück ein aus dem Streben nach möglichster Zusammendrängung des Dialogs und nach Streichung jeder, zumal der den geistlichen Stand betreffenden Satire, hervorgegangener Auszug aus dem größeren ist, den ein Mönch in der Nähe von Aachen an der Scheide des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts verfaßt hat, und zwar hielt er sich an eine Handschrift der Gruppe Y^2.

Einige neue Motive sind in demselben hinzugekommen, so der Eigenname des Ebers Scurdarmus, die Anspielung (in prava parte, Malepartus) auf den Namen der Fuchsburg, die Leber als Heilmittel, die Behäutungskur des Wolfes und die Belohnung Reinhards.

Das Stück ist uns in einer Berliner Handschrift (Cod. lat. 4°. no. 2) und in Darmstädter Bruchstücken erhalten. Im Poletikon,

13 f. Die ... durchgeführt, nach Müllenhoff, A. XVIII, 1 ff. sind die ältesten dieser Eigennamen um 1110 in Flandern oder Artois aufgekommen. — 18. verkürzten Isegrim, herausg. von J. Grimm, Reincke Fuchs S. 1—24. — 22. Voigt a. a. O. S. CXXXIX. — 34 f. Das Stück ... erhalten, Voigt, Ysengrinus S. CXX ff. beschreibt dieselben und giebt S. CXXIV ff. die Lesarten.

einer Spruchsammlung des Mittelalters, finden sich einzelne Verse daraus.

Derselben Gattung der Tiererzählungen gehört Brunellus an, oder, wie das Gedicht früher genannt wurde, Poenitentiarius oder Asinarius. Von diesem stammten die ältesten Handschriften (Amplonianus 15 in Erfurt = A, und cod. Helmst. 1102 in Wolfenbüttel = B) aus dem vierzehnten Jahrhundert; C die Straßburger (einst Joh. C. 102.), D die Heidelberger (cod. Salm. VIII, 29 B), E die Münchener A. 14529, F und G, die Breslauer cod IV. Q 126, und H die Erlanger Handschrift 849 gehören gar erst dem fünfzehnten Jahrhundert an; gleichwohl ist das Gedicht zwischen 1200 und 1220 zu setzen. Sein Dichter stammte aus Südflandern. Brunellus ist, wie Voigt nachweist, eine verbreitete Benennung des Esels, kein Eigenname, sondern ein Appellativum. Der Dichter benützte besonders Ovid, aber auch Horaz, Cato, Juvenal, Peter Abälards Spruchgedicht, Boethius u. a. Das Gedicht ist uns schwerlich in ursprünglicher Form erhalten, darauf weisen schon die Abweichungen der drei Hauptredaktionen, welche wir haben. Es findet nämlich folgende Verwandtschaft statt:

Br.
Br.[1] — Br.[2] — Br[3]
A — EFGH* (unter Br.[1]); B* (unter Br.[2]); CD* (unter Br[3])
EF* — GH* (unter EFGH*); C — D* (unter CD*)
E — F (unter EF*); G — H (unter GH*); B (unter B*); D (unter D*)

Alle drei Textgruppen sind vielfach interpoliert. Der Inhalt des Gedichtes ist die Geschichte von der Beichte der Tiere am Vorabende des Festes. Der Wolf sagt: Lasset uns nicht die angenehme Zeit versäumen, jetzt ist die angenehme Zeit. Wir sind Staub und Schatten. Beichtet, damit euch vergeben werde. Er bekennt, was für Unthaten er ausgeführt, Schweine, Pferde, Kühe, Ochsen, Ferkel, Schafe, Böcke, Ziegen, Kälber habe er gemordet, besonders habe er immer Eselsfleisch geliebt. Einzelne

6 Amplonianus, vgl. Fr. Kritz, de cod bibl. Amplon. potioribus, Erfurt 1850. — cod. Helmst., Grimm, Reineke Fuchs S. 397—409. — 7. Straßburger, Mone, Anz. IV, 351 ff. — 9. Münchener, Mone, Anz. VIII, 110 f. — 13. Voigt, kl. lat. Denkm. S. 31 f. — 17 f. Das Gedicht, übersetzt von Weiske, Progr. Halle a. S. 1858; herausg. von E. Voigt, kl. lat. Denkm., Straßb. 1878, S. 23—31 u. 81—106; kritische Bemerkungen bei Seiler, AA. V, 111—116.

Unthaten erzählt er ausführlich. Der Fuchs aber sagt, da er beichte, sei es ihm schon vergeben, außerdem stelle sich alles, im rechten Lichte betrachtet, als Gutthat heraus, und jeden einzelnen Fall schließt er mit der Frage: sit quia praeda putem? soll ich das als einen Raub betrachten? Darauf erteilt er ihm Absolution und beichtet nun selber von seinen Ausschweifungen, seiner Arglist, seiner Falschheit, wie er die Krähe zu täuschen pflege, die Hühner zu fangen und dergleichen. Aber auch ihm macht der Wolf klar, daß seine einzige Sünde sei, daß er sich fälschlich als Sünder bekenne. Zur Buße solle er ihm nur das Buch halten, da erwerbe er sich einen Gotteslohn. Nun wird auch der Esel zur Beichte aufgefordert. Der freut sich, so gnädige Beichtväter gefunden zu haben. Er sagt, er sei träge, zerreiße den Sack an der Hecke, so daß das Mehl herausfalle, weigere sich, Lasten zu tragen, und einst habe er sogar aus dem Schuhe eines zur Kirche Wallfahrtenden ein Hälmchen gezupft. Da fällt ihm auch schon der Wolf in die Rede, entsetzliches Unrecht habe er auf sich geladen und habe den Tod verdient, doch soll er milde Todesstrafe erleiden, wenn er sogleich bekenne, daß er sie verdient habe. Vergeblich beruft sich der Esel auf die früher bezeigte Milde des Wolfes, vergebens bittet und fleht er. Der Wolf gebietet ihm Schweigen. Der Fuchs springt ihm an die Kehle.

Etwas jünger ist der mystische Kater (de Teberto mistico), den ein englischer Benediktiner ungefähr um 1200 verfaßte. Ein Kater tritt ins Kloster und lebt anfangs sehr streng und gottesfürchtig. Darauf sieht er eine Maus auf der Erde dahinlaufen; er schaut ihr liebevoll nach, wird darauf vom custos morum getadelt und verspricht Besserung. Als sie aber bald darauf wieder hervorkommt, kann er sich nicht halten, springt auf sie los und frißt sie. Nun schilt der heilige Vater: er sei ein Wolf in Schafskleidern und berge unter dem Schein des Honigs Becher voll Galle. Darauf aber rafft sich Bruder Dieprecht auf und verteidigt in einer längeren Rede das Recht der allmächtigen Natur, die alles Irdische und Himmlische regiere, den Weltkreis lenke und die Sterne führe. Er sagt:

Rationem si mutavi vestium
non mutavi cordium.

23 f. Etwas jünger ... verfaßte, E. Voigt, U. Denkm. S. 35 u. 107—10. — 24 f. Ein Kater tritt ins Kloster, Seidel, AA. V, 118 f.

Diese bisher besprochenen lateinischen Bearbeitungen gehören durchaus noch geistlichen Verfassern an, allein wüßten wir es nicht auch so, so könnten wir bereits aus dem frischen Tone, aus dem volkstümlichen Humor in diesen schließen, daß die Tiersage damals schon im Volke allgemein beliebt und gekannt war, daß sie gesungen und gesagt wurde. Die Tierdichtungen, die wir nun noch zu besprechen haben werden, lassen sich schlechterdings nicht als aus schriftlichen Aufzeichnungen allein abgeleitet erklären. Sie setzen eine mündliche Überlieferung voraus durch ihre Komposition sowohl als durch die freie Verfügung über den Stoff, die sie allenthalben zeigen. Auch die kleineren vorhandenen Gedichte aus der Tiersage aus dem dreizehnten, vierzehnten, ja auch aus dem zwölften Jahrhundert (der hirz und diu fohe) zeugen davon. Grimm hat deren eine Anzahl hauptsächlich aus der Heidelberger Handschrift 341 und dem Wiener cod. theol. 428 gesammelt; auch der mit dem Heidelberger verwandte Kalocsaer Codex enthält diese Stücke. Einige derselben gehören dem Stricker an. Fabeln sind auch von Spervogel, Freidank, dem Marner, dem Kanzler, Konrad von Würzburg, Stolle, Kelin, Frauenlob u. a. bekannt. Niederdeutsche Fabeln aus dieser Zeit sind: de vos unde de hane, Ratsversammlung der Tiere, die Beuteteilung.

Im zwölften Jahrhundert aber zeigt sich uns die erste sichre Spur davon, daß die Tiersage aus den Händen der Geistlichen in die der Spielleute übergegangen war, in dem Reinart fuhs des Elsässers Heinrich des Glichezâre. Die ursprüngliche Dichtung führte den Titel; Îsengrînes nôt. Der älteste Text ist uns in einer jämmerlich zerschnittenen Kasseler Handschrift aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts erhalten. Die alte Dichtung stammte aus dem Elsaß, darauf deutete sowohl die Sprache als

13. der hirz und diu fohe, Grimm, Reineke Fuchs S. 380—82. — 15 f. auch . . Stücke, Grimm, Reineke Fuchs S. 291—396. — 17 ff. Stricker, vgl. Ludw. Jensen, über den Stricker als Bispel-Dichter, Marburg 1886, S. 37 ff. K. A. Hahn, kleinere Gedichte von dem Stricker, Quedlinb. 1839. — Fabeln . . . bekannt, R. Rodenwaldt, die Fabel in der deutschen Spruchdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts, Berlin 1885; vgl. W Scherer, Studien 1, 59; über Boners Fabeln vgl. Gottschick, Progr. Charlottenburg 1886. Boner nennt seine Fabeln bischaft. — 20. de vos unde de hane, Dasent, A. V, 406 ff. H. Oesterlen, ndd. Dichtung im Mittelalter, Dresden 1871, S. 25 f. — 21. Ratsversammlung der Tiere, Oesterley a. a. O. S 24 f. — die Beuteteilung, v. d. Hagen, Germ. VI, 268. — 25. Heinrich des Glichezâre, W. Wackernagel, Elsäss Neujahrsblätter 1848, S. 190 ff. (kl. Schr. II, 212 ff.). — 26 ff. Der . . erhalten, herausg. in diplomatisch getreuem und in hergestelltem Texte von J. Grimm, Sendschreiben an Karl Lachmann, Leipz. 1840, S. 13—32 u. 33—52. — 28 f. Die . . . Elsaß, Reißenberger, Ausg. S. 15 ff.

mancherlei Anspielungen. Besonders hat eine Anspielung auf Böhmen zu allerlei Vermutungen Anlaß gegeben. Nach Wackernagels Meinung, der auch Scherer folgt, war das Original um 1170 gedichtet, und darauf deuten auch Vers und Reim. Grimm berechnete den einstigen Umfang des Ganzen auf etwa 2200 Verse.

Nun haben wir von der alten Handschrift nur ein Bruchstück von etwa 700 Versen, wohl aber haben wir das Ganze in einer Bearbeitung, die sich nicht weit von dem Original entfernte. Diese Bearbeitung ist uns in zwei Handschriften, in P, dem Heidelberger cod pal. 341, und in K, einem Codex der erzbischöflichen Bibliothek zu Kalocsa, erhalten, die beide dem vierzehnten Jahrhundert angehören. Beide bieten nicht den reinen Text der Bearbeitung. Letztere entstand wahrscheinlich ebenfalls im Elsaß, ungewiß zu welcher Zeit, doch wohl in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Thätigkeit des Bearbeiters war besonders auf die Reinigung der Reime und der Verse gerichtet.

Es fragt sich nur, woher Heinrich der Glîchezâre, welcher ohne Zweifel ein Fahrender war, seinen Stoff schöpfte. Sicher ist, daß der Dichter eine französische Vorlage hatte, doch weniger ausgemacht ist, ob das französische Gedicht, welches zu Grunde liegt, verloren ist, oder ob der roman de Renart diese Quelle sei.

2. allerlei Vermutungen, Wackernagel, kl. Schr. I, 228. 292. Reißenberger, Ausg. S. 17 ff. — 2 f. Wackernagel, kl. Schr. II, 221. Littg.[2] S. 230. — 3. Scherer, Gesch. d. d. Dicht. im 11. u. 12. Jahrh. S. 112. — 4. darauf ... Reim, Reißenberger a. a. O. S. 20; Jonckbloet (Gesch. d. niederl. Litt. S. 139) und J. Grimm (Reineke Fuchs S. CIX) setzten es um die Mitte des 12. Jahrh. — Grimm a. a. O. S. 9. — 9 f. zwei Handschriften, vgl. Hofmann, Fundgruben I, 210—42. — Heidelberger cod. pal. 341, herausg. von J. Grimm, R. F. S. 25—114. — 10 f. Codex ... Kalocsa, herausg. von Mailáth u. Köffinger, Kaloczaer Codex altdeutscher Gedichte, Pest 1817, S. 357—420; vgl. M. Haupt, die Lieder und Büchlein u. d. a. Heinrich, Leipz. 1842, S. IX f. — 12 f. Beide ... Bearbeitung, A. Schönbach, A. XXIX, 47 ff., erklärt die letztere als eine mechanische Kopie der ersteren. — 13 f. Letztere ... Zeit, Grimm, R. F. S. CX. Wackernagel, kl. Schr. II, 298. O. Schade, altd. Wb.[2] S. CX. Reißenberger a. a. O. S. 29. — 15 f. Die ... gerichtet, kritische Beiträge bei J. Grimm, altd. Bll. I, 417 (kl. Schr. VII, 12). M. Haupt, A. XV, 254 f. Schönbach a. a. O. Reißenberger, B. XI, 330—44; herausg. nach beiden Hds. von M. Reißenberger, Reinhart Fuchs, Halle 1886. Schönbach und Reißenberger handeln auch über die Metrik. — 18 f. Sicher ... hatte, J. Grimm, R. F. S. CXL, Sendschr. S. 6. — 20 f. ob ... ist, so meint Wackernagel, kl. Schr. II, 295 f. — 21. oder ... sei, so meint Jonckbloet, étude sur le roman de Renart, S. 63 ff.; vgl. J. Grimm, Götting. Gel. Anz. 1862, Nr. 35 S. 1361 ff. (kl. Schr. V, 455 ff.). E. Martin, examen critique des manuscrits du roman de Renart, Bâle 1872, S. 14 u. 16 Müllenhoff, A. XVIII, 1 ff. W. Scherer, Gesch. d. d. Dichtung im 11. u. 12. Jahrh. S. 111; vgl. auch J. Grimm, R. F. Einl. und Knorr, die zwanzigste branche des roman de Renart und ihre Nachbildungen, Eutin 1866. — Quelle sei, vgl. J. Lange, les rapports du roman de Renart au poème allemand de Henri le Gleissner, Neumark 1887, kommt S. 31 zu dem Ergebnis, es habe ein älteres französisches Gedicht gegeben, welches nur aus der Übertragung Heinrichs bekannt sei und welches auch dem roman de Renart zu Grunde gelegen habe.

Die älteste Handschrift des roman de Renart stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert, und das Gedicht ist wahrscheinlich am Anfange dieses Jahrhunderts in Isle de France entstanden. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert entstanden ferner in Frankreich die schon erwähnte couronnemens Renart von Marie de France und 1250 der Renart le nouvel, den Jaquemars Gielee aus Lille um 1290 verfaßte, Renart le Contrefet in der Champagne vollendet 1350 und Renart le bestorné von Ruteboef.

Ob nun Isengrînes nôt aus dem ältesten derselben, dem roman de Renart, entstanden sei, bedarf noch weiterer Untersuchung. Wahrscheinlich ist es nicht wegen der bedeutenden Abweichungen und wegen der — bei nachsichtigster Berechnung der Zeit für beide — großen Nähe, in welche Abfassung der Quelle und des abgeleiteten Gedichtes zeitlich gerückt würde. Jedenfalls hat Heinrich mit seiner französischen Quelle, sei sie nun der roman de Renart oder eine andere, sehr frei verfahren und eine Kenntnis von der volksmäßigen Tradition gehabt, in welcher die Tiersage damals zweifellos schon stand.

Ehe ich nun dazu übergehe, kurz den Inhalt des Reinhard anzugeben, sei es noch verstattet, einen orientierenden Blick auf die weitere Verbreitung der Tiersage zu werfen.

Sicher aus dem roman de Renart, und zwar der zwanzigsten branche in Méons (der ersten in Martins) Ausgabe, ist das mittelniederländische Gedicht van den vos Reinaerde (a) geflossen, welches in Flandern von Willem gedichtet wurde. Man hatte gemeint, daß Madoc, welches im ersten Verse (Willem, die Madoc maecte daer hi dicke omme waecte) vorkommt, zum Namen des Dichters gehöre, es ist aber die Bezeichnung eines früheren Werkes von ihm. Vielleicht war es ein im Kloster gebildeter Mann (ein Kleriker), vielleicht der Kleriker Willelmus, den Serrure aus einer Urkunde des Jahres 1269 bei Hulsterlo nachweist. Maerlant erwähnt das Gedicht schon 1270 in seiner Reimbibel, wahrscheinlich ist es aber schon kurz vor 1250 entstanden. Das Gedicht ist uns nur in einer Handschrift, der Com-

1. roman de Renart, herausg. von Méon, Paris 1826, besser von E. Martin, le roman de Renart, Straßb. I 1882. II 1885. III 1887; über die Hdss. s. Méon a. a. O. Grimm, R. F. S. CXIX f. E. Martin, examen crit. und Ausg. I, S. IV—XXIV; eine Inhaltsangabe bei Grimm, R. F. S. CXXI—CXXXVII. — 8. Ruteboef, s. Grimm, R. F. S. CXLVII u. 413 f. — 30. Serrure, Martin, Ausg. S. XV. — 31 ff. Maerlant ... entstanden, Martin a. a. O. S. XVIII; vgl. auch E. Fischer, zur deutschen Tiersage in poet. Beziehung, Ratzeb. 1869. — 33 f. Das Gedicht ... erhalten, F. Wecherlin, Beitr. zur Gesch. altd. Sprache und Dichtung, Stuttg. 1811, S. 125 ff. E. v. Kausler, Denkmäler altniederl. Sprache und Litt., Tüb. 1840. Leipz. 1866, I. S. XXIX—LIII.

burger, die jetzt in Stuttgart (m. poet. et phil. fol. 22) liegt, erhalten, die um 1400 geschrieben ist und aus der es Gräter, Grimm und andere, und zuletzt Martin herausgaben. Allein — so enge hing die Tiersage noch mit dem Kloster zusammen — es war auch bald nach der Entstehung des Originals eine Übersetzung desselben ins Lateinische, Reynardus vulpes (l) gefertigt worden von Baldwin, der sein Gedicht dem Probst (seit 1270) Johannes von Brügge widmete, und diese Übersetzung kann als kritisches Hilfsmittel benützt werden. Erhalten ist sie in einem Utrechter Druck von 1473.

Um 1380 wurde das Gedicht von Reinhard fortgesetzt, indem der Zweikampf von Reinhard und Isegrim hinzugesetzt wurde. Dieses erweiterte Gedicht (b) (Reinaerts historie) ist nur in einer Brüsseler Handschrift (14601) vollständig erhalten, welche im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts von Claes van Aken geschrieben ist, der sich selbst in einem doppelten Akrostichon nennt. Außerdem aber haben wir Bruchstücke in einer Handschrift im Haag (814) vom Jahre 1475 (c). Wer der Verfasser der Umarbeitung ist, ist unbekannt; Willems wollte ihn in Willem Utenhove von Aerdenburg erkennen, den Jakob Maerlant in der naturen bloeme als Verfasser eines Bestiaris anführt, und Jonckbloet dachte an Willem von Hillegaersberch, doch nimmt er selbst diese Vermutung zurück. Jedenfalls ist das Gedicht in Westflandern entstanden. Eine Prosaauflösung desselben (Die historie van Reinaert de vos) wurde für den Druck bearbeitet.

2. Gräter, Odine und Teutona I, Breslau 1812 (Bragur VIII), S. 276—375. — Grimm, Reinhart Fuchs, Berl. 1834, S. CXLIX ff. und S. 115—290. — 3. andere, J. F. Willems, Gent 1836, neuer Druck durch Snellaert 1850. W. J. A. Jonckbloet, Groningen 1856; vgl. K. Hofmann, Münchener S.=B. 1868 I, 489. 1869 I, 50; eine Übersetzung von Geyder, Breslau 1844. — Martin, Reinaert. Willems' Gedicht van den vos Reinaerde und die Umarbeitung und Fortsetzung Reinaerts Historie, Paderb. 1874, S. 1—105; vgl. auch Jonckbloet, étude sur le roman de Renart, Gron. 1859. E. Martin, examen critique sur les mss. du Roman de Renart, Bâle 1872. — 6. Reynardus vulpes, herausg. von M. F. A. Campbell, Hamb. 1859. W. Knorr, Eutin 1860; vgl. dazu E. Schultze, über Reinhardus V. ed. Knorr, Züllichau 1862. — 13. Reinaerts historie, Müller, de oude ende jongere bewerking van den Reinaert, Kaapstad (Utrecht) 1868. — 17 f. Handschrift im Haag (814), J. Grimm, R. F. S. 235 f. — 19. Willems a. a. O. — 22 f. Jonckbloet, Niederl. Littg. S. 28'. — doch . . . zurück, Littg., Groning. 1873, I, 225. 3. Aufl. Groning. 18 3. — 23. Gedicht, herausg. von Willems in seiner Ausg. und von E. Martin S. 107—341. — 25. Druck, es giebt zwei alte Drucke, Gouda 1479, wiederholt von Buddingh, und ein Nachdruck davon, Delft 1485 (abgedruckt von L. Suhl, Lübeck und Suhl 1783); über die niederländischen Volksbücher dieses Sagenkreises vgl. Martin a. a. O. S. XXIV, wo auch ausführlicher über die holländische Ausgabe gehandelt ist; diese letzte (h) ist gedruckt von E. Martin, das niederländische Volksbuch Reynaert de vos nach der Antwerpener Ausgabe von 1564, Paderborn 1877; vgl. Joh. Franck, AA. IV. 25—29. Martin, AA. IV, 425.

Wichtiger ist ein Antwerpener Druck (d) von Reinaerts historie in poetischer Form, von welchem nur wenige Blätter (früher dem Senator Culemann gehörig, jetzt in Cambridge) erhalten sind. Dieser ist sowohl für die Kritik von Reinaert von äußerster Wichtigkeit, als auch durch die prosaische Glosse, welche aus ihm in den Reineke übergegangen ist. In letzterem wird angeführt: ik Hinrek van Alckmer, scholemeester unde tuchtlerer der eddelen, dogentliken vorsten unde herren, hertogen von Lotringen — — hebbe dit bôck ût walscher unde franzosescher sprake gesocht unde umme gesat in dudesche sprake. Dieser Heinrich von Alkmar ist aber wohl nur der Veranstalter des Druckes, wahrscheinlich ist sein Name mit den ungenauen Zuthaten nur von dem niederdeutschen Übersetzer, der sich nicht nennen wollte, als Aushängeschild benützt worden. Sicher hat er keinen französischen Text benützt. Wahrscheinlich ist das Buch erst kurz vor der niederdeutschen Bearbeitung von 1498 erschienen, und vielleicht ist hier ein Hendrik van Alkmaar gemeint, und der Herzog von Lothringen ist Renat II., der sich 1485 mit Philippa von Egmond vermählte.

Aus diesem Drucke also floß die niederdeutsche Übertragung, der Reinke Vos (r), dessen Originalausgabe Lübeck 1498 im Druck erschien. Die alten Drucke sind vollständig von Lübben aufgeführt. Rollenhagen hatte die Meinung ausgesprochen, Nicolaus Baumann, Rat des Herzogs Magnus von Mecklenburg, sei der Übersetzer, doch ist das widerlegt worden von Zarncke, welcher in dem Rostocker Stadtsekretär und Drucker Hermann Barkhusen den Verfasser vermutete, doch auch gegen diese Ansicht sind Bedenken geltend gemacht worden. Lübben hat auch zum erstenmale die

1 ff. Wichtiger .. sind, herausg. von Hoffmann von Fallersleben, horae belgicae XII, Hann. 1862, und Prien, B. VIII, 8—16. — 11 Heinrich von Alkmar, vgl. F. Prien, B. VIII, 1 ff. — 17. Hendrik van Altmaar, den Scheltema (Reintje, Einl. S. XXIX) in Urkunden von 1477 nachweist. — 21. Reinke Vos, herausg. von Hoffmann von Fallersleben, Berlin 1834 2 Aufl. 1852 A. Lübben, Oldenb. 1867. K. Schröder, Leipz. 1872; auch Ausgaben von Hakemann, Wolfenbüttel 1711, Gottsched, Leipz. 1752, Bredow, Eutin 1798, Scheller, Braunschweig 1825, Scheltema, Harlem 1826 sind zu nennen. Kritische Bemerkungen vgl Strobl, G. XII. 490 ff Lübben, G. XIII. 27 f. Bäthcke, G XIX. 105 ff Schröder, G. XIX, 112 ff. Lübben, P. III, 306. V. 57 ff. Oldenburger Progr 1863. G. VIII. 370 ff. W. Leverkus, A. XI, 374 f. Sprenger, G. XXI. 350. Keinz. G. XXXI, 89. Walther, Jahrb. d. Ver. f. ndd. Sprachforschung, 1875, S. 92 ff Latendorf, G. IX. 207. 451 ff. Progr. Schwerin 1865. Schiller, G. XIII, 160 Korrespondenzbl. d. Ver. f ndd. Sprachf. 1875, S. 92 ff. H. Lörsch, Zeitschr. des Aachener Geschichtsvereins II. 117 ff. — 22. Lübben a. a. O. S. V f. — 25. Zarncke, A. IX, 383. — 27 f. doch .. worden, C. M. Wiechmann, Mecklenburgs altniedersächsische Litteratur I, Schwerin 1864, S. 44 F Latendorf, Progr. Schwerin 1865.

Glosse mitdrucken lassen, welche der niederdeutsche Bearbeiter in seiner niederländischen Vorlage schon vorfand. Indessen hat er Erweiterungen hinzugesetzt. Da auch die Glosse des holländischen Volksbuches zu der des Culemannschen Druckes stimmt, somit dessen Lücken ergänzt werden, so läßt sich leicht feststellen, was der niederdeutsche Bearbeiter hinzugethan hat. Die Glosse heißt die katholische, weil ihr Verfasser noch Katholik war. Es muß ein katholischer Geistlicher gewesen sein, der sie schrieb, denn er milderte die allzu scharfe Satire gegen katholische Institutionen. Bieling vermutet in ihm einen Lübecker Michaelisbruder. Diese Glosse ging auch in den Rostocker Druck vom Jahre 1517 über. Eine besondere Entwicklung empfing die Glosse durch den Protestantismus, indem dieselbe nun polemisch sich gegen die katholische Kirche richtete. So entstand die protestantische Glosse zuerst in dem von Rollenhagen erwähnten, noch nicht aufgefundenen Rostocker Druck aus der Dietzischen Offizin von dem Jahre 1539, welche 1549 wiederholt wurde. An dieser Glossierung scheinen mehrere gearbeitet zu haben, wenn auch ein einziger „der sächsische Glossator" schließlich die Redaktion übernahm. In dieser Form gelangte der Rostocker Reinke zu großer Berühmtheit, und Beuther aus Sachsen, wenn schon sich nicht selbst aus Angst auf dem Titel nennend, verfaßte eine hochdeutsche Übersetzung von Text und Glosse, ja auch ins Lateinische wurde das Buch übersetzt von Hartmann Schopper. Nach dem dreißigjährigen Kriege wurde dann das Buch von einem Mitglied der deutschgesinnten Genossenschaft neu bearbeitet, damit es für sein Teil an der Heilung der Schäden der Zeit mitarbeite. Diese zesianische Glosse ist ein mattes Machwerk, welches Moscherosch und die Zeitgenossen in ermüdender Weise ausschreibt. Gottsched dagegen gab die Alkmarische Vorrede und die Dietzische Glosse in wortgetreuer Übertragung, und sein Buch gab die Anregung zu Goethes Reineke Fuchs.

Nach dieser Abschweifung über die spätere Entwicklung der Fuchsdichtungen bleibt uns nur übrig, den Reinhart Fuchs, das

3 ff. Da auch ... hinzugethan hat, Prien, B. VIII, 38 ff. — 10. Al. Bieling, die Reinecke-Fuchs-Glosse in ihrer Entstehung und Entwicklung dargestellt, Berlin 1884, S. 9. — 14 ff. So entstand ... Offizin, Rollenhagen sagt irrig von 1522; vgl. Lübben, Ausg. S. V. Bieling a. a. O. S. 12. — 20 ff. Beuther ... Übersetzung, Ander teil des buchs Schimpf und Ernst, Frankf. a. M. 1514, vgl. über diese Fr. Prien, über die hochdeutsche Reinke-Übersetzung vom Jahre 1544, Neumünster 1884. — 23. Hartmann Schopper, Frankf. a. M. 1567. — 24 ff. Rostock 1650. — 28. Gottsched, v. J. 1752. — 31. Reineke Fuchs, über Übersetzungen in fremde Sprachen s. Goedeke, Littg. I², 483.

Spielmannsgedicht, einer näheren Betrachtung zu unterziehen. In dem Inhalt fasse ich mich kurz, da derselbe bekannter ist, doch gebe ich nach Grimm die erhaltenen Stellen des ursprünglichen Textes vollständig.

(1) Bauer Lanzelin und sein Weib Ruotzela konnten ihre Hühner nicht genug vor Reinhart Fuchs behüten, schon zehn derselben hatte er ihnen gestohlen. Da macht er einen Zaun, um den Hahn Schantekler, Sengelins Sohn, und sein Weib Pinte zu behüten. Schantekler war durch einen bösen Traum gewarnt, in dem er sich in einem roten Pelze steckend sah. So flog er auf Pintes Rat vorsichtig auf einen Busch, als Reinhart sich heranschlich. Dieser lockt ihn aber herab und packt ihn am Kragen, so daß Pinte laut aufschrie, als er mit seiner Beute dem Walde zutrabte. Nun kam Lanzelin scheltend, und Schantekler meinte, Reinhart solle sich das nicht gefallen lassen. Als der Fuchs das Maul zur Entgegnung öffnete, entwischte ihm der Hahn auf einen Baum.

(177) Nun begann Reinhart Hunger zu verspüren. Ein Meislein bat er vertraulich zu ihm zu kommen, doch die ließ ihm einen Mist in den Mund fallen.

(217) Noch traurig über den neuen Mißerfolg und über die Maßen hungrig sah er den Raben Diezelin auf einem Baume, den er durch das Lob seiner Stimme verlockte, einen gestohlenen Käse fallen zu lassen. Doch fraß ihn der Fuchs nicht, so nahe er auch vor sein Maul fiel, denn er begehrte den Vogel selber. Auf Reinharts Bitte flog er herab, den Käse aufzuheben, dessen Geruch dem Fuchse, wie er sagte, Wundfieber bereitete. Da haschte der Fuchs nach ihm, doch Diezelin entkam mit Verlust von vier Federn. Überdies kamen die Hunde und Jäger herbei und ängstigten den Fuchs.

(313) Nun begegnete ihm Kater Dieprecht, den er in eine Falle zu locken suchte. Dieser aber wußte ihn selber im Wettlauf so zu führen, daß er in die Falle geriet. Da blieb er in großer Not. Schon schlug der Bauer mit der Axt nach ihm, doch traf er die Falle, und Reinhart entkam.

(385) Da fand er den Wolf Isengrin und bot sich ihm als Gesellen. Nach Rücksprache mit seinem Weibe Hersant und seinen zwei Söhnen nahm ihn dieser an, doch benützte er die Zeit, um der Wölfin Gunst zu buhlen. Isengrin kommt hungrig und daher verdrießlich nach Hause. Da lockt der Fuchs, indem er sich lahm

stellt, einem Bauer sein Schwein ab, doch fraß der Wolf es allein auf.

(499) Als nun der Wolf noch über Durst klagt, führt der Fuchs ihn, die Wölfin und seine Söhne in einen Klosterkeller vor eine Kufe. Hersant und Isengrin werden trunken und von den Mönchen jämmerlich geschlagen. Dazu spotten die Söhne noch des Vaters.

(551) Nun ging Reinhart von Isengrin und traf den Esel Baldewin mit schwerer Last und verspricht ihm ein leichteres Leben, wenn er ihm folge. [Hier enthält die Handschrift eine Lücke. Grimm vermutet, es sei hier des Esels Wallfahrt erzählt worden (s. oben).]

(563) Isengrin ist schwer verwundet. Künin (in welchem Grimm den Affen vermutet) erzählt ihm noch, Hersant treibe Buhlschaft mit dem Fuchse.

maceht daz . . . sîn?
ez gie ûz unde în
als ein bescintiz stabilîn?
  Îsingrîn hôrte mâre
diu wârin ime swâre.
er viel vor leide in unmaht,
ern wisse wederz was dac oder naht.
Des lachete Kuonîn.
Dô kam ze sih her Îsingrîn,
er sprach: „scrâz, ih hân arbeit,
dar zuo hâst du mir geseit
mit lugin leidiu mâre,
obe ih sô gouh wâre,
daz ih ez wolte gelouben.
ez gienge dir an diu ougen,
hâte ih dih hie nidere;
du enkômist niemer widere."
Kuonîn antwurte sus,
er sprach: „alter gouh, du bist cus!"
Îsingrîn hiulen began,
frowe Hersint sciere kam,
alsô dâten ouh die sune sîn,
des frowete sih dô Îsingrîn.

weinunde er zuo in sprach:
„alsus gerne ih iuh nie gesah,
liebin sune unde wîp,
iô hân ih verlorn mînen lip,
daz hât mir Reinhart getân,
daz lânt ime an daz lebin gân.
dar zuo hât mir Kuonîn
genomin mînen sin.
in mîneme grôzin siechedagen
begunder mir ubiliu mâre sagin,
daz iu Reinhart hâte bî gelegin.
dâ hâte ih nâh verlorn daz lebin,
ez wâre mir vil swâre,
wan daz man lugenâren
niht ensol gelouben.
nu sehint, ih drie ime an diu ougen.“
Frowe Hersint dô sprah:
„ih bin diu Reinharten nie gesah,
weiz got, in drîn tagen.
her Îsingrîn, ih sol iu sagin,
lânt iuer âsprâchen sîn!“
Dô wart gelidiget Îsingrîn
beiden halben, da er was wunt.
dô wart er sciere gesunt.
Reinhart zôh sih zuo vestîn,
er vorhte vremide gesti.
ein hûs worhte er balde
von eineme loche in deme walde,
dâ zôh er sîne spîse in.
Eines tages dô gie Îsingrîn
wider daz selbe hûs in den walt,
sîn kumber der was manicvalt.
von hungere leit er arbeit.
ein laster was im aber gereit.
Reinhart was wol berâtin,
dô hât er gebrâtin
âle, die irsmacte Îsingrîn,
er dâhte: „abah, diz mac wol sîn
vil harte guot spîse!“

der drâs begunde in wîsin
vur sînes gevateren ture,
dâ sazte sih Îsingrîn fure,
dar in er bôzen began.
Reinhart, der wunder kan,
sprah: „wan gân ir von der ture!
dâlanc kumit nieman dar fure,
daz wizzint wol, noh her în.
war tuont ir, muodinc, iwerin sin?
wan varn hinnen scône!
ez ist dâlanc aftir nône
— — — — — — —

wir Mönche reden nicht von der Nibelungen Hort." Auf Isengrins Frage erklärt der Fuchs, daß er zeitlebens hier als Mönch leben wolle. Mit zwei Stücken Aal verlockt er ihn zu dem Wunsche, auch Mönch zu sein, damit er die Klosterküche besorgen könne, und fordert ihn auf, den Kopf herein zu stecken, den er dann mit heißem Wasser begoß, so daß Haut und Haar herunterging.

. . . . wê," sprah Îsingrîn.
„wânit ir mit senfte paradîse bisizzin?
daz kumet von unwizzin.
ir mugint gerne lîden dise nôt.
gevatere, swennir ligent dôt,
diu bruoderscaft ist alsô getân,
an cehinzic tûsint messin sulint ir hân
deil allir tagelih;
die von Citel fuorint dih
ze frône himelrîche,
daz weiz ih wârlîche."
Îsingrîn wânde, ez wâre wâr.
beide sîn hût unt sîn hâr
ruwin in vil cleine.
er sprah: „gevatere, nu sol gemeine
die âle sîn, die da inne sint,
sît wir wurdin gotis kint.
swer mir ein stucke versagit,
ez wirt ze Citel geclagit."
Reinhart sprach: „ez ist dir unverseit,

swaz wir hân daz ist dir gereit
in bruodirlîcher minne;
hie nist numme fisce inne.
woltint ir gân
dâ wir einen wîger hân,
dâ ist inne fisce der maht,
ir kan nieman wizzin aht,
die bruodir leitense drîn."
„wol hin!" sprah Îsingrîn.
Der wîher was uberfrorn,
dar huobin sie sih âne zorn,
sie begunden daz îs scouwen,
ein loh was drin gehouwen,
dâ man wazzir ûz nam.
daz Îsingrîne ze scaden kam.
Sîn bruoder hâte sîn grôzin haz,
eines eimirs ih enweiz wer dâ vergaz.
Reinhart was frô, daz er in vant,
sîme bruoder ern an den zagel bant.
Dô sprah Îsingrîn:
„in nomine patris, waz sol diz sîn?"
„ir sulnt den eimer hie in lân,
wan ih wil pfulsin gân
unde stânt vil sempfticlîche,
wir werdin visce rîche,
wande ih sihe sie durh daz îs."
Reinhart was lôs, Îsingrîn unwîs.
„sage, bruodir, in der minne,
ist dehein âl hie inne?"
„iâ ez, tûsint, die ih ersehin hân."
„daz ist mir liep, wir suln sie vân."
Îsingrîn pflac tumbir sinne,
ime gefrôr der zagil drinne.
diu naht was kalt unde lieht,
sîn bruodir warnetes in nieht.
Reinhartis driuwe wârin laz,
er gefrôr ie baz unde baz.
„Dirre eimir swârit," sprah Îsingrîn.
„dâ hân ih gezellit drîn

drizic âle,“ sprah Reinhart,
„diz wirt ein nuzze vart.
kunnint ir stille gestân,
zehincic wellint drîn gân.“
Alsez dô begunde dagen,
Reinhart sprah: „ih wil iu mâre sagin,
ih furhte, wir unsir gîticheit
vil sêre engeltin. mir ist leit,
daz sô vil visce drinne ist,
ih nêweiz derzuo neheinen list,
ir mugint sie niht ûz erhebin,
sehint, ob ir sie mugint irwegin.“
Îsingrîn geriet zucken,
daz îs begunde drucken
den zagel, er muose dâ stân.
Reinhart sprah: „ih wil gân
nâh unsirn bruoderin vor hein,
dirre gewin wirt niht clein.“
Der dac begunde ûfgân,
Reinhart huop sih dannân.
Îsingrîn der viscâre
der vernam leidiu mâre,
er sah einen rîter komen,
der hâte hunde ze ime genomen.
Îsingrîne kom er ûf die vart,
daz fiscen ime ze leide wart.
Der rîter hiez her Birtin,
an iagin kêrtir sînen sin,
daz kam hêrren Îsingrîne ze scadin,
ûf der vart begunder drabin.
alser Îsingrînen gesah,
zuo den hunden er dô sprah:
„zuo!“ unt begunde sie scuffin,
sie gerietin in sêre rupfin.
Îsingrîn beiz umbe sih,
sîn angist der was grôzlih.
Hêrre Birtin kam gerant,
daz swert krifter mit der hant
unde irbeizte, des was ime gâh,

ûf daz îs lief er sâ,
daz swert huob er harte hô,
des wart der fiscare vil unfrô,
er hâte ze vaste geladen.
swer irhebit daz er niht mac getragen,
der muoz ez under wegin lân.
als was ez ouh umbe Îsingrînen getân.
 Îsingrîn was besezzin,
her Birtin hâte ime gemezzin,
den rucke wolt er ime inzwei slahin,
do begunden ime die fuoze ingân,
vonme sliffe er nider kam,
diu gleti ime den swanc nam.
umbe den sturz er niht enlie,
an den kniwin er wider gie,
diu gletîn im aber den swanc nam,
daz er reht ubir den zagel kam,
den sluoc er im garwe abe.
sie irhuobin beide grôze clage.
 Her Birtin dô clagete,
daz er vermisset habete.
ouh clagete sêre Îsingrîn
den vil liebin zagil sîn,
den muos er dâ ze pfande lân.
dô huob er sih dannân.
 Reinhart, der vil hât gelogin,
der wirt noh hiute betrogin,
doh gehalf ime sîn kundicheit
von nôtlîchir arbeit.
Zuo einer cellin er sih huop,
dâ wiste er inne huoner gnuoc,
daz inhalf in niht, weiz got,
sie was wol umbemûrôt.
Reinhart begunde umbegân.
vor dem tor sah er stân
einen sôt dief unde wit,
dâ sah er în, daz gerouw in sît,
sînen scatin er drinne gesah.
ein michel wunder nu gescah,

daz der ergouchete hie,
der mit listen wunders vil begie.
Reinhart wânde sehin sîn wîp,
diu was ime liep alsam der lîp,
wan daz er sih doh niht wolte unthaben,
ern muose friundinne haben,
wande minne gît hôhen muot,
dâvon dûhte si in guot.
Reinhart lachete darîn,
dô zannete der scate sîn,
des wister ime michelin danc,
vor liebe er in den sôt spranc,
durh starke minne det er daz.
dô wurdin im diu ôren naz.
In deme sôde er lange swam.
ûf einen stein er dô quam,
dâ leit er ûf daz houbet.
swer diz niht geloubet,
der sol mir drumbe niht gebin.
Reinhart wânde sîn lebin,
weiz got, dâ vursprungen hân.
Dô kam her Îsingrîn gigân
âne zagel ûzer dem walde.
zuo der celle huob er sich balde,
ern was noh niht enbizzin,
ir suln vil wol wizzin,
ein scâf hât er gerne genomen
— — — — — — — —
unvirwânet kom er uber den diefin sôt,
des kom sîn lîp in grôze nôt.
Îsingrîn darîn sah,
nu vernement rehte, waz im gescah.
sînen scaten sah er drinne,
er wânde daz frowe Hersint,
sîn drûtminne,
wâre dârinne.
Îsingrîn begunde daz houbet sîn
vil dicke hebin ûz unt în,
daz selbe det dârinne der scate sîn.

des bekêrt er sinen sin
frowen Hersinde begund er clagin
grôz lastir unde scadin.
vil harte begund er hûlôn,
dô antwurte im sîn dôn,
sîn stimme diu hal in daz hol.
der sôt was leckirheite vol,
daz wart vil sciere scin.
Reinhart sprah: „waz mac daz sîn?“
Îsingrîn irgouchet wart,
er sprah: „bist du daz bruoder Reinhart?
ih frâg dih in der minne,
waz du duost dârinne?“
er sprah: „mîn lîp ist dôt,
mîn sêle wunet âne nôt,
daz wizzent wârlîche,
ih bin in himelrîche.
mir ist diu scôle hinne bevolhen,
ih kan diu kint wol lêren.“
„Reinhart, mir ist leit dîn dôt!“
„sô frowe ih mih. du wonest mit nôt
in der werlte aller dagelîh,
ze paradîse bin ih
unde hân hie mêre wunne
denne ieman irdenken kunne.“
Do sprah Îsingrîn:
„bruoder unde gevatere mîn,
wie ist frô Hersint dar komen?
ih hân selten roup genomen,
si enhâte dran ir deil.“
Reinhart sprah: „ez was ir heil.“
„nu sage mir, gevatere guot,
wie ist sie umbe daz houbet sô verbruot?“
„daz duon ih, drûtgeselle,
sie det einen duc zuo der helle.
daz hâst du dicke wol vernomen,
zuo paradîse mac nieman komen,
ern muoze der helle bekorn,
dâ hât si daz houbethâr verlorn.“

Reinhart wolte dâ ûzze sîn,
sîniu ougen sah Îsingrîn.
„sage, bruoder, waz liuhtet dâ?“
Reinhart antwurte sâ:
„ez ist edil gesteine,
die karvunkele reine,
die dâ scînent als ein lieht,
der ensihest du dâ ûze nieht.
hie sint ouh kuoge unde swîn
unde daz veizete scâfelîn
âne huote ez hie gât.
hie ist maniger slahte rât.“
„Moht ih iemir komen darîn?“
sprah der dôre Îsingrîn.
„du tuo, als ih dih lêre,
ih wil an dir mîn êre
bigân, nu phlic wizze,
in den eimer solt du sizzen.“
Umbe den sôt was ez sô getân,
swenne ein eimer begunde în gân,
daz ein ander ûz gie.
Îsingrîn niht enlie,
als in sîn gevatere lêrte,
wider ôstert er sih kêrte,
daz kam von unwizzen.
in den eimer gienc er sizzen.
Reinhart sîn selbes niht vergaz,
in den andirn er dô gesaz.
Îsingrîn, der den scaden nam,
sîme gevateren er bekam
rehte in almittin.
er sprah: „bruoder Reinhart, war sol ez gelobet sîn?“
„daz sag ih dir gewârlîche,
hie ze himelrîche
soltu mînen stuol hân,
wand ih dirz harte wol gan.
ih wil ûz in daz lant,
du verst dem diuvel in die hant.“
Îsingrîn gie an den grunt,

Reinhart ze walde wol gesunt.
Vil harte irscaffen was der sôt,
ez wäre anders Îsingrînes dôt.
daz paradîse dûhte in swâre,
vil gern er dannen wäre.
Die muniche muosen wazzer hân,
dô kam ein bruodir gigân.
er zôh die kurbin sêre,
der last dûhte in mêre,
denne er ie gedäte dâ.
Uber den sôt gie er sâ
unt versuohte, waz ez mohte sîn.
dô sah er, wâ Îsingrîn
an deme grunde in deme eimere saz.
Der bruoder was niht laz,
in die celle lief er sâ,
des wart deme bartinge gâh,
er sagete vremidiu märe
des in deme sôde wâre.
„Îsingrînen ih hân gesehin!“
Die muniche sprâchen: „hie ist gescehin
gotis râche.“ dô huobin sie sih.
daz wart Îsingrîne nôtlîh.
Der briôl nam eine stange
grôz unde lange,
ein ander nam ein kerzstal.
dâ wart ein michel gescal.
sie huoben sih ubir den sôt,

und nun wurde er hinaufgezogen und grimmig geschlagen, so daß er für tot liegen blieb. Nur der Anblick der Platte vermochte den Prior zu bewegen, ihn nicht ganz totzuschlagen, und wie Herr Walter von Horburc dachte auch Isengrin: Es dient mir leichtlich zum Guten, wenn es mir nicht Schaden thut.

5. (1032) Isengrin eilte nun zu den Seinen, denen er sein Leid klagte. Gegen Reinhart sann er auf Rache, und der Krieg wurde erklärt. Ein Luchs, der dem Wolfe wie dem Fuchse verwandt war, suchte zu vermitteln. Es wird ein Tag gesprochen (d. h. eine Versammlung anberaumt) über drei Wochen. Isengrin

kam mit seinen Verwandten, dem Elefanten und dem Wisent, der Hinde, dem Hirsch Randolt, Brun dem Bär, dem Wildschwein und anderen. Reinhart nahm mit Krimel den Dachs, den Hasen, das Kaninchen. Auf Bruns Rat sollte Reinhart auf die Zähne des scheinbar tot daliegenden Rüden Reitze den Reinigungseid ablegen. Krimel rät ihm ab, und Reinhart sucht das Weite. Isengrin und Hersant jagten ihm nach. Reinhart lief in seine Burg, ein Dachsloch. Hersant hinter ihm drein, blieb im Loche stecken und ward vor Isengrins Augen geschändet. Darnach eilte Reinhart davon. Hersant aber ward nun von den Ihren herausgezogen. Der Wolf weigerte sich nun weiterer Sühneversuche.

7. (1339) Dies geschah während eines Landfriedens, welchen der König, der Löwe Vrevel, angesagt hatte. Der fühlte sich sehr krank. Er war in einen Ameisenhaufen getreten, deren tausend er getötet hatte, um ihnen seine Herrschaft aufzuzwingen. Da hatte der Burgherr Rache genommen, indem er dem unter einer Linde schlafenden Löwen durch das Ohr in das Gehirn kroch. Reinhart, der im Verstecke lag, hatte das gesehen. Der Löwe nahm seine Pein als Gottes Strafe dafür, daß er nicht Gericht gehalten hatte. Er gebot einen Hoftag über sechs Wochen auf eine Wiese. Dahin kamen alle Tiere, der Panther, der Elefant, der Strauß, der Zobel und der Marder, der Leopard, der Hirsch, der Bär, die Maus, der Maulwurf, der Luchs, das Reh, die Geiß, der Widder, der Steinbock, der Hase, das Wildschwein, die Otter, das Murmeltier, das Kamel, der Biber, der Igel, Hermelin und Eichhorn, Ur und Künin, Bockshirsch und Baldewin, Reitze und das Meerrind, Krimel, Hersant, Isengrin, aber Reinhart fehlte. Brun der Bär ward Isengrins Fürsprech bei seiner Klage und erzählte, was Reinhart an Frau Hersant gethan. Krimel erklärt das für unmöglich, doch Isengrin hält die Klage aufrecht. Der Löwe fordert vom Hirsche Randolt, er solle bei seinem Eide sagen, was Rechtes sei. Der sagt, er habe verdient, gehängt zu werden. Alle sind damit einverstanden, nur ein Kamel von Tuschalan sagte, man müsse ihn erst zur Verteidigung laden. Isengrin war unzufrieden damit. Da trugen Schantekler und Pinte auf einer Bahre ihre Tochter herein, die Reinhart selbigen Tages totgebissen hatte, und der Hahn erhob die Klage. Da schwur der Löwe bei seinem Bart, Reinhart müsse das Land räumen oder sterben. Dem Hasen kam das Fieber an. Als Brun,

der Kapellan, das Huhn begraben hatte, legte sich der Hase auf den Grabhügel. Beim Erwachen sagt er, er habe ein Gesicht gesehen, das Huhn wäre heilig und stünde vor Gottes Thron. Da schrieen alle Mirakel.

8. Nun ließ der König seinen Kapellan vor Reinharts Burg gehn. Der traf ihn vor seiner Höhle, die Übelloch hieß.

. . . . . . enphân
des rîchin kunigis capilân.
er sprach: „willikomen, edile scrîbâre,
nu suln ir mir sagin mâre,
wiez dâ ze hove stât.
ih weiz wol, ir sint des kuniges rât.“
„Dâ bistu beclagit sêre.
alse liep dir sî dîn êre,
sô kum fur unde entrede dih,
daz gebiutit dir der kunic rih.“
Reinhart sprah: „her capilân.
nu suln wir inbîzin gân,
sô vare wir ze hove deste baz.“
Reinhartis triwe wâren laz.
„Einen boum weiz ih wol,
der ist guotis honiges vol.“
„nu wol hin! des gerte ih ie.“
Her Brûn mit Reinharte gie,
er wist in dâ ein vilân
einen wecke hâte getân
in ein bloh sêre geslagin.
der tievil hâte in dar getragin.
„her capilân, lieber friunt mîn,
nu suln ir gemeine sîn,
unde werbint mit sinne,
hie sint vil binen inne.“
Umbe die binen er doh niht enliez,
daz houbet er in daz bloh stiez.
Reinhart den wecke zucte,
daz bloh zesamene ructe.
Der capilân was gevangin,
er muose inbîzin lange.

her Brûn der scrê: „ohô!“
Reinhart sprach: „wie tuont ir sô?
ih hâte iuh wol gewarnôt,
iu duont die binen leider nôt.
inbîzint gemetlîche,
der kunic ist sô rîche,
daz erz mir wol vergeltin kan“
dô huop er sih dannân.
Der capilân begunde sih clagin.
do gehôrte er komin einen wagin,
des war sîn angist grôzlîh,
vil harte strebit er hinder sih.
Der mit deme wagine in gesah,
nehein wort er dô sprah
ê er widir in daz dorf kam.
ze der kirchen lief er unde nam
die glocgesnuore in die hant
unde lûte, daz ez scal ubir alliz daz lant,
unde sturmde sêre, swer daz vernam,
vil sciere er zuo deme dorfe kam.
Der gebûr sagite mâre,
daz ein bêr wâre
in sîme bloche haft,
„daz hât getân diu gotis craft.
vil wol ih iuh dar gewîsin kan.“
Dâ huop sih wîp unde man.
daz wârin angistlîche dinc.
dô kam ein stolz spranzinc
dâ er den bern Brûnen vant,
einen burdûz truoc er an der hant.
Der capilân hôrte wol den dôz,
sîn angist der was vil grôz.
die fuoze sazt er an daz bloh sâ
unde zôh sih ûz, doh liez er dâ
beide diu ôren unt die hût.
daz honic dûhte in niht ze guot.
Dannen huop sih der bote.
vernement von seltsâneme spote.
Reinhart vôr sîner burc saz,

der leckirheite ime nie vergaz.
nu mugint ir hôren, wie er sprah,
do er hern Brûnen alse blôz sah.
er sprah: „guote her capilân
war hânt ir iwer huotelîn getân?
hânt irz gesezzet umbe wîn?
owî, daz lastir wàre mîn,
daz ir dâ sagetint ze hove màre,
daz ih bôse wirt wàre.“

9. Nun wird der Kater gesandt.

Her Brûn kam ze hove blôz,
dô wart sîn clage vil grôz.
Dar kàmen tier gedrungen
alte unde iunge
unde scowiten die blatin breit,
dô clagit er diu grimmen leit
deme kunige sîn capilân.
er sprah: „diz hât mir Reinhart getân.
ih gebôt ime, kunic, fur dih,
drûthêrre, nu sih,
wie er mih hât gehandelôt.
mir wàre liebir der dôt.“
Der kunic wart zornic getân
umbe sînen drûtcapilân,
ime wart sîn muot vil swàre.
waz drumbe reht wàre,
frâgit er zehant den bibere.
er sprah: „hêrre, dâ nist niht widere,
ih verteile ime lîp unde guot
unde swer ime deheinen rât tuot,
der sol in iwerre âhte sin.
daz sprichih bî dem eide mîn.“
Der hirz Randolt sprah: „daz ist reht.“
es gevolgete manic guot kneht.
Der elephant sprah irbolgin:
„des wil ih niht gevolgin.
ein urteil ist hie vurkomen,

daz hânt ir alle wol vernomen,
die inmac nieman wenden.
man sol nâh ime senden
botin unze an drî stunt.
der tivel var ime in den munt,
swer liege bî diseme eide
ieman ze leide."
Des wart dô gevolgôt,
des kam Diebreht ze nôt.
Der kunic hiez in vur in stân,
er sprah: „du solt nâh Reinharte gân."
Dô sprah Diebreht:
„hêrre, daz lân ih an reht,
er ist mîn liebir kunnelinc."
„du enmaht durh dehein dinc
sîn uberwerdin," sprah Randolt,
„ir sint einander doh borholt."
Der kunic gebôt imez an den lîp.
Diebreht sprah: „nu hân ih cît."
Er huop sih harte balde.
dô vant er in deme walde
sînen neven Reinhart,
der kunde manigen ubil art.
Nu hôrint, wie Reinhart sprah,
dô er sînen neven anesah,
er sprah: „willikomen, sippebluot.
wie wê mir mîn herze tuot,
daz du mih hâst vermiten sô.
ih newart nie gastes sô frô."
Diebreht sprah: „des habe danc.
ez dûhte oh mih harte lanc.
der kunic hât mih ze dir gesaut
unde swert sêre, daz du ime daz lant
rûmist, kumistu vur niet.
ûf dih clagit alliu diu diet.
du hâst vil ubile getân,
daz du den capilân
wider santest âne huot."
Reinhart sprah: „neve guot,

ih gesah hern Brûn ze wâre
niht in diseme iâre,
wan dô mih iagite Îsingrîn.
wan sagistu mir, neve mîn, 1680
woltistu sammir gân,
ih gâbe dir gerne des ih hân.
ih hân hie ein ôde hûs,
dâ hân ih inne manige mûs
gehaltin mînin gestin, 1685
dâ nim du dir die bestin."
Diu naht was heiter unde lieht,
sînen neven Reinhart dâ verriet.
ze deme hûs fuort er in sâ,
Diebrehte wart ze der spîse ze gâh. 1690
Dô lac ein gebûr inne,
deme michel unminne
Reinhart hâte gitân,
daz muose ûf Diebrehten gân.
einen stric riht er vur ein loh, 1695
alsô duont gnuoge liute oh noh.
Reinharte was dâ gelâgôt,
des kam sîn neve in grôze nôt,
darîn was Diebrehte gâh,
dô viel er in den stric sâ. 1700
Daz gehôrte des gebûris wîp,
siu sprah: „ûf, semmir mîn lîp!"
der gebûr fuor ûf und irscricte,
vil balde er krifte
eine hepin mit der hant, 1707
unde huop sih da er Diebrehten vant.
er wânde, ez wâre Reinhart.
Diebrehten rou diu vart, 1710
vil harte grogezende er screi,
der gebûr sluoc die snuor inzwei,
daz kam von der vinsterin.
Diebreht wolte dannin sîn,
dem det er sciere vil gelîh. 1715
wider ûz huob er sih.
Des gebûris wîp dâ inne

irhuop ein unminne,
ze deme ôrin sluoc si in mit der hant.
vil sciere siu ein schît vant,
dâmite zirblou siu ime den lîp.
wan Werinburc daz kamirwîp,
sô hâtir verlorn daz lebin.
Si sprah: „mir hâti got gegebin
Reinharten, den hânt ir mir genomin."
„frowe, ez ist mir ubile komin,"
sprah der geberte gebûrman,
„nu lânt mih iwer hulde hân."
Diebreht lie die mûse dâ,
dannân wart ime harte gâh.
dô lief er al die naht
wider ze hove mit grôzir maht.
Er vant den kunic des morgenes fruo,
mit sîme stricke gie er dâzuo.
dô clagete vil harte
Diebreht von Reinharte.
Er sprah: „kunic, ih was in nôt.
mir wolte Reinhart den dôt
frumen in iwir botescaft,
do bescirmde mih diu gotis craft.
hêrre, ih unde iwer capilân
suln nimmê nâh ime gân."
Den kunic muote diu clage,
ouh swar in sîn siechetage.
der zorn gie ime harte nâhen,
do erscracte er die ez sâhen.
Er gebôt dem ebire, daz er ime sagete,
waz er ze tuonne habete,
daz sine boten âne nôt
wâren sus gehandelôt.
Erzurnet was des ebires muot,
er sprah: „ih verteil ime êre unde guot,
unde ze âhte sînen lîp,
unde zeiner witewen sîn wîp,
unde ze weisin diu kint sîn."
„des gevolg ih," sprah Îsingrîn.

10. Sendung des Dachses.

Der kunic frâgite alumbe
wîse unde tumbe,
ob sies woltin gevolgin diu diet.
Crimel insûmde sih dô niet,
er sprah: „kunic edil unde guot,
obe nu her Brûn sînen huot
âne mînes neven sculde hât verlorn,
sô machet er uppigen zorn.
nu hât ouh Diebreht
vil lihte unreht,
er det Reinharte haz.
dârumbe sol nieman daz
erteilin, daz ist ein ende,
daz iwer êre swende
odir iwirn hof swache,
des man anderswâ gelache,
noh durh neheiner slahte mieten,
man sol einôst noh gebieten
her vur deme neven mîn.“
Der kunic sprah: „daz muostu selbe sîn,
daz gebiutih dir an dîn lebin:
obe got wil, dir sol gebin
dîn neve daz botenbrôt.“
In wart ze lachenne allen nôt.
Crimelen des luzil angist nam,
sciere huob er sih dannân
unde suohte sînen sweherlinc.
Nu vernement seltsâniu dinc
unde fremidiu mâre,
der die Glîchezâre
iu kunde gît vil gewârlîh,
der ist geheizen Heinrîh,
er hât daz buoh gedihtôt
umbe Îsingrînes nôt.
swer gihet, daz ez gelogin sî,
den lât er sîner gebe frî.
Nu suln wir her wider vân
dâ wir die rede hân verlân.

Ze Reinhartis burc hô
vuor Crimel, des wart vil vrô

Der Fuchs freute sich über sein Kommen und fragt, wie man am Hofe über ihn spreche. Der Dachs sagt, der Löwe sei sehr zornig, und Isegrin habe alle auf seiner Seite. Als sie gegessen hatten, nahm der Fuchs ein Pilgergewand und den Sack eines Arztes. Wurzeln und Nelken trug er, dazu einen Stab.

ein crûce machet er vur sih:
„der rîche got beware mih
vor bôsin lugenârin,
daz sî mih niht beswârin.“
Reinhart ze hove kam.
manic tier freisam
sprah albesundir:
„nu mugint ir sehin wundir,
wâ Reinhart her gât,
der Hersint gehônit hât,
ez touc newederez ein mist.
der sie beide hienge ûf ein rîs,
daz solte nieman clagin niht.
waz solte ir der bôsewiht!“
Reinhart gie an den . . . plân,
der kunic hiez in fur sih stân.
die irzurneten guoten knehte
macheten grôz gebrehte.
Dô clagite sêre Îsingrîn,
daz diu liebe frowe sîn
wâre gehônit. dô sprah der capilân:
„er hât ouh mêr lasters begân.
nu lânt in niht entwenkin,
ir suln in heizen henkin,
wan er ist ze wâre
ein verrâtâre.“
Scanticlêr clagite sîn kint,
er sprah: „kunic, wir wizzin wol daz ir sint
unsir rehtir rihtâre.
von diu ist uns harte swâre,
daz ir sô lange lânt stân

disen morder, ir suln in heizen hân."
Dô sprah der rappe Diezelin:
„henkint, hêrre, den neven mîn!"
Reinhartis liste wâren grôz,
er sprah: „kunic, waz sol dirre dôz?
ih bin an manigen hof komen,
daz ih seltin hân vernomen
solhe ungezoginheit.
dês wâr, ez ist mir vur iuh leit."
Der kunic sprah: „daz ist reht."
dô verbôt er ubirbraht.
Reinhart sprah: „iu inbiutet den dienest sîn,
rîcher kunic, meister Bendîn,
ein arzât von Salerne,
der sâhe iwer êre gerne,
darzuo alle die dâ sint,
beide die altin unt diu kint.
gescihet iu an dem lîbe iht,
daz enmugen sie uberwinden niht.
hêrre, ih was ze Salerne,
dârumbe daz ih gerne
iuh hulfe von dem ubile.
ih sihe wol, daz iu grubile
in dem houbet, swaz ez sî.
iu enbiutet meister Bendîn,
daz ir ezzet dise latewâriâ."
„daz leist ih," sprah der kunic iesâ,
unde liez slîfen sînen zorn.
Reinhart sprah: „manic dorn
hât mih in den fuoz gestochin
in disen siben wochin.
daz duot mir, kunic, harte wê,
iu inbietent die arzâte mê,
obe ir iender muget vinden
einen altin wolf, den heizent scinden.
ouh muozint ir eins bern hût hân."
Der kunic sprah: „daz sî der capilân."
„dâmite genesit ir, hêrre guot,
ûz . . . .

Einen Katzenhut fordert der Fuchs ferner zur Heilung. Isengrin und der Bär müssen ihre Haut geben trotz alles Widerstrebens, ebenso muß Dieprecht die Kappe geben. Endlich fordert Reinhart für den kranken Löwen ein gesotten Huhn mit Eberspeck, und sogleich ward Frau Pinte gefangen, und dem Eber schnitt man ein Stück aus der Hüfte. Randolt muß dann noch einen Hirschgürtel und der Biber seine Haut abgeben. Da flohen alle dem Fuchse feindlichen Tiere vom Hofe. Nur Krimel blieb da, das Kamel von Tuschelan und der Elefant. Reinhart trägt nun dem Leoparden auf, dem König ein warmes Bad zu bringen. Dann legt er ihn in die Felle und setzt ihm den Katzenhut auf. In der Wärme kam die Ameise aus dem Ohre und kroch in den Katzenpelz, wo sie Reinhart in der Sonne entdeckte. Er bedrohte sie hart und sagte, ihr ginge es jetzt ans Leben. Die Ameise aber verspricht ihm tausend Burgen. Da entließ sie Reinhart, froh des Gewinstes. Der König befindet sich jetzt besser. Reinhart ließ ihm die Hühnerbrühe bringen, Frau Pinte verzehrte er selber. Krimel gab er den Eberspeck. Reinhart rät jetzt, den Elefanten zu belohnen, und der König verleiht ihm Böhmen. Doch ward er daselbst jämmerlich zerschlagen, so daß er der Wiederkehr vergaß. Das Kamel ernannte der König auf des Fuchses Fürsprache zur Äbtissin von Erstein; doch die Nonnen zerstachen es mit den Griffeln und jagten es in den Rhein. So lohnte Reinhart seinen Freunden. Auch den König verriet er, indem er ihm einen vergifteten Trank reichte. Mit Krimel macht er sich jetzt aus dem Staube. Unterwegs verhöhnt er noch den geschundenen Bären. Unterdessen ward dem Könige sterbensweh, und er verlangte nach Reinhart. Als er von dessen Flucht hörte, bereute er, ihm getraut zu haben, und starb. Alle waren erbittert auf Reinhart. Der Schluß des jüngeren Textes lautet:

diz sî gelogen oder wâr,
got gebe uns wünneclîchiu iâr.
  Hie endet ditze mære.
daz hât der Glîchesære
her Heinrîch getihtet
und lie die rîme ungerihtet.
die rihte sît ein ander man,
der ouch ein teil getihtes kan.

und hât daz alsô getân,
daz er daz mære hât verlân
ganz rehte, als ez ouch was ê
an sümelich rîme sprach er mê,
dan ê dran wære gesprochen.
ouh hât er abe gebrochen
ein teil, da der worte was ze vil.
swer im nu des lônen wil,
der bite im got geben,
die wîle er lebe im vroelich leben
und daz er im die sêle sende
da si vröude habe ân ende.

7. Heriger und die Spervögel.

Zwar werden diese Fahrenden wohl noch in anderm Zusammenhange zu berühren sein, doch dürften sie an dieser Stelle nicht übergangen werden, ohne daß das Bild der Spielmannsdichtung beeinträchtigt würde. Ihre Gedichte vertreten uns eine andere Seite der letzteren, die Sprüchedichtung.

Die Dichtungen, welche hier zu behandeln sind, sind recht geeignet, um an ihnen die labyrinthischen Wege der neueren Kritik zu verfolgen. Ursprünglich wurden sie alle unter Spervogels Namen gestellt. Allein die besondre Überschrift „Der junge Spervogel" in der Heidelberger Liederhandschrift bewog schon von der Hagen, diesen als einen Dichter für sich zu fassen. F. Pfeiffer und K. Bartsch suchten dann auch die übrigen Gedichte einem alten und einem jungen Spervogel zuzuteilen. Zuerst erwies K. Simrock, daß die unter dem Namen des älteren Spervogel überlieferten Gedichte zwei Dichtern angehören, einem älteren, Heriger, und einem jüngeren, dem älteren Spervogel, zu denen alsdann als dritter der junge Spervogel käme. Dieser Ansicht schloß sich W. Scherer an, nur wollte er für den ältesten den Namen Heriger nicht gelten lassen, nannte ihn vielmehr den Anonymus Spervogel.

23 f v. d. Hagen, Minnes. 4, 685. — 24. F. Pfeiffer, G. II, 194 — 25. K Bartsch, G. III, 481. — 26. K. Simrock, Lieder der Minnesänger, Elberfeld 1857, S. 61 ff. — 30. W. Scherer, deutsche Studien I. Spervogel, Wien 1870, S 1 ff. — 31. Heriger, vgl. dagegen H. Paul, B. II, 427.

Andrerseits sind aber auch Stimmen laut geworden, welche die Einheit der Gedichte, wenigstens derer Herigers und des älteren Spervogel, als Werke eines Dichters behaupten, so ist dies von F. Garthaus neuerdings versucht worden.

Sehen wir zu, welche Berechtigung wir zu einer Scheidung der Gedichte haben. Daß zunächst die Heidelberger Handschrift in der Überschrift „Der junge Spervogel“ uns einen Anlaß giebt, eine Anzahl Gedichte abzutrennen, ist höchst willkommen, denn dieselben unterscheiden sich in Strophenform, Versbau, Reim, Gedankeninhalt und Sprache so wesentlich von den übrigen, daß das Postulat eines besonderen Dichters derselben auch ohne jene Überschrift sich notwendig ergeben hätte.

Wie steht es nun aber mit der Scheidung der Gedichte in solche von Heriger und vom älteren Spervogel? An sich und in bezug auf das Wesentliche liegt die Sache offenbar auch hier ganz klar: Die übrig bleibenden Gedichte sind in zwei Tönen abgefaßt, die sich in auffallender Weise unterscheiden und von denen der eine der Morolfstrophe und der andere den Strophen der Rabenschlacht und der Gudrun sich nähert. Diese Thatsache muß uns notwendig bei der Gewissenhaftigkeit, mit denen das Eigentumsrecht der doene im früheren Mittelalter geachtet wurde, auf die Annahme zweier Dichter führen. Dazu kommt die Beobachtung verschiedener Reimgenauigkeit und verschiedener persönlicher Verhältnisse des Dichters, die sich aus der Betrachtung der beiden Gruppen von Dichtungen ergiebt. Eine Scheidung ist also für den gewöhnlichen Verstand unabweisbar.

Nun hat man aber diese Scheidung auch noch zu begründen gesucht, indem man zu erweisen suchte, auf welchem Wege die Vermischung statt hatte, und da man auf diesem Wege nicht zu übereinstimmenden Ergebnissen gelangte, so wurde die Sache überhaupt unklarer.

Die in Betracht kommenden Gedichte sind uns in drei Handschriften überliefert, von denen die dritte Herigers Gedichte nicht enthält. Die Handschriften sind folgende: 1. die Heidelberger

4. F. Garthaus, G. XXVIII. 214—51. — 10 ff. den übrigen Scherer a. a. O. S. 30 ff — daß ... ergeben hätte, mit der Frage, ob diese Gedichte nun alle dem jüngeren Spervogel angehören, habe ich mich hier nicht weiter zu beschäftigen. Dieselbe steht mit der Geschichte des späteren Minnesangs und der Freidankkritik in Zusammenhang und wird vermutlich in einem andern Bande dieser Sammlung erörtert werden. — 22 ff. Dazu ... ergiebt, Scherer a. a. O. S. 4 ff. — 34. Die Handschriften, vgl. H. Hoffmann, Fundgr. I, 268.

Liederhandschrift (A), früher Cod. Vatic. 357, 2. die Pariser Liederhandschrift (C), die sogenannte Manessische Sammlung, 3. die Jenaer Liederhandschrift (J). Für unsre Frage kommen besonders die beiden ersten in Betracht, und man hat versucht, die gemeinschaftliche Vorlage derselben zu rekonstruieren nach Blattzahl und -lage, Schreibweise, Inhalt u. s. w. Solches Bemühen hat ja für den Scharfsinn der Handschriftenkundigen viel Verlockendes und ist an sich nicht zu tadeln; doch unvorsichtig ist es, auf der sich ergebenden sehr subjektiven Überzeugung von dem Zustande eines solchen rekonstruierten Archetypos wieder Schlüsse zu bauen für die Beurteilung der einzelnen Teile nach ihrer Echtheit. Wie gefährlich das ist, zeigt namentlich die Spervogelforschung. Der codex archetypos ist in der verschiedensten Weise von verschiednen Gelehrten rekonstruiert worden, und jeder hat seine Rekonstruktion für sicher und maßgebend genug betrachtet, um daraus Folgerungen zu ziehn. W. Scherer gewann für AC eine Vorlage von vier in einander gelegten Blättern, denen ein fünftes angeklebt war. Die erste Seite dieses Liederbuches sei leer gewesen, und auf dem fünften Blatte hätten nur drei Strophen gestanden. Die Strophen des jungen Spervogels und unbekannter Verfasser seien später eingeschoben worden. Die andern Sprüche seien inhaltlich geordnet gewesen und zwar in Gruppen von je fünf Strophen, also von dreißig Zeilen auf der Seite. Ähnlich behandelt Strobl die Quelle von AC, welcher eine „Hineinsprengung" der Strophen des jüngeren Spervogel annimmt, und in dem jüngeren Spervogel einen sammelnden Fahrenden vermutet, von dessen Hand der eingesprengte Teil stamme. Anders Wilh. Wisser, welcher den codex archetypos durch ein allmähliches Anwachsen entstehen läßt. Nach seiner Ansicht enthielt das erste Doppelblatt (also Blatt 1 und 6) die Gedichte des älteren Spervogel, das zweite, welches hineingelegt wurde (also Blatt 2 und 5), die des Heriger, das dritte (also Blatt 3 und 4) die des jungen Spervogel. In der Handschrift seien die Verszeilen nicht abgesetzt gewesen und so berechnet er für

1. Cod. Vatic. 357, vgl. Adelungs fortges. Nachr. S. 106. Docen, altd. Mus. I. 207. v. d. Hagen, litter. Grundriß S. 192. — 2 Manessische Sammlung, vgl. Bodmer II. 226b. 228b. W. Wackernagel, zwölf mhd. lyr. Gedichte, Berl. 1826. — 3. Jenaer Liederhandschrift, Müllers Ausg. S. 5. 6; andere Quellen für die Spervogelkritik behandelt v. Laßberg, Liedersaal II. Nr. 161 f. W. Scherer, deutsche Studien I, 13 und 11. Die Anfänge des Minnesanges, Wien 1874, S. 37—39. Paul a. a. O. S. 428 f. — 16. W. Scherer, deutsche Studien I. 17—30. — 23. Strobl, G. XV, 241 ff. — 27. Wilh Wisser, zu Spervogel. Der Archetypos von AC. Jahresber. über das Großherzogl. Mariengymnasium zu Jever, Jever 1882.

jede der Blattlagen ein ungefähr gleiches Schriftquantum. Noch anders wieder denkt sich Garthaus die Sache: Das Liederbüchlein müsse aus drei verschiednen Heften oder Lagen bestanden haben. Diese drei Hefte seien mit einander vereinigt und durch ein Versehen sei das dritte Heft mit den Liedern des jüngeren Spervogels vor den letzten Teil des zweiten gestellt worden. Ja er giebt noch eine zweite Möglichkeit: Das erste Heft sei ein Doppelblatt gewesen, das zweite, welches die dreizehn letzten echten Strophen und die Gedichte des jungen Spervogel enthielt, habe neben dem ersten gelegen. Ein Abschreiber habe die Überschrift „Der junge Spervogel“ auf den ganzen Inhalt des zweiten Heftes bezogen.

Alle diese Rekonstruktionen sind hübsch und geistreich und bieten dem, welcher an den handschriftlichen Quellen zu schöpfen gewohnt ist, viel Anregung. Auch ich gab mich gerne dem geistreichen Spiele hin, doch möchte ich mich davor hüten, eine dieser Rekonstruktionen für so sicher zu halten, daß man Schlüsse darauf bauen könnte. Scherer konnte z. B. die seinige nur zustande bringen, indem er gewaltsamerweise eine Strophe ausschied, gegen die sonst vernünftigerweise nichts einzuwenden ist, und auch die übrigen sind nicht frei von Gewaltthätigkeiten. Am meisten dem Schriftwesen der Zeit scheint mir noch die Wissersche Annahme zu stehn, die außerdem den Vorzug hat, daß sie nicht, allzu scharf, auch Kleinigkeiten zu durchschauen und zu erklären beansprucht. Aber ein litterarhistorisches Ergebnis auf Grund ihrer Richtigkeit zu gewinnen, möchte ich auch nicht wagen, und ich begnüge mich mit dem, was oben aus anderen Gründen sich herausgestellt hat.

Der ältere der beiden Dichter, welche uns hier beschäftigen, Heriger, lebte an dem Hofe des Burggrafen Heinrich in Regensburg, denn den er als seinen Genossen nennt, Gebehart, hat Müllenhoff auch urkundlich nachgewiesen, jedenfalls lebte er noch 1175, da er den Tod Walters von Hausen und Heinrichs von Staufen beklagt. Er stammte wahrscheinlich aus Alemannien, wie seine Sprache zeigt. Er war ein Fahrender, ein Bauers=

2. Garthaus a. a. O. S. 220. — 28. Heriger, vgl. Scherer, Gesch. d. d. Dichtung im 11. und 12. Jahrh., Straßb. 1875, S. 107 f. Studien 1, 11 ff.; vgl. auch Garthaus a. a. O. S. 244 ff. — 31 f. da er ... beklagt, zur Chronologie vgl. M. Haupt, die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich von Hartmann von Aue, Leipz. 1842, S. XVI A. XIII, 326 zu M. F. 25, 24 und Lachmann, Minnesangs Frühling, erste Ausg. Leipz. 1857, S. 237 f. — 32. Er ... Alemannien, vgl. John Meier, B. XI, 565. Ganz unpassend ist es, ihn für einen Pfälzer zu erklären. E. Henrici, zur Gesch. der mhd. Lyrik, Berl. 1876, S. 21; vgl. Steinmeier, AA. 11, 144. Scherer, deutsche Studien 1, 13.

sohn, dem auch die deutsche Heldensage nicht unbekannt war. Bitter beklagt er den Mangel eines eignen Herdes. An der Donau fand er in Wernhart von Steinberg einen freigebigen Gönner und hofft von dessen Nachfolgern, den Öttingern, das Beste.

Seine Dichtungen sind Sprüche didaktischen Inhalts (besonders liebt er die Tierfabel) und unterscheiden sich so wesentlich von der gleichzeitigen Lyrik, daß es nicht gerechtfertigt ist, dieselben mit deren Geschichte zusammen zu behandeln. Nicht die Subjektivität des Dichters kommt in ihnen zum Ausdruck, sondern derselbe dichtet schauend und betrachtend, was er sieht und erfährt, stellt er dar. Reim und Metrik zeigen noch vieles Altertümliche. Auch dem Nichtkenner muß nach Inhalt und Form schnell die Verwandtschaft dieser Dichtungen mit den oben behandelten klar werden.

Der ältere Spervogel ist auch ein Oberdeutscher. Seine Gedichte mögen um 1190 entstanden sein. Der Name ist verschieden erklärt worden. Wackernagel dachte an den auf dem Speere sitzenden Vogel, den Falken. A. Schott und J. Grimm fassen den Namen imperativisch: Sperr den Vogel ein!, also ein Vogelhalter, ähnlich Garthaus: Sperr den Vogel auf! in dem Sinne von: Sperre dem Vogel den Schnabel auf, füttre ihn. Für die imperativische Deutung spräche die Form Spernvogel, welche sich in den Egerer Urkunden findet. Die Pariser Handschrift deutet den Namen durch Speer und Vogel, denn sie stellt den Dichter dar mit einem Speere voll Vögel vor einem Ehepaar, das ihn etwa damit bewirtet (wie v. d. Hagen deutet) oder vor seiner Herrschaft, der er die Jagdbeute abliefert (nach Garthaus' Deutungsversuch). Der Name soll, so meint Garthaus, ein beigelegter sein, während Kerling der ursprüngliche wäre. Da indessen der Name Kerling in den Gedichten vorkommt, welche wir vorher

2ff. Vgl. auch R. Rodenwaldt, die Fabel in der deutschen Spruchdichtung des 12. und 13. Jahrh., Berl. 1885, S. 9ff. Garthaus a. a. O. S. 244. H. Schlüter, zur Geschichte der deutschen Spruchdichtung im Zeitalter der Minnesänger, Striegau 1883, S. 2ff. — 5ff. Seine ... behandeln, vgl. H. Schlüter a. a. O. S. 9. — 11. Reim ... Altertümliche, vgl. E. Gottschau, über die drei Perioden des Minnesangs vor Walter von der Vogelweide. B. VII. 408ff. R. Becker, der altheimische Minnesang, Halle 1882, S. 47ff.; über den Inhalt vgl. auch J. Jansen, die lyrische Poesie in Deutschland bis auf Heinrich von Veldeke, Krefeld 1882, S. 32—38. — 14f. Der ältere Spervogel, Scherer, deutsche Studien I. 15. Garthaus a. a. O. S. 245f. — ein Oberdeutscher, mit Unrecht schließt H. Gradl, Lieder und Sprüche der beiden Meister Spervogel, Prag 1869, S. 2, aus dem Vorhandensein eines Egerer Patriziergeschlechtes, daß auch der Dichter ein Egerer sei. — Seine ... sein, v. d. Hagen, Minnes. IV, 911 setzt ihn unpassend um 1230; über die Chronologie der zeitgenössischen Dichter vgl. Lachmann, Walter S. 197 (199) f. — 16. Wackernagel a. a. O.; vgl. Grimm, zur Rec. der deutschen Gramm., S. 10, Anm. — 19. Garthaus a. a. O. S. 247.

als dem Heriger angehörig erkannt haben, so werden wir wohl besser an der oben (S. 30, 28) gegebenen Deutung festhalten.

Die Gedichte Herigers und Spervogels des Älteren geben wir vollständig.

a. Heriger.

Ich sage iu, lieben sune mîn,
iun wahset korn noch der wîn,
ichn kan iu niht gezeigen
diu lêhen noch diu eigen.
nu genâde iu got der guote
und gebe iu sâlde unde heil.
  vil wol gelanc von Tenemarke Fruote.

Mich riuwet Fruot von uber mer
und von Hûsen Walther,
Heinrîch von Gebechenstein.
von Stoufen was ir noch ein.
got gnâde Wernharte
der ûf Steinberc saz
  und niht vor den êren versparte.

Wer sol ûf Steinberc
wurken Wernhartes werc?
hei wier gab unde lêch!
des er dem biderbem man verzêch,
des enmohte er niht gewinnen.
daz was der wille; kom diu state,
  si schieden sich ze iungist mit minnen.

Dô der guote Wernhart
an dise werlt geborn wart
do begonde er teilen al sîn guot.
do gewan er Ruodegêres muot,
der saz ze Bechelâre
und pflac der marke manegen tac,
  der wart von sîner frumekeit sô mâre.

3. Die Gedichte Herigers und Spervogels, herausg. sind dieselben außer von Laßberg, v. d. Hagen, Gradl a. a. O. noch in Lachmann-Haupt, Minnesangs Frühling Nr. VI (vgl. dazu die Anmerkungen). Wackernagel, Lesebuch II, 41 ff. Bartsch, deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh., Stuttg. 1879, Nr. III. R. Schneider, Spervogels Lieder für die Schule erklärt und mit einem Glossar versehen, Halberstadt 1876.

Steinberc die tugende hât
daz ez sich nieman erben lât
wan einen der ouch êren pfligit.
dem strîte hât ez an gesigit,
nu hât ez einen erben:
der werden Oetingâre stam
  der wil im sînen namen niht verderben.

Wan seit ze hove mære,
wie gescheiden wære
Kerlinc und Gebehart.
si liegent, semmir mîn bart.
zwên bruoder die gezurnent
und underziunent den hof,
  sî lânt iedoch die stigelen unverdurnet.

Mich muot daz alter sêre,
wan ez Hergêre
alle sîne kraft benam.
ez sol der gransprunge man
bedenken sich enzîte,
swenn er ze hove werde leit,
  daz er ze gwissen herbergen rîte.

Wie sich der rîche betraget,
sô dem nôthaften waget
dur daz lant der stegereif!
daz ich ze büwe niht engreif
dô mir begonde entspringen
von alrêste mîn bart,
  des muoz ich nu mit arbeiten ringen.

Weistu wie der igel sprach?
„vil guot ist eigen gemach!"
zimber ein hûs, Kerlinc,
dârinne schaffe dîniu dinc.
die hêrren sint erarget.
swer dâ heime niht enhât,
  wie maneger guoter dinge der darbet!

Swie daz weter tuoje,
der gast sol wesen fruoje.
der wirt hât truckenen vuoz
vil dicke, sô der gast muoz
die herberge rûmen.
swer in dem alter welle wesen
wirt, der sol sich in der iugent niht sûmen.

Ez was ein wolf grâwe
und ein man alwâre.
die liute wolten slâfen,
er lie den wolf zen schâfen.
do bigienc er in der stîge,
daz man in des morgens hienc
und iemer mê sîn kunne ane schrîet.

Ein wolf unde ein witzic man
sazten schâhzabel an.
si wurden spilnde umbe guot.
der wolf begonde sînen muot
nâch sînem vater wenden.
dô kom ein wider dar gegân:
dô gab er beidiu roch umb einen venden.

Ein wolf sîn sunde vlôch,
in ein klôster er sich zôch,
er wolde geistlîchen leben.
dô hiez man in der schâfe pflegen;
sît wart er unstâte.
dô beiz er schâf unde swîn:
er iah daz ez des pfaffen rude tâte.

„Ez mac der man sô vil vertragen“
hôrt ich Kerlingen sagen,
„daz man in deste wirs hât.“
sô wirt sîn sus vil guot rât,
ist er widersâze.
zwên hunde striten umbe ein bein:
dô truog ez hin ze iungest der râze.

Zwên hunde striten umbe ein bein,
dô stuont der bôser unde grein.
waz half in al sîn grînen?
er muostez bein vermîden.
der andere truog ez
von dem tische hin ze der tur:
er stuont ze sîner angesiht und gnuog ez.

Er ist gewaltic unde starc,
der ze wîhen naht geborn wart.
daz ist der heilige krist.
iâ lobt in allez dazdir ist
niewan der tievel eine:
dur sînen grôzen ubermuot
sô wart ime diu helle ze teile.

In der helle ist michel unrât.
swer dâ heimuote hât,
diu sunne schînet nie sô lieht,
der mâne hilfet in nieht
noh der liehte sterne.
iâ muot in allez daz er siht:
iâ warer dâ ze himel alsô gerne.

In himelrîch ein hûs stât,
ein guldîn wec darîn gât.
die siule die sint mermelîn,
die zieret unser trehtîn
mit edelem gesteine.
dâ enkumt nieman în
ern sî vor allen sunden alsô reine.

Swer gerne zuo der kirchen gât
und âne nît dâ stât,
der mac wol frôlîchen leben.
dem wirt ze iungest gegeben
der engel gemeine.
wol in, daz er ie wart!
ze himel ist daz leben alsô reine.

Ich hân gedienet lange
leider einem manne
der in der helle umbe gât.
der bruovet mîne missetât.
sîn lôn der ist bôse.
hilf mir, heiliger geist,
deich mich von sîner vancnisse erlôse!

Mich hungerte harte.
ich steic in einen garten.
dâ was obez innen,
des moht ich niht gewinnen.
daz kom von unheile.
dicke wegite ich den ast:
mir wart des obezes nie niht ze teile.

Swâ ein guot boum stât
und zweier hande obez hât,
beidiu suoz unde sûr,
sô sprichet ein sîn nâhgebûr:
„wir suln daz obez teilen:
wirt ir einez drunder vûl,
ez bringet uns daz ander ze leide."

Swel man ein guot wîp hât
und zeiner anderer gât,
der bezeichent daz swîn.
wie mohte ez iemer erger sîn!
ez lât den lûtern brunnen
und leit sich in den truoben pfuol:
den site hât vil manic man gewunnen.

Ein man sol haben êre
und sol iedoch der sêle
under wîlen wesen guot,
daz in dehein sîn ubermuot
verleite niht ze verre,
swenn er urloubes ger,
daz ez im an dem wege niht enwerre.

Korn sate ein bûman,
do enwolte ez niht ûfgân.
im erzornete daz.
ein ander iâr er sich vermaz,
daz erz en egerde lieze.
er solde ez ime guotliche geben
der dem andern umb sîn dienest iht gehieze.

Krist sich ze marterenne gap,
er lie sich legen in ein grap.
daz tet er dur die goteheit,
dâmite lôst er die kristenheit
von der heizen helle.
er getuot ez niemer mêr,
daran gedenke swersôder welle.

An dem ôsterlîchem tage
dô stuont sich krist ûz dem grabe.
kunec aller keiser
vater aller weisen
sîn hantgetât erlôste.
in die helle schein ein lieht:
dô kom er sînen kinden ze trôste.

Wurze des waldes
und erize des goldes
und elliu apgrunde
diu sint dir, hêrre, kunde,
diu stânt in dîner hende.
allez himeleschez her
dazn moht dich niht volloben an ein ende.

b. Spervogel.

Swer in fremeden landen vil der tugende hât,
der solte niemer komen hein, daz wâr mîn rât,
ern hete dâ den selben muot.
ezn wart nie mannes lop sô guot,

sô daz von sînem hûse vert,
  dâ man in wol erkennet.
waz hilfet, daz man trâgen esel
  mit snellem marke rennet?

Wan sol die iungen hunde lâzen zuo dem bern,
und rôten habech zem reiger werfen, tar ers gern,
und eltiu ros zer stuote slahen,
mit linden wazzern hende twahen,
mit rehtem herzen minnen got,
  und al die werlt wol êren,
und neme ze wîsem manne rât
  und volge ouch sîner lêre.

Swer suochet rât und volget des, der habe danc,
alse mîn geselle Spervogel sanc.
und solde er leben tûsent iâr,
sîn êre stîgent, daz ist wâr.
ist danne daz er triuwen pfliget
  und den niht wil entwenken,
so er in der erde erfûlet ist,
  sô muoz man sîn gedenken.

Ez zimt wol helden daz si frô nâch leide sîn.
kein ungelücke wart sô grôz, da enwâre bî
ein heil, des suln wir uns versehen.
uns mac wol frum nâch schaden geschehen.
wir haben verlorn ein veigez guot:
  vil stolzen helde, enruochet.
dârumbe suln wir niht verzagen:
  ez wirt noch baz versuochet.

Waz frumt dem rosse daz ez bî dem fuoter stât,
und ouch dem wolve daz er bî den schâfen gât,
der in diu beidiu tiure tuot?
sô ist ez ienem alsô guot,
der veile vindet swaz er wil,
  und des niht mac vergelten.
ein lieht in fremedes mannes hant
  daz froit den blinden selten.

Swer einen friunt wil suochen da er sîn niht enhât,
und vert ze walde spuren sô der snê zergât,
und koufet ungeschouwet vil,
und haltet gerne vlorniu spil,
und dienet einem bôsen man
da ez âne lôn belîbet,
dem wirt wol afterriuwe kunt,
ob erz die lenge trîbet.

Swer lange dienet dâ man dienstes niht verstât,
und einen ungetriwen mitesluzzel hât,
und einen valschen nâchgebûr,
dem wirt sîn spîse harte sûr.
ob er sich wil alsô betragen
der arman niht verdirbet,
daz muoz von gotes helfe komen,
wan er mit riuwen wirbet.

Diu sälde dringet fur die kunst, daz ellen gât
vil dicke nâch dem rîchen zagen in swacher wât.
erst tump, swer guot vor êren spart.
zuhte wellent grâwen bart,
triuwe machent werden man
und wise schône frâge.
liebe meistert wol den kouf:
sô scheidet schade die mâge.

Wan sol einen biderben man wol drîzec iâr
dârûf behalten (deich iu sage, daz ist wâr),
ob man dem hêrren widersage,
daz er in holdez herze trage.
swem daz guot ze herzen gât,
der gewinnet niemer êre.
io enrede ichz niht dur mînen frumen,
wan daz ichz alle lêre.

Sô wê dir armuote! du benimest dem man
beidiu witze und ouch den sin, dêr niht enkam.
die friunt getuont sîn liehte rât,
swenn er des guotes niht enhât,

si kêrent ime den rugge zuo
und gruozent in vil trâge.
die wîle der mit vollen lebet,
sô hât er holde mâge.

Sô wol dir, wirt, wie wol du doch dem hûse zimest!
an dem worte niemer mê du abe genimest.
swie kleine man gebresten hât,
wol doch der wirt em hûse stât.
der wirt der kan des hûses reht
wol mezzen nâh der snuore.
waz solde ein wîselôsez her,
daz âne meister fuore?

